2559

„Billige Romane“

herausgegeben von Theodor Scheibe.

Nr. 24.

Der

Kreuzherr von Pöltenberg.

Eine Priesterlaufbahn

nach authentischen Quellen geschildert

von Theodor Scheibe.

Wien, 15. December 1876.

Verlag von Theodor Scheibe.

Schulerstraße Nr. 17.

RSR
Jantz
#2559

Erstes Capitel.

Das Beichtgeheimniß.

In der Wohnung des Pfarrers von Mariabrunn saßen in später Nacht mehrere Augustinermönche am Spieltische, als ein Jägerbursche mit einer Laterne in der Hand mit dem Pförtner des Klosters erschien und erklärte, daß er den Herrn Pfarrer zu einem Kranken abholen solle.

„Ob man auch nur eine ruhige Stunde hat!" rief der Pfarrer mürrisch, die Tarokkarten in der Hand zusammenschiebend. „Erst heute sind die letzten französischen Marodeurs fortgezogen, die jede Stunde der Nacht meinen Dienst in Anspruch nahmen, und jetzt kann wieder ein Kranker in seiner Aengstlichkeit den Morgen nicht erwarten! Man muß den Kaplan wecken, der soll gehen, wenn es gar so dringend ist!"

„Hochwürdiger Herr," nahm der Jägerbursche das Wort, „der Herr Forstmeister im Auhofe liegt in Todesnöthen darnieder und hat ausdrücklich nach Ihnen verlangt."

„Mein Freund, der Forstmeister!?" rief der Pfarrer erschrocken, „was ist denn dem geschehn?"

„Er ist, als er aus dem Thiergarten nach Hause zurückkehrte, vom Pferde gestürzt und hat sich dadurch eine schwere Wunde beigebracht, die unaufhörlich blutet. Der Bader, den wir holen ließen, zuckte die Achseln und hat die Frau Forstmeisterin auf den baldigen Tod ihres Herrn vorbereitet."

„Entsetzlich!" rief der Pfarrer, „ein Mann von fünfzig Jahren, mit vollem, lebhaft gefärbtem Gesichte und einer kupferigen Nase, die auffallend groß war. „Wer wird uns jetzt mit Wildpret versorgen? Oh, der gute Mann! Die Schnepfen, die er mir gestern gesendet hat, waren deliciös . . . . ."

Ein schwerer Seufzer entstieg der Brust des Pfarrers während er sich vom Tische erhob: „Muß er wirklich sterben?"

„Ja gewiß," antwortete der Jägerbursche. „Ein inneres Gefäß ist entzwei gesprungen, weshalb auch die Verblutung nicht zu hemmen ist."

„Gestern war er noch frisch und gesund!" sagte der Pfarrer; „mich schaudert es, wenn ich an den Tod denke, denn es gibt doch kein Gut, das kostbarer wäre, als das Leben. Und zwei Kinder sind auch da, die sich noch nicht ihr Brod selbst suchen können. — In Gottes Namen gehen wir. — Ich hoffe, daß ich bald zurückkommen werde. Mein verehrter Bruder Anton soll inzwischen die Partie übernehmen und ohne weiteres Pagat Ultimo ansagen. Es ist ein Soloblatt, das ich gerne selbst zu Ende gespielt hätte. — Ach Gott, so geht es in der Welt! — Doch es wird kühl draußen sein, ich will mir nicht gerne ein Schnupfen holen — morgen haben wir Juditha und da ist noch rauhes Wetter im Kalender angezeichnet."

Der Pfarrer sagte zu dem Pförtner, daß er ihm seinen Mantel in die Kirche hinabtragen und der Kirchendiener die Sakristei aufsperren solle.

Wenige Minuten nachher und Pater Hippolyt hatte die Burse mit der heiligen Hostie um sich gehängt und verließ im Mantel gehüllt und das Priesterkäppchen auf dem Haupte, die Kirche.

Der Jägerbursche mit dem Kirchendiener, welche Beide Laternen trugen, schritten dem geistlichen Herrn gegen die Au voran, durch welche sie ihren Weg nach dem Auhof zu nehmen hatten.

Das Glöckchen in der Hand des Kirchendieners klang leise durch die düstere Nacht, den stillen Gang des göttlichen Trösters verkündigend, der sich dem Sterbenden als letzte Wegzehrung hingibt.

Schwere Wolken hingen tief unter dem Himmel, dennoch herrschte ein mattes Licht, welches der Gegend daselbst Zeichnung, Form und Mannigfachheit verlieh, denn hinter den Wolken verbarg sich der Vollmond, der dieselben mit seinem Lichte dnrchdrang und einzelne Risse fand, die er glänzend beränderte. Traurig rauschte der Hain und von fern her vernahm man das Tosen des Wassers, das über eine Wehre herab stürzte; das sonst so kleine Flüßchen, welches sogar im Sommer oft austrocknet, mochte durch den schmelzenden Schnee im Gebirge hoch angeschwollen sein.

Nach einer Wanderung von sieben- bis achthundert Schritten lichtete sich die Au und man gelangte zu einem Brückchen an dem Saume der Auwiese. Dort traten plötzlich aus dem Schatten vereinzelt stehender Bäume, menschliche Gestalten hervor, die sich dem Priester in den Weg pflanzten und auf denselben einen so unheimlichen Eindruck machten, daß er den beiden, mit den Laternen vor ihm Schreitenden ängstlich zurief, ihre Eile zu vermindern; aber plötzlich verlöschten die Lichter und Pater Hypolit vernahm einen Entsetzensschrei. Fast in diesem Augenblicke wurde der Pfarrer von den nächtlichen Gesellen, die auf ihn gelauert haben mochten, angefallen und festgenommen.

„Jesus Maria, was habt Ihr vor?" stammelte der Pater auf das Heftigste erschrocken. „Ich bin ein Priester und trage den Leib des Herr zu einem Sterbenden!"

„Wir werden Dir den rechten Weg zeigen!" wurde eine dumpf klingende Stimme laut, und von kräftigen Fäusten erfaßt, wurde Hippolyt seitab vom Wege hinter den nahen Busch geschleppt.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte er mit bebenden Lippen.

„Deine Beichte wollen wir hören!" antwortete einer jener Schrecklichen — es waren ihrer Drei — „und beichtest Du nicht willig, so mußt Du sterben!"

Der Deckel einer Blendlaterne klappte auf und durch das dicke ausgebauchte Glas fiel nun ein magisches Licht auf jene drei gewaltthätigen Menschen und den Augustinermönch.

Seine Angreifer waren französische Soldaten und mochten ihren Abzeichen nach Officiere sein; ihre Gesichter waren bärtig und diese Bärte so üppig, daß Hippolyt fast gar keine Züge wahrnehmen konnte, da sie ihre Hüte tief in die Stirne gedrückt hatten.

Da sie gut deutsch sprachen, so vermuthete der Pfarrer, daß es Elsäßer seien und sagte deshalb zu ihnen: „Ihr seid ja meine Landsleute, gute katholische Christen, und werdet daher mit dem Diener Gottes, der den Leib des Herrn zu einem Kranken trägt, nicht gottesräuberisch verfahren!"

„Wir wollen es kurz machen," sagte einer von diesen Kerlen, der eine gespannte Pistole in der Hand hielt. „Hör' mich an, Pfaffe, und verliere keines meiner Worte. Vor sechs Monaten ungefähr wurdest Du an einem Herbstmorgen zur Gräfin Finkenstein gerufen, um sie mit dem Leib des Herrn zu versehen. Sie hat Dir gebeichtet und nach ihrer Genesung auch gegen Freundinen sich geäußert, daß Du ihr die Absolution ertheilt hast, obwohl sie sich einer schweren Sünde schuldig gemacht! Man weiß es

bereits, wessen sie sich schuldig bekannte; aber wir wollen das Geständniß auch aus Deinem Munde hören und geben Dir unser Wort, daß wir dieß Geheimniß nicht verwerthen werden. Also sprich, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

„Was verlangt Ihr von mir?" rief Hippolyt höchst bestürzt. „Mich bindet ein heiliges Gelübde, das Beichtgeheimniß nicht zu verrathen!"

„Du willst nicht?!" zürnte jener wilde Geselle, „nun denn, so falle auf die Knie, Dein letztes Stündlein ist gekommen! Meine Kugel soll Dir den Kopf zerschmettern!"

„Nicht so rasch!" rief ein anderer den Degen ziehend und dessen Spitze Pater Hippolyt an den Leib setzend. „Ich werde ihm erst meinen Stahl in den Bauch bohren, und dann befragen wir ihn wieder, ob er uns beichten will."

„Nun versuch's," sagte der Mann mit der Pistole, hilft's nicht's, so kann's nicht schaden."

Pater Hippolyt fühlte die Spitze des Degens an seinem Leibe und von der Todesangst überwältigt, schrie er kläglich auf: „Haltet ein, ich will Alles bekennen!"

„Besser jetzt, als später," sagte der frühere Sprecher. „Laß' hören!"

„Ach Gott! ich kann mich nicht fassen," sprach der zitternde Mönch, dem der Todesschweiß über die Stirne rann, „seid gnädig und barmherzig, ich will Alles sagen! — aber mein Kopf ist verwirrt, helft mir doch meine Erinnerungen sammeln! — O Gott im Himmel! Ich fühle das spitze Eisen schon in meinem Leibe!"

„Nur an Deiner Haut," lautete die Entgegnung, „doch sprich und mein Stahl wird nicht weiter vorwärts dringen."

„Ja! ja! ich spreche schon," lallte der Geängstigte, o Gott der Gnade! erbarme dich meiner!"

„Zieh' den Degen zurück," sagte der Dritte, damit der Pater sich fasse."

„Das thu' ich nicht; wie er lügt, stoß' ich zu. Was hat Dir die Gräfin Finkenstein bekannt?"

„Ach ja! ja!" stammelte der Mönch, „sie beichtete mir, daß sie gegen das sechste Gebot sich vergangen habe!"

„Du fragtest dann weiter," sagte der Mann mit der Pistole, „und was antwortete die Gräfin darauf?"

„O mein Gott!" jammerte der Mönch, „sie klagte sich der Sünde des Ehebruches an und bekannte mir, daß ihre beiden Kinder uneheliche Sprossen seien."

„Und was gestand sie Dir noch?"

„Um Jesu Willen! ich weiß nicht mehr anzugeben!"

„Es ist genug!" sprach der Dritte, vom lebhaftesten Affecte ergriffen. — „Es ist genug!" schrie er auf, während er seine beiden Fäuste vor Wuth zusammenstieß. „Hölle und Teufel, es ist genug! Laßt den Mönch laufen!"

„Mit nichten!" rief der Mann mit der gespannten Pistole; „ein Priester, der das heilige Gelübde verletzt, verdient nicht länger zu leben; er hat das Beispiel des heiligen Johann von Nepomuk nicht beherzigt. Stürzen wir ihn in das Wasser!"

„Gnade!" jammerte Hippolyt, auf seine Knie niederstürzend.

„Unter einer Bedingung wollen wir Dich begnadigen," sagte der Mann mit dem blanken Degen; „schwöre uns, das Beichtgeheimniß der Gräfin nicht weiter zu verrathen. — Schwöre uns, es Niemandem zu sagen, daß wir Dir dasselbe abgerungen haben! —"

„Ich schwöre! ich schwöre! — Bei Gottes Barmherzigkeit — ich schwöre Euch ewiges Stillschweigen!"

„Dann kehre wieder heim," antwortete der Dritte, „der Forstmeister ist schon gesund."

Die Räuber des Beichtgeheimnisses waren ebenso schnell verschwunden, als sie gekommen waren. Hippolyt suchte sich vom Boden aufzuraffen, aber er vermochte es nicht; sein Kopf war wüst, seine Glieder bebten wie Espenlaub. Von Ferne vernahm er Pferdegetrapp und er vermeinte, daß neue Schrecken auf ihn einstürmen. Seine Sinne schwanden, ohnmächtig brach er zusammen.

Zweites Capitel.

Gräfin Finkenstein.

In jener Nacht wachte eine junge blasse Dame bei ihren schlummernden Kindern in einem Hause unfern der Michaelerkirche in Wien. Die Wachslichter an dem Tische, in silbernen Armleuchtern steckend, waren weit herabgebrannt und der Zeiger an der Wanduhr zeigte bereits die erste Morgenstunde an.

Sie blickte auf die Uhr und ließ dann sorgenschwer das Haupt in die Hand sinken.

Fast geräuschlos trat das Kammermädchen zur Thüre herein und putzte die Lichter.

„Gräfliche Gnaden," sagte sie, „sollten sich bereits zur Ruhe begeben, der Herr Graf wird heute nicht mehr kommen; ich werde die Kinder entkleiden."

Das Mädchen näherte sich den schlafenden Kindern, welche auf einem Divan ruhten, an welchem auch die Mutter ihren Sitz hatte.

„Lass' sie," antworlete diese, „sie wollen dem Vater entgegeneilen; vielleicht kommt er doch, wie sein Brief mir gemeldet. Wenn ihm nur kein Leid widerfahren ist!" setzte sie besorgt hinzu; „die Nachzügler der Franzosen machen die Straßen unsicher."

„Der Herr Oberst wird nicht allein reisen," meinte das Kammermädchen, „und er versteht es gewiß, den Degen zu führen. Gräfliche Gnaden geben sich ungegründeten Besorgnissen hin — die Kleinen aber sollte man doch schon in das Bett bringen."

Die Mutter warf einen Blick auf ihre Kinder. „Ach! sieh doch," sagte sie leise und von Mutterlust beseelt, „sieh doch, wie süß sie schlummern, Gottesfrieden schwebt über ihnen. Sie ruhen eng an einander, wie damals vor sechs Jahren, als ich sie noch unter meinem Herzen getragen. Ist es nicht ein Zug sowohl bei dem Mädchen als bei dem Knaben und mag es nicht ein und derselbe Traum sein, der im holden Lächeln ihre Gesichtchen verklärt! O, mein theuerer Arnold, meine süße Hermine!"

Die Mutter hauchte zwei Küsse auf die blondgelockten Häupter der Zwillinge.

„Nessi," sagte sie dann leise zu dem Mädchen, „sprich es offen aus, findest Du nicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen meinen Kindern und ihrem Vater?"

„O gewiß!" antwortete Nessi.

„Er will es nicht glauben, der böse Mann," sprach die Gräfin mit einem Seufzer, und senkte dann, von trüben Erinnerungen erfüllt, ihr Haupt. „Wie glücklich wäre ich doch," sprach sie halblaut vor sich hin, „wenn mein Mann kein Hochgeborener wäre, wenn er gleich mir aus bürgerlichem Blute stammen würde! Seine Verwandtschaft ist unversöhnlich und der Graf hält zu jenen weit mehr als zu mir.—"

„O, das ist ja nicht möglich!" sagte Nessi.

„Gewiß," antwortete die Gräfin, „ich lese es aus seinen Briefen. Wie die Luft bei annäherndem Winter, kühlt sich sein Herz immer mehr und mehr für mich ab, und ich

denke mit Furcht daran, wenn das Alter meine Haare bleichen wird. — Es ist gewiß, daß er eine Liebste hat."

„Das wäre schändlich!" sagte Nessi; „gräfliche Gnaden sind doch so hübsch, daß sich keine mit Ihnen messen kann und Sie sind so gut, so herzlich und ungekünstelt."

„Und wenn ich Dir dies auch glauben würde," sagte die Gräfin, so bin ich doch von bürgerlicher Abstammung, und das ist ein unauslöschlicher Makel im Auge der hohen Aristokratie. Mein Mann war verblendet, daß er dies nicht früher bemerkt hat. Jetzt sieht er es gar gut und bedauert seine Verblendung."

„O, Sie thun ihm gewiß unrecht," sagte Nessi, „und der Krieg allein und die tausend Anordnungen, die er als Oberst zu ertheilen hat, mögen es sein, daß seine Zärtlichkeit als Gatte nicht zum Ausdrucke gelangen kann. Das wird sich nun ändern."

„Glaubst Du —" sagte die Gräfin. „Mein Gemal hätte mich schon längst wieder sehen können, aber er wünscht es nicht. Mein Verlangen zu ihm zu eilen hat er wiederholt abschlägig beschieden, das ist nicht gut! Vorhin hat er sich ernstlich darum beworben, daß seine mit mir eingegangene Ehe die Zustimmung seiner Verwandten erlange, und daß sie auch von Seite des Hofes als eine rechtsgiltige anerkannt werde. Seit längerer Zeit jedoch bemüht er sich gar nicht mehr, dies zu erlangen, und wenn mich das Unglück treffen würde ihn zu verlieren, was Gott verhüte, wären die Ansprüche der Kinder auf das väterliche Erbe sicher gefährdet."

„Wie wäre denn dies möglich?" fragte Nessi, „ich war ja bei Ihrer Trauung anwesend; der Geistliche hat Sie bei dem Altare ebenso eingesegnet, wie dies bei anderen Trauungen der Fall ist und Kinder sind auch da, die auf

den Namen des Vaters geschrieben sind! Das wären saubere Gesetze, wenn dies keine Giltigkeit hätte."

Die Gräfin horchte plötzlich auf, denn draußen auf der Straße vernahm sie Pferdegalopp und eine Vorahnung sagte der jungen Dame, daß der Gatte es sei, der nach langer Abwesenheit heimkehre.

Sie eilte an das Fenster und sah, daß die Reiter vor dem Hause anhielten und sich daselbst aus den Sätteln schwangen.

Die Gräfin eilte zu ihren Kindern und weckte dieselben mit der frohen Nachricht: „Auf, meine Kleinen, auf! der Vater ist da!"

Dies wurde auch im nächsten Augenblicke durch einen hereineilenden Diener bestätigt.

Die Kleinen rieben sich schlaftrunken die Augen und erhoben sich vom Divan, und als der Vater zur Thüre rasch hereintrat, da liefen sie schon der Mutter voran und streckten sehnsuchtsvoll, von kindlicher Liebe erfüllt, ihre Arme zu ihm empor.

Graf Finkenstein starrte sie mit einem fürchterlichen Blicke an und sagte dann, sie von sich stoßend, mit dumpfer Stimme: „Dort bei der Mutter ist Euer Platz!"

Die Kinder flohen bestürzt zu der Mutter zurück und diese sah erstaunt und befremdet den Grafen, ihren Gemahl an, der auf drei Schritte vor ihr stehen blieb.

Er trug die Obersten-Uniform seines Regimentes; mit ihm zugleich waren zwei andere Herren gekommen. Der Eine von diesen, der ihm zur Rechten stand, war gleichfalls österreichischer Stabsofficier und trug an seiner Brust das achteckige silberne Kreuz des Johanniter-Ordens. Der Andere, dem Grafen zur Linken, ein schmächtiges Männchen, war elegant in Civil gekleidet und trug Augengläser.

Es bedurfte nur eines Blickes, um zu erkennen, daß diese drei Personen von einer und derselben Abstammung sein mochten.

Die Zeichnung ihrer eckigen Gesichter war ein und dieselbe und ein charakteristisches Merkmal derselben war ein breites Kinn und eine stark abgeplattete Stirne.

Der Gemahl der Gräfin, der Aelteste und Größte von den Dreien, war trotz der Egalität der Züge, einnehmender, minder häßlich, als die andern, während das Antlitz des Civilisten an ein Zerrbild mahnte.

Es waren die drei Brüder Hermann, Johann und Norbert Finkenstein.

Der Erstere, der Majoratsherr des Hauses, war fünfzig Jahre alt, während Norbert, der geheimen Haus- Hof- und Staatskanzlei in außerordentlichen Diensten angehörig, achtundreißig Jahre zählte; der Johanniter hielt die Mitte von diesen Beiden.

Sie hatten blondes schlichtes Haupthaar, graue Augen und glatt rasirte Gesichter.

Als die Gräfin diese drei Brüder in einer fast militärischen Aufstellung vor sich sah und zugleich bemerkte, daß die Schwäger finster und mit zurückstoßender Kälte sie in's Auge faßten, während Hermann vor wilder Aufregung glühte, da stieg in ihr die Ahnung auf, daß sie eine schlimme Nachricht oder schwere Anschuldigung aus dem Munde ihres Gemahls zu erwarten habe.

Hermann, vor Wuth schnaubend, stieß auch schon mit Hast die zornigen und schneidigen Worte hervor: „Mamsell Leopoldine Haiden wird sich augenblicklich mit ihren Kindern von hier und aus meinem Hause entfernen! Sie soll es ja nicht mehr wagen, mir jemals wieder vor die Augen zu treten — hat Sie mich verstanden? — Fort, fort, ich befehle es!"

Diese Worte schleuderten einen flammenden Blitz in die Seele jenes Weibes, welcher ihre Ruhe und Sanftmuth in Zorn und Entrüstung verwandelte und den Ausdruck der Frauenwürde mächtig erhöhte.

„Befehlen Sie, Herr Graf, Ihren Soldaten," antwortete sie mit blitzenden Augen, „nicht aber Ihrer Gemahlin, der Gräfin von Finkenstein!"

„Du hast aufgehört meine Gemahlin zu sein!" schrie Hermann, „und ich verbiete Dir und den Kindern bei schwerer Strafe meinen Namen noch ferner zu führen! — Fort! sage ich, sonst lasse ich diese Rangen wie die Zucht der Hündin ersäufen und Dich dem Kriminalgerichte übergeben!"

„Unglückseliger! was ist mit Dir geschehen?" rief die Gräfin, vor Schmerz und Schreck' überwältigt. „Es ist Wahnsinn, wenn Du gegen Dein eigenes Fleisch und Blut wüthest! Es ist Raserei, wenn Du Dein treues Weib beschimpfst! — Hermann! — Hermann! komme zu Dir selbst!"

Statt einer Antwort stieß der Graf seine Fäuste mit Heftigkeit zusammen, eine Eigenheit, welche dann sich zeigte, wenn er in der wilder Wuth sich befand.

„Diese Frechheit!" krächzte er; „diese banale Unverschämtheit! Aber ich werde mich nicht vergessen und dieses Weib schlagen, das ohnehin von den Streichen des Schicksals schwer getroffen wurde! — Ich ziehe mich zurück, aber Ihr, meine verehrten Brüder, werdet mich von diesem Ungeheuer befreien! — Wenn ich sie ertappt hätte, wie sie mir den meuchlerischen Dolch in das Herz stoßen will, hätte ich ihr verziehen. Aber so! — Nein, gerechter Gott! Hier kann von Gnade und Erbarmen nicht die Rede sein! Sie hat mich in einen schäumenden Tiger verwandelt und ich muß fliehen, um nicht durch einen Akt der Selbstge-

rechtigkeit meine Ehre zu beflecken. — Schafft sie fort! — Schafft sie fort!"

Der Oberst schoß wie ein grimmiger Eber zur Thüre hinaus.

„Das scheint das Werk meiner Herren Schwäger zu sein," sprach die Gräfin, während ein schwerer Seufzer ihrer Brust entklomm; „doch die Herren Grafen fechten mit unerlaubten Waffen und ich werde mich gegen diese zu schützen wissen und das Gesetz für mich in Anspruch nehmen."

„Wie's beliebt," sagte Norbert der Diplomat, während er höhnisch lächelnd die Nasenspitze unnachahmlich hoch empor brachte. „Gefährlich ist die Wölfin nicht mehr, wenn sie bereits in der Grube liegt."

„Leopoldine Haiden!" sagte der Johanniter, der wie der steinerne Gast unbeweglich dastand, „Ihre Ehe mit unserm Bruder Hermann ist niemals zu recht bestehend anerkannt worden, und nachdem mein Bruder hinter ein Geheimniß gekommen ist, das zur Fälschung unseres Stammbaumes führen sollte, der durch ein halbes Jahrtausend von der Hand der Vorsehung geschützt wurde, so tritt die traurige Nothwendigkeit ein, die gerechten Wünsche meines Herrn Bruders zu erfüllen. Verlassen Sie mit Ihren Kindern unverweilt das Haus, Ihre Kleider und Effekten, ja selbst sogar Ihre Pretiosen sollen Ihnen unter einer beliebigen Adresse nachgesendet werden."

„Ich lasse mich von hier nicht vertreiben," antwortete Leopoldine mit Festigkeit. „Durch die geschlossene Ehe, welcher Akt kirchlich und öffentlich geschah, habe ich das Recht hier zu weilen und ich wünsche zu wissen, weßhalb mein Gemahl gegen mich und meine Kinder erzürnt ist."

„Wir haben der Mamsell Haiden keine Erklärungen zu geben," sagte der Diplomat mit pfiffigem Lächeln

„Sie gehen, wie Sie gekommen sind und wenn Sie glauben, daß Ihnen durch uns ein Unrecht wiederfahren ist, so nehmen Sie einen Advocaten und processiren Sie mit uns. Habe ich nicht Recht, Herr Bruder?"

„Ich gehe nicht, bevor ich die Anklage gehört habe!" rief die Gräfin standhaft.

„Die werden Sie früh genug hören," sagte der Johanniter-Ritter; „jetzt ist es schon zu spät und wir wollen Ruhe haben im Hause. Soll ich die Dienerschaft rufen lassen?"

Plötzlich stürmte wieder der wüthende Hermann zur Thüre herein, gefolgt von einem Bedienten, welchen er mit brüllender Stimme den Befehl ertheilte, die Gräfin und ihre Kinder aus dem Hause zu schaffen.

„Gräfliche Gnaden," sagte der alte Kammerdiener, bestürzt die Hände zusammenschlagend, „lassen Sie das auf Morgen, es ist doch klar, daß Sie jetzt nicht völlig bei Verstande sind, denn einen solchen Befehl seiner tugendhaften Frau gegenüber kann der erbärmlichste Wütherich nicht ertheilen!"

„Kerl, Du bist entlassen!" schrie Hermann, indem er dem Alten mit der Faust einen Schlag versetzte, „und jeder von Euch ist entlassen," rief er den anderen Bedienten zu, welcher nicht sogleich meinem Befehle gehorcht. — Fort mit der Ehebrecherin!"

„Nun höre ich die Anklage," sprach die Gräfin auf das Tiefste erschüttert; „beim ewigen Gott, sie ist falsch! Wer kann Schlechtes gegen mich aussagen? — Ich weiche nicht!"

„Wollt Ihr gehorchen, Ihr nichtswürdigen Kreaturen?" herrschte der Graf seinen Domestiken zu, die vom Schrecken, erfaßt, mit bleichen Gesichtern dastanden und offenkundig der unglücklichen Frau ihr Mitleid schenkten.

Wiesen, Pferdpauschale und einen Gehalt von tausend Gulden, außer den vielen Nebengebühren. Du aber — ich gebe Dir es augenblicklich schriftlich — sollst außer diesen Vortheilen noch zweitausend Gulden jährlich und lebenslänglich erhalten, und das schöne Haus! man könnte sagen ein Schlößchen! Und darin mit einem herzigen jungen Weibchen zu leben, mit ihr in der Winterszeit mit eigenen Pferden eine Schlittage nach der nahen Stadt zu machen, wo es an Bällen und anderen Unterhaltungen nicht fehlt, und einer Menge von Jägern zu gebieten! Kann es da etwas Herrlicheres auf der Welt geben als der Forstmeister Heinrich zu sein? Eigentlich bist Du dann der Gutsherr und nicht mein Bruder, Du hast ihn dann im Sack, denn er darf es nicht vergessen, was Du für ihn gethan hast. Ist es denn etwas Schlechtes, was man von Dir verlangt? Im Gegentheile, mein Freund, Du erweisest Gott und der Welt einen Gefallen, wenn Du diese Lasterbrut vertilgst. Schütze Dich nur vor den Rechtsfolgen, nämlich lasse Dich ja nicht bei der That ertappen. Ich übernehme Deine Verantwortlichkeit vor dem ewigen Gerichte."

„Ich will mir das überlegen," sagte Heinrich, „und werde dann dem Excellenzherrn sagen, wozu ich mich entschlossen habe."

„Du mußt Dich aber bald entschließen," erwiederte Graf Johann Finkenstein vertraulich und geheimnißvoll, „ich sage Dir, es ist Jemand da, der unter diesen Bedingungen gleichfalls gerne Forstmeister werden möchte. — Wenn Du willst, gebe ich Dir einen Vorschuß von fünfzig Ducaten, wenn Du meine Schwägerin — verfluchtes Wort, das mir da in den Mund kommt! — wenn Du dieser Hexe nachreisest und alle Verhältnisse dort in's Auge fassest. Ich glaube, die Sache würde sich leicht und gefahrlos abthun lassen."

Heinrich, der Jäger, starrte lange wild vor sich hin, während sein Athemgeräusch schnarrend wurde.

„Geben Sie mir, Excellenz, die fünfzig Ducaten," sagte er hierauf mit fester Entschlossenheit, „ich reise nach Znaim hinauf und will sehen, was dort zu machen ist."

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Am 13. October kam des Nachts eine Stafette von Znaim zu dem Grafen Hermann v. Finkenstein, wodurch derselbe benachrichtigt wurde, daß die Gräfin mit ihren Kindern plötzlich von ihrem Gute abgereist sei, jedoch einen Brief daselbst zurückgelassen habe, welcher durch einen Zufall, gegen den Befehl der Gräfin, erbrochen und gelesen worden ist.

Diesem Briefe zufolge beabsichtigte die Gräfin ihr Leben sowohl, als das ihrer Kinder durch eine gewaltthätige Handlung ohne längeren Aufschub zu enden.

Dieser Brief, welcher von der Gräfin an ihren Gemal gerichtet war, hatte folgenden Inhalt:

„Herr Graf, schwergeprüfter, unglücklicher Mann!

„Seit ich vor aller Welt mit Schmach und Schande gebrandmarkt wurde, ist mir mein Leben, so wie das meiner Kinder zur größten Widerwärtigkeit geworden. Ich will es auch vollenden! Wenn ich gehe, so nehme ich die Kleinen mit mir und werde nie wieder kommen.

„Ich habe nichts zu bekennen, was nicht ohnehin schon bekannt wäre. Meine Kinder sind an dem Unglücke der Mutter schuldlos und Niemand könnte sie eines Verbrechens anklagen. — Nein, sie trifft keine Schuld!

„Was können die Kinder dafür, daß die Mutter eine schwache Stunde hatte?

„O, mein Gott! Hilf mir und meinen Kindern in der Stunde unseres Absterbens. Amen.

„Wenn ich allein ginge, was hätten die Kinder für ein Heil zu erwarten? Man würde sie die wandelnden Sünden der Mutter nennen und die Kinder des Zornes Gottes.

„Ich kenne einen stillen einsamen Ort, ein schweigsames Wassergrab, in dessen Tiefe Niemand hinabsteigen wird, um unsere Leichen heraufzuholen.

„Dort will ich mit ihnen schlafen. Der Stachel de Reue hat tief mein Herz verwundet und dies Unglück rührt davon her, daß ich so unglücklich war, am St. Antonsfest die Kirche am Pöltenberg zu besuchen und dort die Predigt eines Kreuzherrn anzuhören.

„Ich habe aus seinem Munde den Zorn des Ewigen vernommen und bin verzagt und kleinmüthig geworden, da ich weiß, daß ich für Zeit und Ewigkeit verworfen und verdammt bin.

„Ich stürze mich in die Fluthen — vielleicht verlöscht dies den Brand, der in meinem Herzen tobt.

„O, edler Mann! den ich für seine unendliche Güte tagtäglich und verrathen betrogen! Verzeihe mir und werde glücklicher in den Armen einer Anderen, die das Glück Deines Besitzes weit besser zu würdigen versteht, als ich es verstanden.

„Du bist ein Heiliger, ich aber war ein Teufel, der Dich ohne Unterlaß peinigte!

„Nun bist Du von mir frei. Lebe wohl und fluche mir nicht!"

Dieses Schreiben gewährte dem Grafen Hermann ein unendliches Vergnügen; schon mit Tages-Anbruch verließ er in seiner Reisekutsche Wien, um seinen Bruder Johann, der sich in der Nähe der Residenz auf seinem Schlößchen befand, zu besuchen.

Er traf ihn beim Frühstücke und verkündete ihm mit lauter Stimme das glückliche Ungefähr, wodurch er endlich

von Leopoldine und ihren beiden Bastarden erlöst werde und bereits erlöst worden sei.

„Es ist mir auch an ihrem Tode gar nichts gelegen, dieser Brief beweist uns Alles."

Graf Johann sah aufmerksam den Brief an und sagte: „So ist es auch, es ist die Handschrift Leopoldinens. — Glaube aber ja nicht," setzte er, leise sprechend hinzu, „daß die Reue dieses Geständniß ihr erpreßte. Mein Jäger Heinrich hat es gethan."

„Wie? Heinrich?" fragte jener überrascht.

„So ist es!" sagte der Malteser-Ordensritter. „Vor einer Stunde war er hier und hat mir mitgetheilt, daß er —."

Johann Finkenstein machte die Pantomime des Halsabschneidens.

„Entsetzlich!" rief Hermann auf das Heftigste erschrocken; „und was ist mit den Kindern geschehen?" fragte er kleinlaut.

„Die hat er erdrosselt," flüsterte der Bruder ihm geheimnißvoll zu.

„Gott im Himmel! wenn man die Leichen auffindet, wird man nicht glauben, daß wir —"

„Er hat die Todten an einer Stelle verscharrt, wo sie Niemand auffinden wird. — Im tiefen Walde an einem sumpfigen Orte."

„Wenn es aber nur wirklich wahr ist?"

Johann öffnete die Schublade und nahm aus derselben eine goldblonde Haarflechte, welche er vor den Augen seines Bruders Hermann auf den Tisch legte.

„Kennst Du dieses Haar?" fragte er. „Heinrich hat es der Todten abgeschnitten. Kennst Du dieses Zeichen?" fuhr er fort, auf einen Ehering zeigend, durch welchen ein Theil der Haarflechte hindurch gezogen war. „Nimm es herab

und sieh' es an; es ist der Ehering, den Du ihr am Traualtar gegeben. Diesen Ring hat er der Todten vom Finger gezogen."

„Aber wie kam dieser Heinrich dazu?" stammelte der Oberst mit bebender Stimme.

„Ich habe ihn in Deinem Namen hiezu beauftragt," antwortete der Bruder.

„Herr verzeih' uns unsere Sünden!" stammelte Hermann, welcher blaß wie eine Leiche wurde. „Ich habe es nicht befohlen, aber — es ist geschehen, und ich wasche, wie Pilatus, meine Hände in Unschuld!"

Fünftes Capitel.

Das Attentat auf den Kronprinzen Ferdinand.

Der Kronprinz — nachmaliger Kaiser „Der Gütige" — ging in Begleitung des Grafen Salis von Baden nach dem Helenenthal, seinem gewöhnlichen Spaziergange während des Aufenthaltes der kaiserlichen Familie im erwähnten Curort.

Es war ein wundervoller Sommermorgen, klar, sonnig, windstill und dennoch angenehm kühl. Die Bergstraße, auf welcher sie dahinschritten, war wie stets in den Frühstunden noch menschenleer, da die Curgäste um diese Zeit nach den Bädern gingen.

Dort bemerkte General Salis, welcher wie der Kronprinz in Civil gekleidet war, einen Mann, der in dem Fahrwege unbeweglich stand, den Blick nach ihnen gerichtet und der dann den Hut abzog und die Stirne mit einem gefärbten Tuche abwischte. Bei ihrer Annäherung hatte er jedoch wieder seinen Hut aufgesetzt und das Tuch in die Brust geschoben.

Er trug einen zugeknöpften dunkelbraunen Rock und eine schwarze Hose.

„Diesen Mann begegnen wir an dieser Stelle jeden Tag," sagte Graf Salis zu dem Kronprinzen.

„Es ist gewiß ein Officier," antwortete der Kronprinz, welcher nun jenen Mann gleichfalls in das Auge faßte; „man sieht es an seiner Haltung und an seinen Manieren, wie er sich uns stellt — ein armer Teufel, wie es scheint, — er sieht etwas derangirt aus und mag was auf dem Herzen haben, das ihn drückt — mir wäre es recht, wenn er mich anreden würde."

„Ich glaube, es ist der pensionirte Hauptmann Reindel," sagte Graf Salis. „Vor einiger Zeit begegnete ich ihn in der Jägerzeile mit einem Vierer-Zug jetzt aber molestirt er mit Bittgesuchen die Allerhöchsten Herrschaften."

„Mein Gott," sagte der Kronprinz, „wenn er nichts mehr hat, was soll er machen."

Als der Kronprinz mit dem Grafen an zehn Schritte in die Nähe des Mannes gekommen war und die Beiden ihre Blicke ablenkten, damit jener nicht wisse, daß er ihre Aufmerksamkeit erregt habe, so murmelte er die Worte: „Es muß sein, Gott sei mir gnädig!" und schon hatte er ein Terzerol aus seiner Brusttasche gezogen und feuerte dasselbe ohne lange zu zielen auf den Kronprinzen ab. Ferdinand erschrack auf das Heftigste und ergriff den Arm des Generals, während er die Worte rief: „Ich bin verwundet!"

In diesem Augenblicke kamen aus den nahen Weingärten einige Winzer herbei gelaufen, welche es mit Entsetzen gesehen hatten, wie jener Fremde die Pistole auf den Kronprinzen losdrückte.

Der Meuchelmörder wollte die Flucht ergreifen, aber als er sah, daß auf das Geschrei jener Männer auch noch andere herbeikamen, so zog er ein zweites und drittes Ter-

zerol hervor, und schlug dieselben gegen die Herbeieilenden an.

Die Leute zögerten einen Augenblick, worauf Reindel eines seiner Terzerole mit der Mündung zu dem geöffneten Munde brachte und losdrückte.

Reindel fiel nicht zusammen, sondern zielte nochmals nach jenen Männern, welche mit Geschrei auf ihn losgingen; dieser Schuß versagte jedoch, Reindel wurde angefallen, zu Boden geworfen und mit Weinstöcken geprügelt.

Der Kronprinz zeigte auch hier seine unendliche Gutherzigkeit; während die Thränen ihm über die Wangen liefen, rief er jenen Leuten zu, welche den Attentäter mißhandelten: „Welch' ein Heldenstück, einen Wehrlosen zu schlagen! Laßt ihn doch gehen, es ist schon vorüber! — Aufhören, sage ich, sonst bekommt Ihr Nichts."

Die Schreckenskunde von dem Attentate flog wie ein Sturmwind nach allen Richtungen dahin, und wie die Ameisen eines zerwühlten Haufens liefen nun die Badner fassungslos, bestürzt und ängstlich durch einander. „Jetzt kommt Baden in Verstoß!" jammerten sie. „Jetzt geht gewiß der kaiserliche Hof nicht mehr her! Mit Baden ist es zu!"

In der nächsten Viertelstunde schon eilte der Kronprinz seinem Vater, dem Kaiser Franz entgegen, der bleich und zitternd ihm entgegenkam und rief demselben mit lächelndem Munde zu: „Es ist nichts! Ein rothes Fleckchen an der Achsel, nichts weiter. Die Kugel war so schwach, daß sie abgeprallt ist."

Das rothe Fleckchen war aber bereits blau geworden, und es trat in Folge der Prellung eine schmerzliche Entzündung ein, welche den Kaiser sowohl als seine jugendliche Gemalin Marianne mit den größten Besorgnissen erfüllten.

Das Achselgelenk schwoll hoch an und der Arm wurde unbeweglich.

Hunderte von Menschen liefen im Rathhause zusammen, wohin man den Thäter gebracht hatte, und die Adjutanten sowohl, als der Badner Polizeicommissär und einige Generäle, die sich als Curgäste dort aufhielten, befanden sich bei Hauptmann Reindel und drangen in ihn, die Ursache anzugeben, weshalb er auf den Kronprinzen geschossen habe.

Reindel stammelte unverständliche Worte. Er konnte auch nicht sprechen, denn seine Zunge und sein Gaumen waren verschwollen, unaufhörlich spuckte er Blut aus, denn die Kugel, welche er sich in den Mund geschossen hatte, steckte in dem Gaumen.

Nach einer leichten Operation jedoch gelang es dem kaiserlichen Leibarzt, die Kugel aus dem Gaumen herauszubringen.

Da aber Reindel noch immer nicht sich seiner Sprechwerkzeuge bedienen konnte, so wurde ihm anbefohlen, die Ursache des Meuchelmordes niederzuschreiben.

Reindel schrieb mit zitternder Hand kaum lesbar: „Ich habe keine Mitschuldigen."

Zu weiteren schriftlichen Erklärungen war der Meuchelmörder nicht zu bewegen.

Bisher war es Niemanden eingefallen, an die Möglichkeit zu glauben, daß dieses verruchte Attentat angestiftet worden sei, nun aber beschäftigte man sich damit, die Möglichkeit eines Complottes zu erörtern, und verfiel dabei auf die abenteuerlichsten und grausigsten Ideen.

Reindel wurde mit schweren Fesseln belastet und unter einer zahlreichen Escorte in einem Wagen nach Wien gebracht und dort dem Militärgerichte überantwortet, welches ihn sogleich zu seiner Heilung dem Garnisonsspital übergab.

Indeß entwickelte die Wiener Polizei einen wahren Feuereifer, um alle Verhältnisse des Attentäters genau kennen zu lernen.

Die Möglichkeit, daß Reindel Mitschuldige haben könne, wurde auch hier aufrecht erhalten und alle diejenigen Personen in Haft genommen, mit welchen der Verbrecher im engen Verkehr gestanden.

Bei dieser Nachforschung kam man auf eine Entdeckung, welche den Verdacht steigerte, daß der pensionirte Hauptmann Reindel nicht allein die Mordidee ausgeheckt habe. Ein Fremder nämlich kam am Vortage des Attentates in den Gasthof, in welchem Reindel seit einigen Tagen logirte und fragte das Stubenmädchen, als er die Treppe hinaufging, ob Herr Reindel zu Hause sei.

„Nein," antwortete das Stubenmädchen, „er ist vor einer halben Stunde fortgegangen und wird schwerlich heute, vor zehn Uhr Nachts, nach Hause kommen."

Der Fremde schien nach der beeideten Aussage des Stubenmädchens hierüber höchst bestürzt zu sein und sagte: „Wenn Herr Reindel nach Hause kommt und ist es auch noch so spät, so möge er an das Fenster seines Zimmers ein Licht stellen, weil ich ihn dann besuchen werde. Vergessen Sie ja nicht, ihm dies zu sagen, die Sache ist von Wichtigkeit."

„Ich habe dem Fremden dies versprochen," lautete die weitere Aussage des Stubenmädchens, „aber ich habe nicht Wort gehalten, denn als der Fremde fort war, so dachte ich mir, wenn Reindel spät nach Hause kommt, so hat er gewöhnlich etwas im Kopfe, und wenn er dann das Licht an das Fenster stellen würde, könnte er leicht die Vorhänge anzünden; wenn dem Fremden etwas daran gelegen ist, mit ihm zu sprechen, so kann er es auch am Morgen thun. Uebrigens kann ich Reindel auch nicht leiden, denn

er ist sehr zudringlich, und da ich ihm nicht Gehör gegeben habe, so hat er mich auf das Schmählichste beschimpft; auch habe ich von ihm, obwohl er über acht Tage bei uns logirt, nicht einmal einen Kreuzer Trinkgeld erhalten. Der Fremde ist nicht mehr gekommen und die Illumination des Fensters ist unterblieben."

Ueber das Aussehen jenes Fremden befragt, machte das Mädchen aus dem Gasthofe folgende Angaben: „Er war eher groß als klein, hatte eine hohe Stirne und weiße Haare, die er hinter das Ohr zurückgestrichen trug. Wie alt er ist, weiß ich nicht, er ging gerade aufgerichtet und schritt schnell dahin. Seine Kleidung kann ich nicht beschreiben, ich glaube, diese war dunkel, und wenn ich nicht irre, hatte er auch ein weißes Halstuch.

„Auf mich hatte er einen Eindruck gemacht, als wenn er ein Geistlicher wäre."

Als die Zeugin befragt wurde, ob sie wohl jenen Mann wieder erkennen würde, wenn sie ihm begegnete, so bejahte sie diese Frage und der Polizei-Obercommissär, welcher dieselbe in das Verhör genommen hatte, forderte sie auf, nicht wieder in den Gasthof ihren Dienstverrichtungen zu obliegen, sondern auf der Straße umherzugehen, um Jenen zu entdecken und versprach ihr auch eine Belohnung von 200 Gulden, wenn sie jenen Fremden zu Stand brächte.

Das Stubenmädchen entfernte sich aus der Kanzlei, und noch hatte sie nicht die Hälfte des Weges zu dem Gasthofe zurückgelegt, als sie jenen geheimnißvollen Fremden erblickte, welcher eben aus einem Fiaker stieg, der mitten am Platze Halt gemacht hatte.

Er war ein ernster, würdiger Mann, dessen Aeußeres in der That mit der Beschreibung des Mädchens genau übereinstimmte.

Die Prämie von zweihundert Gulden steckten der Badner Jungfrau im Kopfe und machten sie heldenkühn; das Stubenmädchen verwandelte sich in eine wahre Tigerkatze, sie fuhr mit dem lauten Aufschrei: „Einen Terno habe ich gemacht!" auf jenen Fremden los, würgte ihn am Halse, zerkratzte ihm Kinn und Wange, und ließ von ihm nicht ab, obwohl der Fiaker, welcher sie für wahnsinnig hielt, sie auf die unsanfteste Art von seinem Passagier loszumachen suchte.

„Das ist einer von der Räuberbande des Hauptmann Reindel!" rief sie, „zu Hilfe! nehmt ihn fest, schlagt ihm ein Bein ab, damit er nicht davonlaufen kann!"

Der Fremde jedoch machte nicht Miene, zu fliehen, und stellte sich auch der Polizei-Commission, welche von Wien nach Baden gekommen war, um dort Erhebungen in Bezug auf Reindel zu pflegen. Da er im Gesichte und an den Händen blutige Male hatte, von den Nägeln jener Furie herrührend, so verlangte er Wasser, um sich zu waschen, was ihm jedoch nicht gestattet wurde.

„Sie werden sich über Ihre Person ausweisen," sagte der Obercommissär zu ihm. „Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?"

„Ich bin mit einem Passe versehen," antwortete Jener auf gut deutsch, und präsentirte einen englischen Paß, welchen jedoch Niemand von den Herren vom Gerichte lesen konnte. Deshalb wurde auch ein Kurgast, welcher englisch sprach, gerufen, und derselbe ersucht, den Inhalt jenes Reisedocumentes bekannt zu geben.

„Das kann ich selbst," sagte der Fremde; „mein Name ist Richard Western, ich komme aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Bürger ich bin. Meines Standes nach bin ich ein Geistlicher."

„In welchem Verhältnisse stehen Sie zu dem pensionirten Hauptmann Reindel? Sie kennen doch diesen Mann?"

„Persönlich kenne ich ihn nicht," lautete die Entgegnung des Fremden.

„Woher wissen Sie denn, daß überhaupt ein Reindel auf der Welt existirt?" fragte ihn der Obercommissär.

„Ich hörte es von Andern."

„In welcher Verbindung stehen Sie mit jenem Reindel? — Sprechen Sie offen, es ist ja ohnehin verrathen, daß Sie sein Mitschuldiger sind. Warum haben Sie von Hauptmann Reindel verlangt," fragte der Untersuchungsbeamte, „daß er ein Licht an's Fenster stellen soll?"

„Weil ich an diesem Zeichen gewußt hätte, daß er zu Hause ist," antwortete der Nordamerikaner, „und ich würde ihn dann besucht haben."

„Woher kennen Sie den Hauptmann Reindel?"

„Andere haben von ihm gesprochen."

„Worüber haben Jene gesprochen?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Ist es Ihnen bekannt, daß Reindel auf den Kronprinzen geschossen hat?"

„Ich habe es gehört."

„Da man vermuthet, daß der Thäter Mitschuldige habe, muß man von Ihnen verlangen, daß Sie über jenen Mann genaue Auskunft geben."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich von diesem Manne ein Geheimniß weiß, sondern nur, daß ich Dasjenige geheim halten werde, das man mir über ihn mitgetheilt hat."

„Es scheint, daß Ihnen die Absicht des Attentäters bekannt gewesen ist?"

„Sie war mir nicht bekannt. Ich bin bereit, diese Aussage zu beschwören."

„Ein Eid beweist nichts."

„Es gibt aber doch Menschen, welchen ein Eid als heilig gilt."

„Möglich, aber diese wohnen sicher nicht in dem Schwindellande Nordamerika."

„Ein Blinder urtheilt niemals richtig über Farben."

Der Beamte verzog mißmuthig seinen Mund und sagte: „Beschränken wir uns auf das Sachliche. Weshalb haben Sie den Hauptmann Reindel aufgesucht?"

„Ich wollte mich bei ihm über verschiedene Dinge erkundigen."

„Was sind das für Dinge?"

„Dieselben nehmen auf diesen Rechtsfall gar keinen Bezug," antwortete Richard Western; „ich habe gute Ursache, dieselben nicht bekannt zu geben."

„Ich habe gute Ursache," sagte der Polizeibeamte, „Sie, mein Herr, für verhaftet zu erklären."

„Dagegen protestire ich," antwortete Western. „Ich habe mich nicht gegen die hiesigen Landesgesetze vergangen, und wenn Sie mich jenem Reindel entgegenstellen, so wird sich's zeigen, daß er mich gar nicht kennt."

„Protestiren Sie immerhin, Sie sind verhaftet."

„Erlauben Sie mir, daß ich ein Billet an den nordamerikanischen Consul in Wien schreiben darf."

„Das erlaube ich nicht. Doch warum wollen Sie dem Consul schreiben?"

„Damit er mir zu Hilfe komme und gegen meine völkerrechtliche Verhaftung das Wort ergreife. Vergessen Sie es nicht, mein Herr, ich bin Bürger der großen nordamerikanischen Republik."

„Schlechteres kann doch ein Mensch nicht sein, als ein Republikaner," sagte der österreichische Polizeibeamte; „Ihren Herrn Consul wird man wohl auch nicht lange frei

herumgehen lassen. Es wird sich schon beweisen, warum die Amerikaner unseren geliebten Kronprinzen, der bereits als König gekrönt ist, das Leben nehmen wollen!"

„Mein Herr, Sie haben gar sonderbare Ansichten von einem Republikaner."

„Nehmen Sie nicht jenes Wort in den Mund, das unter anständigen Personen nicht gesprochen werden soll. Sie sind verhaftet und werden, so Gott will, gehängt, obwohl Sie ein Nordamerikaner sind. Sie haben den Reindel zum Königsmorde angestiftet, und mit dem Lichte hätte er Ihnen das Zeichen geben sollen, ob er zu seiner verruchten That noch ein Dutzend anderer Bösewichte benöthige."

„Mein Herr, ich bin evangelischer Pfarrer," sprach der Fremde mit größter Ruhe und Gelassenheit, während er sein klares, durchdringendes Auge auf den ängstlich und leidenschaftlich aufgeregten Polizeibeamten richtete. „Ich habe es mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht, die Wildheit der Menschen zu bändigen, ihre Gefühle zu veredeln, um sie dadurch schon auf Erden vor das Antlitz Gottes zu bringen. Sie aber wollen in mir den Anstifter einer meuchlerischen That finden. Weshalb Sie dies finden, begreift mein einfacher natürlicher Verstand nicht."

„Elender, Du bist verhaftet!" schrie der Beamte so laut er schreien konnte, „Du bist ein Ausländer, ein Protestant, ein Republikaner und weigerst Dich, Deine Heimlichkeiten mit jenem verruchten Reindel bekannt zu geben! „Es ist gewiß, daß Du mit ihm ein verfluchtes Bündniß geschlossen hast. — Fort mit diesem Bösewicht!"

Herr Richard Western wurde in ein Gefängniß geführt und wenige Stnnden später, mit Ketten beladen, auf dem Schubwagen und in Gesellschaft eines Dutzend

Soldaten mit scharfgeladenen Musketen nach Wien zur weiteren Untersuchung abgeführt.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Dieser Ausländer machte der österreichischen Justiz viel zu schaffen; er ließ sich durch nichts bewegen, es bekannt zu geben, weshalb er jenen Reindel besuchen wollte, obwohl dieser selbst bei der Confrontation ihn bat, offen zu sprechen.

„Ich will es nicht sagen," antwortete Jener, und machte auch hierüber kein Geständniß, obwohl man ihn in den Dunkelarrest sperrte und späterhin den evangelischen Superintendenten zu ihm sendete, um ihm in das Gewissen zu reden.

Hauptmann Reindel, welcher seine Gesundheit wieder erlangte, lehnte jede Gemeinschaft mit jenem lutherischen Prediger ab und betheuerte, daß er im Geiste verwirrt gewesen sei, als er den Entschluß faßte, auf den Kronprinzen zu schießen. Doch die Behauptung einer Geisteskrankheit wollte bei Niemandem einen Glauben finden.

Die Gerichtsärzte sprachen sich dagegen aus und die Untersuchungsrichter behaupteten, daß Hauptmann Reindel ihnen ganz klare und sogar scharfsinnige Antworten gebe.

Reindel betheuerte, daß ihm gar nicht erinnerlich sei, weshalb er mit geladenem Terzerol dem Kronprinzen aufgelauert habe und bat es in Berücksichtigung zu ziehen, daß er sich gewiß mit Pistolen von großem Kaliber versehen hätte, wenn er dem Kronprinzen an das Leben hätte gehen wollen; aber die Terzerole hatten nicht nur ein kleines Kaliber, sondern waren überaus schwach geladen gewesen, was durch den Umstand, daß die Kugel an dem Stocke des Kronprinzen abprallte, gleichfalls für Reindel's Betheuerungen sprach.

Ferner kam es bereits zu Tage, das Hauptmann Reindel vor geraumer Zeit im Cabinete des Kronprinzen ein Bittgesuch eingereicht hatte, worin er denselben um ein Darlehen von eintausend Gulden ersuchte, und daß ihm damals durch die Herzensgüte des Kronprinzen Ferdinand auch wirklich ein Geschenk von einhundert Gulden bewilligt wurde, worüber sich auch Reindel gegenüber dem Adjutanten des Kronprinzen sehr gerührt gezeigt hatte.

Weshalb greift nun dieser Mann zur Pistole und fällt den Kronprinzen als Meuchelmörder an?

Je länger man sich mit der Erörterung dieser Frage befaßte, desto weniger vermochte man mit Sicherheit dieselbe zu lösen. Als man wiederholt den evangelischen Prediger zu Reindel führte, da fand sich stets bei der Konfrontation eine große Zahl von Generalen, Hof- und Gerichtsräthen ein. Ja man hatte sogar ausgezeichnete Juristen geladen, in der Hoffnung, daß diese etwas ergründen werden, aber niemals wurde durch jene Entgegenstellung etwas zu Tage gefördert.

Reindel und Western sahen einander ruhig an und betheuerten, daß Einer den Andern vorher niemals persönlich gekannt habe.

„Warum geben Sie es nicht bekannt, was Sie mit Reindel sprechen wollten?" fragte der Polizei-Präsident Sedlnitzky den Ausländer mit den silbernen Locken auf seinem Scheitel.

„Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Sie belüge, die Wahrheit kann und will ich für jetzt nicht bekennen."

„Dann tragen Sie auch Ihr Verhängniß," antwortete Sedlnitzky, und von Neuem wurde Richard Western in das Gefängniß zurückgeführt.

Da aber trat Franz, der Reitknecht des Grafen hervor, mit welchem dieser gekommen war und faßte unbarmherzig die Gräfin beim Arme.

(Zu Seite 3.)

Die unglückliche Frau wich der rohen Gewalt, sie schloß ihre Kinder an sich und folgte dem Zuge der rauhen Hand, die sie in die Gasse hinabführte.

Da stand nun die Arme zuckend und bebend mit ihren Kindern hilflos in der finsteren Nacht und hatte keine Thräne für ihre Schmach, für ihr Elend.

„Ich rufe zu Dir, mein Gott!" schrie sie in ihrem Schmerze laut, auf die Knie stürzend, während sie ihre Kinder fest an sich geschlossen hielt. „Hast Du keine Blitze, um jene Bösewichter zu vernichten, die meinen Mann durch die schmählichsten Verleumdungen wahnsinnig gemacht haben?! Ich will nichts für mich, ich habe das Glück einer vornehmen Heirat zur Genüge genossen, aber meinen Kindern werde ihr Recht!"

Aus dem Hause kam der alte Kammerdiener und Nessi, das Kammermädchen. In treuer Anhänglichkeit brachte sie der verstoßenen Frau einen Mantel und warme Tücher für die Kinder, welche eben nur leicht wie die Mutter gekleidet waren, um sie gegen die rauhe Nachtluft zu schützen, und erklärten der Gräfin, sie nicht zu verlassen.

Nessi nahm die Kinder auf und der Kammerdiener stützte die Gräfin, welche kraftberaubt nicht allein auszuschreiten vermochte.

Man brachte sie zu dem Hausbesorger eines benachbarten Hauses, mit welchem der Kammerdiener wohl bekannt war, der der unglücklichen Frau sein Zimmer für jene Nacht überließ und sich mit seiner Ehehälfte in die Küche zurückzog.

„Ich bin das Opfer einer schmählichen Intrigue geworden," sagte die Gräfin, nachdem sie sich von den ersten Eindrücken des Schreckens etwas erholt hatte. „Ich weiß es, daß ich längst den Verwandten meines Gemals ein Dorn im Auge gewesen bin und der Unglückliche ließ sich bethören, seine eigenen Kinder zu verstoßen. Das darf nicht geschehen — ich flüchte mich unter den Schutz des Gesetzes!"

Drittes Capitel.
Hauptmann Reindel.

Das in dem Grafenhause begonnene Familiendrama spielte nun vor den Schranken des Judicium delegare mixtum auf eine ergreifende Weise weiter fort.

Leopoldine Gräfin von Finkenstein, in Trauer gekleidet, erschien in Begleitung ihres Advocaten vor dem Gerichte, bei welchem sie ihren Gemal wegen Mißhandlung und Verleumdung verklagt hatte.

Das Militärgericht hatte eine Tagsatzung angeordnet und in Folge dessen stand Hermann Graf Finkenstein seiner geschmähten und verstoßenen Frau gegenüber und wieder waren seine beiden Brüder Johann und Norbert ihm zur Seite; diesmal trugen sie aber Galla-Uniformen und hatten keinen ihrer zahlreichen Orden zu Hause gelassen, mit welchen sämmtliche Drei für ihre großen Verdienste auf das Ehrenvollste ausgezeichnet worden waren.

Der Appellationsrath Edler von Pichelstein, welcher die Verhandlung zu leiten und seiner Pflicht gemäß für einen Ausgleich sprechen sollte, redete die Gräfin im Vollbewußtsein seiner Standeserhabenheit mit den Worten an:

„Adelige Mannspersonen werden gemeiniglich von den Töchtern Eva's bürgerlicher Abkunft wie der Heiland angestaunt und mit verführerischen Augen angeblickt, was schon viele üble Folgen hatte. So ein Mamselchen will um jeden Preis eine „Edle von" werden und manchmal versteigt sie sich sogar in die höchsten Regionen, um nach einer Grafenkrone zu haschen. Aber wie ist es mit der Tugend und Moral bei diesen Frauenzimmern bestellt? Die ganzen Endungen machen sie durch, bis es mit ihnen selbst zu Ende kommt. Zuerst wollen sie (Nominativus) Adelspersonen werden, dann erzeugen sie (Genitiv) Kinder, mit welchen sie

(Dativ) den hochgeborenen Gemal beschenken. Aber dann kommt leider der Accusativ mit dem Vocativ, der Anklage des Ehebruches und dem Ablativ, der gerechten Verstoßung."

In solchem Tone und mit solcher Unparteilichkeit sprach heute, wie gewöhnlich, der hochedle Herr v. Pichelstein und erpreßte der blassen jungen Frau Thränen des tiefsten Schmerzes, da sie dadurch von der Ahnung durchdrungen werden mußte, daß sie verkauft und verrathen sei. Ihr Advocat blieb stumm und nöthigte dadurch die Gräfin, selbst in ihrer Angelegenheit das Wort zu führen.

„Meine Aufführung war stets rein von jedem Makel," sagte die Gräfin ängstlich, aber dennoch mit Feuer und Entschlossenheit; „ich verdiene keinen Vorwurf, und wenn der Herr Richter gegen mich eingenommen ist, so bitte ich denselben, von seiner Stelle zurückzutreten und einem anderen unparteiischen Manne Platz zu machen. Es handelt sich hier um große Dinge — um das Recht und die Zukunft meiner Kinder! Der eigene Vater, der dem lieben Gott danken sollte, ein Weib gleich mir gefunden zu haben, der unaufhörlich die Güte und Gnade des allgütigen Himmels preisen sollte, die ihm durch mich so herrliche Kinder schenkte, welche wie junge Reiser aus den Wurzeln eines halb verdorrten Baumes emporwachsen — engelschöne Kinder! nicht mit der abscheulichen Fratze jenes bleichen Diplomaten, der mit giftiger Zunge öffentlich meinen Ruf befleckt, — frische, gesunde Kinder, klug, verständig und dennoch so folgsam — jener Mann läßt sich von diesen Teufeln, die sich seine Brüder nennen, bethören und durch schmachvolle Verleumdung dazu verleiten, gegen sein eigenes Fleisch und Blut zu wüthen — mich, sein treues Weib, das ihm ihre Jugend und ihre Gefühle großmüthig zum Opfer gebracht hat, mit unnatürlicher Grausamkeit zu verstoßen, die Rechtlichkeit unserer Ehe zu bestreiten! Das schreit weit mehr als ein

Meuchelmord zum Himmel empor! Wenn die irdische Gerechtigkeit keine Lüge ist, kein Schutzmittel der Macht und Willkür der Großen gegen die Kleinen, dann wird man dem bethörten Vater in das Gewissen reden, die böswilligen Verleumder auf den öffentlichen Pranger der Verachtung stellen."

„Die Unverschämte hat eine Zunge wie ein Schwert," sagte der Diplomat, „und man merkt es schon an derselben, daß sie vom Pöbel abstammt. Ihr Mundstück ist vielleicht das Beste, das ihr Vater gemacht hat — derselbe war ein armer Instrumentenmacher von der Wieden, der es zu nichts Rechtem bringen konnte."

„Mein Vater war ein rechtlicher Bürgersmann," sagte Leopoldine, „dessen Andenken mir heilig ist und gegen den ich keinen anderen Vorwurf erheben kann, als daß er der Mutter beistimmte, welche meinte, daß es ein hohes Glück für mich wäre, wenn ich den Bewerbungen des Grafen Finkenstein Gehör schenke! Ich nahm an seinem ungleichen Alter einen Anstoß und auch sein Aeußeres gefiel mir nicht. Aber man sagte mir, daß er ein gutes Herz besitze, daß die Schönheit ein vergängliches Gut sei, daß er es verdiene, ein gutes, liebendes Wesen an seiner Seite zu haben, eine hilfreiche Pflegerin, ein treues, ehrliches Weib, und ich ließ mich zu dem unseligen Schritte verleiten! — Graf Hermann hat mich damals vergöttert, und schwur, daß er sterben müßte, wenn ich ihn zurückweise! Sechs Jahre währte unsere Ehe und schon im ersten Jahre derselben gebar ich ihm die Kinder. Es war keine glückliche Ehe! — Der Haß seiner Verwandten hat mir jede Stunde meines Daseins verbittert. Aber daß nach sechs Jahren erst plötzlich die Anklage laut wird, ich hätte im Ehebruch meine Kinder geboren, das ist unerhört und zugleich wahnsinnig, indem man weiß, daß ich von der Welt stets zurückgezogen lebte und mit keinem fremden Manne verkehrte!"

„Ich habe mich in diesem Geschöpfe groß getäuscht," sagte Hermann, „und ich danke nur Gott, daß es endlich zu Tage gekommen ist, daß ein Anderer mir die Ehre erwiesen hat, seine Kukuks-Eier in mein Nest zu legen; der hohe Gerichtshof möge sich ja nicht durch die Worte dieser Gleisnerin täuschen lassen. Ich weiß es aus ganz sicherer Quelle, aus einem Munde, der nicht lügen kann, von einem frommen, höchst würdigen Manne, daß die Kinder dieser Frau im Ehebruche erzeugt worden sind. Leider bin ich nicht im Stande, denselben namhaft zu machen. Ein heiliges Gelöbniß bindet ihm sowohl die Zunge, als die meinige; aber die Mamsell hat keine Ursache, hierüber zu triumphiren, denn als ich jenem Verbrechen auf die Spur gekommen war, so gelang es mir auch, den Mitschuldigen dieses Weibes, den Vater der Kinder aufzufinden und ihn auch durch glückliche Mittel zu bewegen, vor Gott und der Welt und vor dem Gerichte, gegen Zusicherung seiner Straflosigkeit die verbrecherische That, den vollzogenen Ehebruch einbekennen zu wollen."

„Wo ist dieser Mann?" fragte der Appellationsrath.

„Er befindet sich bereits im Vorzimmer und wird sogleich erscheinen, wenn dies der hohe Gerichtshof erlaubt."

„Ohne Weiteres soll er eintreten," sprach Herr von Pichelstein und schon im nächsten Augenblicke bekam die Gräfin jenen Mann zu Gesichte, der sich zur Vaterschaft jener Kinder bekannte.

Derselbe war, seinem Anzuge nach, ein kaiserlicher Officier, welcher bei der Linien-Infanterie dient, ein Mann von mittelgroßem Wuchse und braunen Haaren, einem starken büschelartigen Schnurrbart, stumpfer Nase, grauen Augen, vollen, aufgedunsenen Wangen von guter Färbung. Er mochte an die dreißig Jahre alt sein. In militärischer Haltung trat er vor den Gerichtstisch hin und sprach lange

mit dem Appellationsrath, während er von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf die Gräfin warf, welche ihn mit weit aufgerissenen Augen und wachsender Entrüstung anstarrte.

„Kennen Sie diesen Herrn Officier?" fragte nach längerer Pause der Rath Pichelstein die Gemalin des Grafen Hermann.

„Ich glaube ihn zu kennen," antwortete Leopoldine, demselben sich muthig nähernd; „er war vor vielen Jahren Adjutant meines Gemals und kam zu jener Zeit öfters zu ihm. Mein Mann unterhielt sich gerne mit ihm, um sich in der französischen Sprache zu üben und sie spielten auch oft miteinander. Ich erinnere mich, Reindel heißt dieser Herr. Er wurde mir als Gast aufgebürdet und dies währte so lange, bis ich mit Lebhaftigkeit verlangte, daß derselbe nicht wieder in unsere Wohnung eintrete — denn dieser Herr Reindel erlaubte sich einmal unziemliche Worte an mich zu richten."

„Und worin bestanden diese?" fragte der Appellationsrath.

„Sie sind mir nicht mehr erinnerlich, ich weiß nur, daß dieser Herr sich erlaubte, auf eine zudringliche Weise mir den Hof zu machen."

Pichelstein warf einen fragenden Blick auf den Officier Reindel, welcher lächelnd den Mund verzog und halblaut die Worte sprach: „Ein wenig anders ist es gewesen. Doch das ist wohl an und für sich von geringer Bedeutung."

„Sprechen Sie offen und ehrlich."

„Nach Befehl," antwortete jener mit einem Bückling und begann hierauf: „Es ist wahr, ich habe mir erlaubt, die Frau Gräfin mit größter Artigkeit und Delicatesse auszuzeichnen; doch dies geschah nur deshalb, weil ich ein armer Lieutenant gewesen bin, der auf seine Gage angewiesen war und der es daher gerne sieht, wenn er zu einem Freitische geladen wird. Die Frau Gräfin jedoch nahm meine

Galanterie für baare Münze und zeigte durch ihr Betragen, daß sie mir besonders gewogen sei. Ich war damals etwas schüchtern — aber eines Tages, als der Major nicht zu Hause war, führte mich die Frau Gräfin in ihr Schlafgemach, vorgeblich um mir Pariser Stickereien zu zeigen und überraschte mich mit Erklärungen und Betheuerungen, die mich in die höchste Verlegenheit setzten. — Gleich dem egyptischen Josef wollte ich entfliehen, aber es zeigte sich gar bald, daß ich nicht die Standhaftigkeit des Egyptiers hatte. Ich war eben nicht vom Holze, aus welchem man die Heiligen schnitzt und in einen süßen Taumel verfallend, ließ ich mich zu Dingen verleiten, die den Stachel der ewigen Reue in meine Brust gedrückt haben."

„Das ist eine Infamie!" rief die Gräfin entrüstet, „man hat Diesen bestochen, Schlechtes gegen mich auszusagen."

„Ich lüge nicht und berufe mich auf mein Ehrenwort," sagte Reindel lauter; „seit jenem Augenblicke stand ich durch längere Zeit im verbotenen Umgange mit dieser Frau und wurde durch die Huldbezeugungen derselben auf das Höchste erfreut. Erst dann, als Leopoldine zu bemerken glaubte, daß der Major Verdacht gegen uns geschöpft habe —"

„Ich habe auch Verdacht geschöpft," fiel der nunmehrige Oberst ihm ins Wort. — „Ja ich bemerkte, daß meine Frau verstohlen zärtliche Blicke auf meinen Adjutanten warf und wollte sie deshalb zur Rede stellen; aber sie drehte den Spieß um und disputirte mir Dasjenige ab, was ich ganz deutlich gesehen habe."

„Um den Herrn Grafen völlig irre zu leiten," fuhr Reindel fort, „mußte ich auf Befehl der Frau Gräfin die Stelle des verschmähten Galans übernehmen und wurde auch in Folge dieser Affaire zu einem fremden Regimente übersetzt. Ich bin nun offen und ehrlich mit meinem Ge-

ständnisse hervorgetreten und ich bitte den hohen Gerichtshof, es zu berücksichtigen, daß in meinem Falle selbst der Tugendhafteste straucheln mußte. Ein junger Officier und eine galante Frau —"

„Schurke! gemeiner Schurke!" rief die Gräfin, über diese Anklage außer Fassung, „wie theuer wurde Dir diese Lüge bezahlt? Beim ewigen Gott, eine solche schandlose Unwahrheit hat noch kein Teufel in den Mund genommen! — Es gibt keine Standesehre mehr, wenn man diesen Elenden nicht infam kassirt!"

„Das sind leidenschaftliche Ausfälle, die hier nicht Platz greifen sollten," sagte der Beamte. „Wer sich dem Zorn überläßt, hat immer Unrecht. Die Anklägerin und der Angeklagte haben sich ausgesprochen und ich glaube nicht, daß etwas Neues zu Tage kommen wird. So wie der Fall steht, muß ich erklären, daß die Anklägerin kaum mit ihrer Anklage durchdringen dürfte und ertheile ihr hiemit den freundlichen Rath, dieselbe zurückzuziehen, damit nicht jene Kugel, die sie gegen den hochverehrten Grafen absenden will, auf sie selbst zurückpralle."

„Ich ziehe meine Klage nicht zurück," antwortete Leopoldine mit Entschlossenheit, „und verlange einen Haupteid schwören zu dürfen, damit ich mit demselben die gegen mich erhobenen falschen Anschuldigungen entkräfte!"

„Man wird Sie kaum zum Eide zulassen," sagte der Appellationsrath, denn an der Seite Ihres Gegners ist es, die gemachte Aussage zu beschwören. Haben Sie sonst noch etwas vorzubringen?"

„Mein Rechtsfreund wird sprechen," sagte Leopoldine, sich zu ihrem Advocaten wendend.

„Frau Gräfin haben so ausgezeichnet gesprochen," sagte dieser, „daß mir eigentlich gar nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Uebrigens nach den Dingen, welche ich gehört

habe, halte ich es mit meiner Ehre unvereinbar, Frau Gräfin noch ferner dem Herrn Grafen gegenüber zu vertreten."

„Ihr Proceß ist verloren, bevor er noch geführt wird und ich muß Ihnen den uneigennützigen Rath ertheilen, auf Gnade oder Ungnade dem Herrn Grafen sich zu ergeben und nur einem möglichen Ziel entgegengehen, welches darin besteht, unter Verzichtleistung Ihrer wirklichen oder eingebildeten Rechte an den Herrn Grafen, um eine kleine Alimentation fußfällig zu bitten."

„So spricht mein Advocat?" sagte die Gräfin von Finkenstein, jenen Mann erstaunt anblickend; „der Verrath ist zu offenbar, als daß ich nur ein Wort darüber verlieren würde. Herr Rath, ich halte meine Anklage aufrecht und bin auch davon überzeugt, daß ich mit derselben durchdringen werde. Der Graf ist nicht so reich, um durch Bestechung den blauen Himmel grün erklären zu lassen, und wenn dies auch geschehen sollte, so werden sich doch Einige finden, welche den Andern die Augen öffnen und denselben mittheilen, daß jene durch einen goldenen Regen irregeleitet worden seien, indem das Blau durch den Glanz des Goldes Grün erscheint."

„Sie beschulden den Gerichtshof der Bestechlichkeit?" rief der Edle von Pichelstein.

„Ich beschuldige meine Zeit der Corruption!" entgegnete die Gräfin. „Nein, ich kann es nicht glauben, daß die Göttin Justitia zur Maitresse der Hochgebornen herabgesunken sei! Finde ich nicht mein Recht vor den Schranken des Gerichtes, finde ich es nicht vor den Thronen der hohen Potentaten, ich werde es mit Gottes Hilfe und mit der Kraft der Natürlichkeit bei dem Volke finden!"

Die Gräfin eilte aus dem Gerichtssaal hinaus

„Das war eine Aufforderung zur Revolution," sagte Norbert Finkenstein; „habe ich Recht, Herr Bruder?"

„Es war eine große Beschimpfung des hochlöblichen Gerichtes," sagte Johann der Malteser. „Man muß die Freche in Haft nehmen lassen."

„Sie hat gesprochen" sagte Hermann „als ob sie unschuldig wäre. Das ist aber nicht möglich — weiß ich doch, was sie ihrem Pfaffen anvertraut hatte. Ehe ich mir diese Person und ihre Kinder aufdringen lasse, schieße ich mir selber eine Kugel durch den Kopf." Hiermit war die Tagsatzung zu Ende, welche, wie bekannt, zu einem Vergleich führen sollte.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Seit jener Zeit ist Jahr und Tag vergangen, ohne daß der schwebende Proceß zum Abschlusse gelangt wäre.

In der ersten Instanz war der Graf gegen seine Erwartung sowohl als die seiner Brüder, wegen Mißhandlung, Verleumdung und Beschimpfung seiner Gemalin zu einer ernsten Rüge verurtheilt worden und dieses Urtheil umzustoßen suchte er nun bei der höheren Stelle sein Recht. Zugleich rückte er mit der Anklage hervor, daß sich seine Frau des Ehebruches schuldig gemacht habe und drang auf eine strenge Verurtheilung der Schuldigen.

Aber auch hierin hatte er kein leichtes Spiel. Ehe es noch deßhalb zu einer Urtheilschöpfung kam, erfuhr Hermann, daß die gegen seine Gemalin vorgebrachte Anschuldigung für eine unzulängliche gehalten werde.

Graf Hermann wurde fast rasend und seine beiden Brüder bestürmten alle Rechtsfreunde, um sich bei ihnen Rath zu holen.

Sie wiesen endlich bei dem Justizminister, den sie besuchten, darauf hin, daß die Gräfin in der heil. Beichte den Ehebruch eingestanden und zugleich erklärt habe, daß

ihre Kinder die Folgen jenes Ehebruches seien. Der Minister horchte erstaunt auf.

„Wie heißt das, aus sicherer Quelle?" fragte er voll Neugierde.

„Der betreffende Priester hat einigen Personen dasselbe eingestanden."

„Dann hat er sein Beichtsiegel verletzt und sich dadurch eines großen Verbrechens schuldig gemacht. Ich rathe Ihnen, diesen Weg nicht weiter zu verfolgen; Sie stürzen jenen Geistlichen in das Verderben, ohne dadurch etwas erreicht zu haben, denn das Beichtgeheimniß kann nicht zum Gegenstande einer Gerichtsverhandlung in katholischen Staaten gemacht werden. Uebrigens ist der Fall nicht selten, daß Beichtende, besonders schwer erkrankte Personen, welche nervös zerrüttet sind, in der Beichte Dinge bekennen, die sie niemals begangen haben. Herr Graf, Sie können Ihre Kinder weder abschwören, noch dieselben sich durch die Gesetze vom Halse schaffen, und ich würde Ihnen rathen, um dem Scandal nicht neue Nahrung zu bieten, mit Ihrer Gemalin sich um jeden Preis zu vergleichen."

Auf vielseitiges Andrängen wollte sich Hermann Finkenstein endlich herbeilassen, durch eine Geldentschädigung mit seiner Gemalin sich abzufinden, aber Leopoldine erklärte mit Entschiedenheit, daß sie nicht um den Preis eines Königreiches ihre in rechtlicher Ehe geborenen Kinder verrathen würde.

Unbekümmert um die feindlichen Gesinnungen ihres Mannes reiste sie im Frühjahre 1811 auf jenes Gütchen bei Znaim, das ihr von ihrem Gatten bereits im Ehecontracte verschrieben worden war und nahm daselbst mit ihren Kindern, Nessi und dem alten Kammerdiener ihren Aufenthalt.

Damit riß der Geduldsfaden ihres Mannes. Er lud seine Brüder zu sich und forderte sie auf, ihm energische Mittel an die Hand zu geben, um sich von der verruchten Buhlerin für immer zu befreien.

„Bediene Dich Deines Rechtes!“ sagte Johann der Malteser; „nach alten Privilegien hast Du das Recht, auf jenem Gute, wo sich die nichtswürdige Creatur mit den Bastarden aufhält, über Leben und Tod zu sprechen. Bediene Dich dieses Rechtes und schaffe sie und die Kinder Dir vom Halse!“

„Es findet sich Niemand,“ sagte Hermann, „der sich herbeilassen würde, mich von diesem argen Gesindel zu befreien, das mich um mein ganzes Lebensglück gebracht hat. Ich würde Demjenigen als meinen Retter um den Hals fallen, und mit ihm mein Vermögen theilen, der mir die Verhaßten vom Halse schafft. Es ist entsetzlich, mit dieser Buhlerin, die alle Welt gegen mich aufgebracht hat, die mich bei dem Kaiser selbst als einen Unmenschen geschildert hat, auf einem und demselben Cometen wohnen zu müssen!“

„Du bist feig,“ sagte Norbert, der Diplomat; „zu allen Zeiten hat man Ehebrecherinnen entweder gesteinigt oder ertränkt, geköpft oder gerädert; Du aber zankst Dich mit ihr wegen der Alimentation herum. Sie hat den Tod verdient und Du mußt sie füttern. Das Recht ist auf Deiner Seite, wenn auch nicht das geschriebene und derzeit geübte. Jedenfalls kann von einem Gewissenskampf in diesem Falle keine Rede sein.“

„Das nicht,“ antwortete Hermann, „aber ich weiß nicht, warum ich in dieser Sache so ängstlich und rigoros bin. Wenn ich sie und die Bastarde mit meinem Worte vernichten könnte, würde es schon lange geschehen sein, aber die That — die That — ?“

„Nun ich will Dir helfen, Bruder," sagte der Johanniterritter und klopfte Hermann auf die Schulter, „Du bist auch der Majoratsherr, Dich darf man nicht sinken lassen."

Bald nach dieser Unterredung trennten sich die Brüder und als der Malteser bei seiner Zurückkunft von seinem Büchsenspanner Heinrich begrüßt wurde, so sagte er zu ihm: „Bringe mir aus dem Keller einige Flaschen Burgunder, wir wollen uns dann zusammensetzen und denselben in lustiger Stunde vertilgen."

Der stolze düstere Mann, der keine Freunde und keine Gesellschaft liebte und auf jeden Baron verächtlich herabblickte, weil er selbst einem höheren Stande angehörte, scheute sich nicht, heute mit seinem Jäger zu trinken, welchem er selten noch ein freundliches Wort geschenkt hatte.

„Mein guter Heinrich," sagte er zu ihm, als er am Trinktische ihm gegenüber saß, „mir liegt es über Alles am Herzen, für Dein weiteres Fortkommen zu sorgen, und ich habe schon deshalb wegen Dir mit einem kaiserlichen Rath gesprochen. Das Augustinerkloster in Mariabrunn wurde aufgehoben und es soll daselbst eine Jägerschule errichtet werden zur Heranbildung von Forstleuten und guten Büchsenspannern, und da Du als letzterer besonders geschickt bist, so kann ich Dich vielleicht als Lehrer dahin bringen. Dann wirst Du auch in die Lage kommen, heiraten zu können, was Dir sehr am Herzen liegen mag, da ich Dich vom Fenster aus schon einige Male mit einem Frauenzimmer gesehen habe."

„Ich danke Excellenz für Ihre Güte," sagte der Büchsenspanner Heinrich, „und ich freue mich, daß mein gnädiger Herr endlich sich daran erinnert, was mir vor Jahr und Tag schon zugesagt worden ist — damals, gnädigster Herr, als ich den Kirchendiener in der Mariabrunner

An beim Genicke abfangen und ihm den Mund verstopfen mußte."

„Ja, ja ich erinnere mich daran, Du hast auch damals von mir über hundert Gulden an Geschenken erhalten."

„O! so viel ist es gerade nicht gewesen — ich weiß zwar nicht, wie hoch Euer Excellenz die Jagdstiefel anrechnen, die Sie mir geschenkt haben, und so manches andere übertragene Zeug; Schund! nichts als Schund!"

„Warum bist Du denn so grob, da ich von Deiner Versorgung spreche?"

„Excellenz wollen mich fortschummeln," sagte Jener im heftigen Aerger. „In eine Schule wollen Sie mich schicken und noch dazu nach Mariabrunn, wo wahrscheinlich der Pfarrer und der Kirchendiener noch existiren werden, mit denen ich mich auf Dero hohen Befehl befassen mußte. Excellenz das gefällt mir nicht — Das gefällt mir verflucht schlecht! — Hat es doch immer geheißen, daß ich bei Dero Herrn Bruder Forstmeister werden soll."

„Lieber Heinrich," antwortete der Ritter des Johanniterordens mit sanfter Stimme, „wenn der jetzige Forstmeister meines Bruders das Zeitliche segnen würde, würdest Du ganz gewiß diese Stelle erhalten, aber so kann dies noch fünfzehn oder zwanzig Jahre dauern, denn Jäger werden gewöhnlich alte Leute."

„Dagegen ließ sich wohl etwas einwenden," sagte Heinrich; „ich bin im Stande und passe dem Forstmeister auf, und wenn ich ein Wild in's Auge fasse, dann fällt es auch bald!"

„Ich weiß, Du bist ein wilder Geselle," sagte Graf Johann, „der sich gar nicht lange besinnt, wenn er die geladene Büchse in der Hand hält. Du bist auch geneigt zur Gewaltthätigkeit und ich habe Bücher bei Dir gefunden,

welche beweisen, daß Du für die Ritterromantik schwärmst. Du könntest augenblicklich Forstmeister auf den Gütern meines Bruders sein, und zwar mit einem Gehalte, wie ihn kein Hofrath bezieht, wenn Du durch eine kühne That meinem Bruder Hermann beweisen würdest, daß er auf Deine Loyalität in jeder Hinsicht rechnen kann."

„O, Excellenz! geben Sie mir nur eine Gelegenheit, mich auszuzeichnen, Sie sollen sehen, daß ich viel werth bin!"

„Sieh', mein lieber Heinrich, die Gelegenheit ist da," sagte Graf Johann zu seinem Jäger. „Du weißt, wie sehr mein Bruder Hermann von seiner ehemaligen Maitresse und ihren Kindern verfolgt wird. Man könnte blutige Thränen weinen über sein Unglück. Der Ehebruch ist erwiesen, aber dennoch hält sich dieses Sündenweib noch immer über'm Wasser. Sage mir, guter Heinrich, kann es ein größeres Unglück geben als das meines Bruders ist: fremde Bastarde sich als seine eigenen Kinder aufbürden lassen? Das schlechte Weib ist schon bis zum Kaiser vorgedrungen, um auch bei ihm meinen Bruder zu verleumden und zu schmähen. Er ist schon so verzagt, daß ich befürchte, er werde sich eine Kugel durch den Kopf schießen! Da könntest Du Dich auszeichnen, lieber Heinrich! Wir, die drei Brüder Finkenstein, erbgesessene Gerichtsherrn seit dreihundert Jahren her, haben über dieses Lasterweib und die Frucht ihrer Unkeuschheit das Todesurtheil gesprochen; vollführe es und Du bist Forstmeister und zwar mit einem fabelhaften großen Gehalte."

„Also ein dreifacher Mord —" sagte Heinrich der Jäger, nachdenklich. „Das ist viel — sehr viel verlangt! Die Forstmeisterstelle ist verflucht gesalzen."

„Bedenke nur, wie gut der Forstmeister meines Bruders lebt! Der jetzige hat 25 Klafter Deputat-Holz, Felder,

Sechstes Kapitel.
Pater Carl.

Der Probst des Kreuzherrenklosters am Pöltenberg, ein alter Herr mit rundem vollem Gesichte, einer Habichtnase und stechenden grauen Augen, saß auf dem Sopha und hatte vor sich auf dem Tische sein Frühstück, bestehend in einer Tasse Chocolade und weißen Brödchen und während er diese in die Schale tauchte und mit gesundem Appetit verzehrte, las er einen Brief, welchen ihm eben der Postbote gebracht hatte.

Dann rief er seinen Diener und sagte zu ihm: „Wenn der Pater Carl die Messe gelesen hat, so soll er zu mir heraufkommen."

Wenige Minuten später kam der Gerufene und wünschte dem Probste ehrerbietig einen guten Morgen.

Pater Carl, ein schlanker, mittelgroßer Mann von fünfunddreißig Jahren, mit dunkelbraunem Haare und lebhaften schwarzen Augen, mochte, nach seinem sprechenden Gesichtsausdrucke zu schließen, einen frischen starken Geist besitzen. Seine Miene war sehr beweglich; wenn er mit höheren Personen verkehrte, so spielte ein süßes, fast kokettes Lächeln um seinen Mund und man faßte ihn gerne, wenn er als Prediger auf der Kanzel stand, in's Auge, da jedes seiner Bilder sich in seinem Gesichte scharf markirte und wenn er dabei in Eifer gerieth und gegen die Feinde der Christenheit zu Felde zog, da klang nicht allein das Wort wie Donnerrollen, sondern auch seine Blicke sprühten Flammen, als wollte er mit den Blitzen derselben als treuer Sohn der streitenden Kirche die Pforten der Hölle zersplittern.

Aber sonst gewöhnlich war er der sanfte, gutmüthige, stille Pater Carl, der sich von den anderen Kreuzherren gerne absonderte und in der Nacht lange Licht in seinem

Zimmer brennen hatte, da er gar eifrig oft bis zu Anbruch des Tages studierte, als würde er nächstens schon große Examina zu bestehen haben.

Er hatte aber bereits vor acht Jahren die Priesterweihe erhalten und sein Gesuch um die Erlaubniß, sich um eine Professur bewerben zu dürfen, war abschlägig beschieden worden.

Trotz seines Eifers, über Bücher zu brüten, war derselbe bei seinen Oberen doch beliebt, denn er wollte nicht klüger sein, als ein Anderer und kramte nicht seine Wissenschaft aus, um damit zu prahlen, sondern gab sich als ein ganz nettes, encyklopädistisches Werk, das über Dieses und Jenes Auskunft ertheilte, wenn man dasselbe zu Rathe zog.

Jener Pater Karl war aber trotz seines stillen Wesens ein gar gewaltiger Fanatiker und wenn er das Wort Protestant und Jude hörte, da stieg ihm das Blut in's Gesicht und wenn er auch gegen alle Menschen gerecht war, gegen Andersgläubige war er es nicht.

Entdeckte er einen Häretiker in den Domänen des Klosters, so machte er förmlich Jagd auf denselben, um ihn entweder zu bessern und zu bekehren oder in die Flucht zu treiben; da kannte er keine Rücksicht, keine Schonung. So wurde der Deputatbrauer mit seiner zahlreichen Familie von ihm förmlich vertrieben, nachdem er es zufällig entdeckt hatte, daß dessen Frau eine Helvetin sei und nur zum Scheine die katholische Kirche besuche.

Wir wissen von ihm folgende Anekdote.

In Angelegenheiten seines Klosters hatte Pater Karl nach Wien zu reisen und erhielt auch ein Fahrbillet für den Postwagen, welches der Probst holen und bezahlen ließ; dennoch fuhr er nicht weiter als bis zur nächsten Poststation Jetzelsdorf, da er zu seinem Entsetzen die Ent-

deckung machte, daß er zwischen einem Juden und Protestanten sitze; deshalb stieg er aus dem Wagen und wanderte zu Fuß nach Wien.

Dieser Fromme erschien nun, wie erwähnt, vor seinem Probste, der ihn auch freundlich einlud, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

„Lieber Postel," sagte er zu ihm, er pflegte ihn gewöhnlich bei seinem Familiennamen anzureden, „ich hätte heute gerne mit Ihnen wieder einmal einen Spaziergang gemacht, aber meine Füße erlauben es noch immer nicht. Der Arzt machte mir bereits gute Hoffnung und ich unterziehe mich gerne der mir anbefohlenen Diät und wir wollen sehen, ob er etwas versteht und ihm gehorchen. Doch zur Sache, mein lieber Postel. Erinnern Sie sich nicht daran, daß wir — vor Jahr und Tag mochte es ungefähr sein — von einem längeren Spaziergange heimkehrend, bei der Antoni-Kapelle einen Jungen bemerkten, welcher mit einem Stäbchen Opfergelder aus dem vergitterten Raume herauszubringen suchte?"

„Ich erinnere mich noch daran," antwortete Postel.

„Der Knabe weinte bitterlich, als ich ihn am Ohre faßte und sagte, daß er einige Kreuzer dem heil. Antonius zu stehlen versucht habe, um für dieselben seiner Mutter Brod zu kaufen, um sie vom Hungertode zu retten."

„Richtig," sagte der Probst, „wir haben damals jenem Jungen einen Schilling aufmessen lassen und sind dann heimlich nach dem Orte gegangen, wo sich, wie der Knabe sagte, dessen Mutter krank befinde."

Postel nickte bejahend.

„Wir kamen in eine Waldmühle, unfern dem Rabensteinthale, an einem Wildbache gelegen," fuhr der Probst fort, „und fanden, daß der Knabe keine Unwahrheit gesprochen."

„Die Mühle stand still. Der Müller saß im Criminal wie wir hörten, und die Müllerin war aus herber Noth und wohl auch aus Gram erkrankt. Wir unterstützten das Weib und Sie haben durch längere Zeit täglich jene Mühle besucht, um der Kranken Medizin und Lebensmittel zu bringen, worüber Sie mir noch immer keine Rechnung gelegt haben."

„Hochwürdiger Herr Probst," antwortete Postel, „ich bin so glücklich, es sagen zu können, daß meine Mittel ausreichten, um jene arme kranke Frau zu unterstützen und ich werde nie für Dienste, die in meinem Berufe liegen, Ersatz von meinem Oberen beanspruchen."

„Sie sind sehr gutmüthig," sagte der Probst; „ich weiß es, daß Sie von armen Leuten nicht einmal Geld annehmen, welche Sie bitten, zum ewigen Heile eines Verwandten heilige Messen zu lesen. Das ist sehr christlich, aber nicht empfehlenswerth, lieber Postel; man muß den Opfermuth der Leute wachhalten, und wenn Sie unentgeltlich die Messen lesen, dann wird man es auch von Anderen verlangen, und Klostergeistliche unseres Ordens sind doch in ihren Einkünften sehr beschränkt. — Doch ich bin von der Sache abgekommen und will daher wieder zu derselben zurückkehren, indem ich an Sie die Frage richte, wie es jetzt dieser armen Müllerin geht."

„Ich bin, hochwürdiger Herr Probst, seit längerer Zeit nicht mehr in jene Mühle gekommen," antwortete Postel. „Das letzte Mal waren wir miteinander dort."

„Nun das ist vor sechs Wochen ungefähr gewesen. Damals gingen wir in die Mühle, um uns zu erkundigen, wer denn jener Fremde sei, der sich daselbst aufhalte und fanden damals in jenem Hause ein lutherisches Gebetbuch, welches, wie wir von der Müllerin erfuhren, jenem Fremdling gehörte. Als Sie ihr sagten: „Wißt Ihr gute

Frau, daß Ihr einen Protestanten bei Euch haltet?" da sagte sie: „Das weiß ich ohnehin; er ist ein lutherischer Geistlicher und weit frommer und würdiger, als alle Katholischen fünf Stunden weit und breit."

„Dieß verdroß mich auch von jenem Weibe," sprach Postel, „weshalb ich mir vorgenommen habe, sie nie wieder zu besuchen, es müßte denn sein, daß sie mich einmal rufen läßt, um von mir die Tröstungen der Kirche zu empfangen."

„Wissen Sie es noch, mein Freund," sagte der Probst, „daß ich damals in der Wohnung der Waldmüllerin auf dem Tische einen gesiegelten Brief liegen sah, welchen ich aus Neugierde — vielleicht auch eines geheimnißvollen Dranges wegen — in meine Hände nahm und nach der Adresse blickte. Ich erinnere mich ganz gut, damals gelesen zu haben: „Sr. Hochwürden Herrn Richard Western." Die Müllerin riß mir frech den Brief aus der Hand und sagte: „Es ist ein anderer hochwürdiger Herr, für welchen jener Brief gehört und man soll sich nicht um Dinge kümmern, die einen nichts angehen."

„Keck ist das Weib," sagte Pater Carl.

„Richard Western!" wiederholte der Probst, „ich habe diesen Namen damals notirt, denn ich wollte mich doch erkundigen, was es mit jenen Western für ein Bewandtniß habe. — Haben Sie niemals, Postl, diesen Namen gehört?"

„Western? — Nein, es ist kein berühmter Name."

„Aber ein berüchtigter und zwar ist er's in letzterer Zeit geworden!"

„Dies könnte ich Ihnen, aus dem eben erhaltenen Briefe des Burgpfarrers Pater Feigerle lesen lassen.

Mein hochverehrter Freund schreibt mir nämlich, daß bei Wien ein Pastor eingezogen worden sei, welcher Richard Western heiße und in dem dringenden Verdacht stehe, einen pensionirten Hauptmann Namens Franz Reindel zur versuchten Ermordung des Kronprinzen Ferdinand verleitet zu haben. Glücklicherweise hatte der Rock des Kronprinzen ein sehr starkes Unterfutter, wodurch die Kraft der Kugel abgeschwächt wurde und schlug die Kugel des Mörders nicht in die Schläfe des Kronprinzen ein, wie es wohl beabsichtigt sein mochte, sondern traf nur dessen Achsel, welche durch eine starke Umhüllung geschützt war. Nach dem Vermuthen des Pater Feigerle handelte es sich um eine weitverzweigte Verschwörung der Demagogen und Häretiker, um die geheiligten Throne und mit diesen die Kirche Petri selbst zu stürzen und gehen sie bei dieser Ausführung so geheimnißvoll zu Werke, daß man nur aus schwachen Spuren das Dasein dieser großen gottlosen Rotte Korah errathen kann. Mein sehr gelehrter Freund Feigerle gibt mir ferner einige Andeutungen, welche in der That bemerkenswerth sind. Das Volk wird zügellos, was vorzüglich in dem großen Wien deutlich hervortritt. Man schimpft öffentlich über die Regierung und verfertigt Spottbilder auf eine hohe Person, welcher man die höchste Verehrung zollen sollte, weil diese die Ligurianer in ihren Schutz genommen, welche mit wahrer Lust und Liebe auf die Abtödtung des Fleisches hinwirken. Die Zahl der Communicanten vermindert sich von Jahr zu Jahr, während sich trotz aller scharfen Maßregeln die Juden und Protestanten wie Kaninchen vermehren und auch, wie diese, den bisher festen Grund des Kirchen- und Staatsgebäudes unterwühlen. Der Ruf nach Freiheit ist die Losung der irregeleiteten Völker, sie wollen schlechte Bücher lesen, sich von Robot und Zehent losschrauben und laufen ganz keck

gegen alle polizeilichen Verbote, mit brennenden Tabakpfeifen und Glimmstängeln in den Straßen herum."

„Wohin das führen wird," fuhr der Probst fort, während er eine tüchtige Prise aus seiner goldenen Tabaksdose nach seiner Nase führte, „das weiß der liebe Gott! Wir werden die Zeit des Antichrist vielleicht noch erleben."

„Es ist wahr," sagte Pater Postel zustimmend, „das Unkraut des Unglaubens sproßt üppig empor und erstickt die Aehren der wahren Gottesfurcht."

„Es ist unsere Sache, lieber Postel," sprach der Probst „den Teufel in seinen tausend Gestalten zu bekämpfen und unsere Autorität wie die der Regierung zu wahren, da unsere beiderseitigen Interessen miteinander Hand in Hand gehen. Wie könnten wir z. B. die Frohne aufrecht erhalten, wenn wir nicht die Executivgewalt mit geladenen Gewehren hinter uns stehen hätten? Welche Regierung könnte denn dann existiren, wenn wir nicht das Volk in seinem Drucke an die Gnade des Herrn, an den Himmel verweisen würden? Deshalb wollen wir auch kämpfen, so lange wir dies vermögen, denn es ist ein Gewinn, den Einbruch der Götterdämmerung, wenn auch nur um Stunden, abzuwehren. Mein höchstwürdiger Freund Pater Feigerle schreibt mir da, daß der Ketzer und Anarchist Western die Aufklärung über seine Verhältnisse verweigert, was nur deshalb geschehen mag, damit der Pastor noch länger mit der Regierung blinde Kuh spielen könne. Feigerle meint, daß er jenen Pastor vor einigen Monaten in Znaim gesehen habe, als er seine Verwandten daselbst besuchte, und wünscht im Interesse des Guten, daß wir über jenen räthselhaften Mann Nachforschungen anstellen."

„Lieber Postel," fuhr der Probst fort, nachdem er wieder eine tüchtige Prise genommen, „das ist ein kleines Wunder Gottes, denn der Burgpfarrer mag in Folge einer

Eingebung Gottes sich an mich gewendet haben — an mich, welcher bereits seit längerer Zeit unabläſſig darauf bedacht ist, jene geheimnißvolle Figur in das gehörige Licht zu stellen und deren Herz und Nieren zu prüfen. Jetzt sitzt er zwar — vielleicht hängt er auch bald, aber — weder mit Ketten, noch mit dem Stricke des Henkers ist hier Alles gethan; nicht wahr, mein Freund Postel?"

„Gewiß, hochwürdiger Herr Prälat."

„Western möge immerhin die Zahl jener Märtyrer verehren, welche den Teufelsdienst verherrlichen. Wir werden die schädlichen Folgen einer solchen Verherrlichung dadurch leicht zu Nichte machen, wenn wir seine geheimnißvollen Schleichwege ausspähen und seine Mysterien sowohl als die Pläne seiner Anhänger auf diesen Wegen genau kennen lernen. Ist es nicht so, lieber Postel?"

„Die hohe Weisheit des hochwürdigen Herrn Probstes wird das Wahre errathen haben."

„Unter Allen, welche das rothe Kreuz an ihrer Brust tragen, gibt es wohl Keinen, der Ihnen, mein Freund, an Eifer für die gute Sache auch nur einen Schritt vorauseilen könnte. Sie haben einen Scharfblick, wie keiner Ihrer hiesigen Mitbrüder, und haben so viel aus den Büchern gelernt, wie man es einrichten müsse, um die Schlange an List zu überbieten; Sie sind fromm, gläubig, gehorsam und sind auch mein Freund, welchen man nicht genug hoch anschlagen kann. Mir zu Liebe werden Sie Vieles thun, was Sie sonst unterlassen hätten."

„Ich kenne keinen höheren Wunsch, Herr Prälat," sagte Postel, „als mir die Zufriedenheit meiner Oberen zu erwerben; befehlen Sie über mich, ich werde gehorchen."

„Ich befehle Ihnen nichts, mein lieber Freund, ich spreche nur Wünsche aus und ich spreche sie als Freund, nicht als Oberer. Ich wünsche nämlich, die Verhältnisse des

Pastor Western auf das Genaueste kennen zu lernen. Wie Sie es anstellen werden, das weiß ich nicht. Jedenfalls müssen sie die Waldmüllerin überlisten und dieselbe geständig machen, damit man genau alle geheimen Verbindungen des geheimnißvollen Mannes kennen lernt. Wählen Sie eine Verkleidung, wenn es nothwendig ist, und reden und handeln Sie in der Waldmühle wie Sie es für nothwendig halten, um dort beliebt zu werden."

„Ich werde gehorchen."

„Es wird vielleicht gut sein," sagte der Probst, „wenn Sie sich auf ihrem Gange wohl bewaffnen, vielleicht steckt ein halbes Dutzend Meuchelmörder à la Reindel in jener Mühle! Jedenfalls müssen Sie mit Vorsicht zu Werke gehen und keinen Schritt vorwärts machen, bevor Sie nicht wissen, wohin Sie den Fuß stellen. Ich bitte Sie noch einmal, verfolgen Sie jede Spur, die sich Ihnen dabei zeigen wird, bis in ihre kleinsten Innerlichkeiten, und beglücken Sie mich recht bald mit guten Nachrichten aus der Teufelsmühle — wie man im Volke jene Waldmühle nennt."

„Leben Sie wohl, mein theurer Freund, von Ihrem Eifer wird vielleicht Ihre künftige Stellung abhängen. Mit Gott, mein junger Freund."

Carl Postel gelobte Eifer und Thätigkeit für die ihm aufgetragene Sache und empfahl sich der Gewogenheit seines gütigen Gönners.

Nun ging er von diesem hinweg nnd einige Stunden später verließ er bereits das Kloster, um sich auf die Entdeckungsreise nach der Waldmühle zu machen.

Siebentes Capitel.

Die Teufelsmühle bei Taußnitz.

Noch weilt der Sommer im Lande, und nachdem der heißblütige Geselle die Früchte des Feldes und des Gartens

zur Reife gebracht und fast jedes Blümlein schon zerblättert, das er aus langer Weile aufgesucht, flüchtet er sich nun selbst in den Wald, um an der Quelle in kühlem Schatten auszuruhen und an dem Harzduft sich zu erquicken.

Der Kreuzherr Postel wandelt über Wiesen dahin und steigt nun zwischen jungen Eichen und Buchen die Einsattlung eines Berges hinab, durch welche der Fuhrweg einiger Waldörter in das Rabensteinthal führt.

Ehe er jedoch dieses erreicht, schlägt er einen Seitenpfad zur Rechten ein, setzt über einen seichten Bach hinweg und befindet sich auf dem Wege zur sogenannten Teufelsmühle.

Postel ist in dieser Gegend wohlbekannt; er kennt jeden Felsen und jedes Gesträuch auf seinem Wege, und als er dort zur großen Eiche kommt, faßt er dieselbe in das Auge, da, wo er als Student so manchen prächtigen Hirschkäfer gefangen. Auf jener Höhe dort hat er vor vielen Jahren mit froher Jugendlust in den Wald hineingeschrieen und ein vielfaches Echo ihm geantwortet. Dort hat er so oft den Kukuk ausgespottet, indem er seinen Ruf nachäffte, und in den Gesträuchen des Baches entlang so manches Vogelnest aufgefunden, ohne jemals räuberisch die Hand an dasselbe zu legen; so manchen Salamander eingefangen, so manche Blindschleiche erschlagen.

Ja, die frohe Jugendzeit! Auch jetzt sieht er eine Blindschleiche, welche ihm voran auf dem Wege sich dahinwindet, aber er denkt nicht daran, sie zu verfolgen, obwohl er einen Degenstock in der Hand hält.

Kommt es ihm doch so vor, als wenn er mit der Blindschleiche einen Pact geschlossen hätte, um von dieser über den Stand der Dinge in der Waldmühle gute Kundschaft zu erhalten.

Postel hatte den Rath des Probstes wohl beachtet, welcher darin bestand, daß er sich auf seiner Expedition verkleiden soll, und diesem zufolge hatte er die klösterlichen und klerikalen Abzeichen von sich entfernt.

In einer Art dunkler Blouse gekleidet, mit ausgeschlagenem Hemdkragen und einem runden grauen Hut mit grünen Schnüren und Quasten, sah er einem ziehenden Touristen weit mehr ähnlich als einem Klosterbruder; weiter ging jedoch seine Verkleidung nicht, und Postel konnte dem bezüglichen Rath des Probstes keine andere Bedeutung beilegen, als daß jener wünsche, der Abgesandte möge auf seiner Spionage seine geistliche Würde nicht compromittiren.

Wenn die Waldmüllerin ihn sieht, so wird sie ihn unzweifelhaft erkennen, auch wohl dann, wenn er sich einen falschen Bart aufgelegt oder eine falsche Perrücke aufgesetzt hätte; aber die geänderte Kleidung soll ihm zu einem listigen Vorwande dienen, wenn sie ihn fragen sollte: Warum kommen Sie heute nicht in Ihren geistlichen Kanonenstiefeln, deren Tragen dem Priester wahrscheinlich vorgeschrieben wird, um ihm das Waten im Sündenschlamme seiner Beichtkinder zu erleichtern? — Und er wird der „reschen" Frau antworten: Ich habe das Recht zum Tragen der canonischen Stiefel verloren, denn ich wurde eines Fehltrittes wegen aus dem Kloster entlassen, und gehe nun frei in der Welt, um mir ein profanes Brod zu suchen.

Jene Frau wird sich dann wohl erinnern, wie er sie in ihrer Krankheit so treu gepflegt und wird ihm freundlich die Hand reichen und sagen: Armer Mann, ich schenke Ihnen mein Mitleid! und in ihrer Rührung wird sie unvorsichtig ein wenig ihr Herz öffnen und dem Gaste einen Einblick in dessen Geheimnisse gestatten.

Postel hat gleichsam Urlaub von dem Probste erhalten und er nimmt sich fest vor, nicht eher nach Pölten-

berg zurückzukehren, bevor er nicht die Geheimnisse der Waldmühle seinem Oberen überantworten kann.

Seine kurze Wanderung ist nun zu Ende und er steht an dem Saume eines freien grünen Angers, in der Mulde des Berges und er sieht vor sich in idyllischer Pracht gezeichnet ein Häuschen am Waldbache, der im Hintergrunde durch eine Schleuße gedämmt, rauschend von dort herabfällt und mit kleinen Wellen, die munter wie die Forellen spielen, dem Thale zueilt; dort weiden einige Ziegen und in der Höhe über der Schleuße zeigt sich eine Gänseschaar, unter lautem Geschnatter die Flügel schwingend.

Postel bleibt einen Augenblick stehen, gleich einem Feldherrn das feindliche Terrain überblickend, worauf er einen Sieg erfechten will; dann setzte er seinen Weg gegen die Mühle weiter fort; ein Hündchen, weiß und zottig, kaum größer als zwei Fäuste, das ein Rosaband um den Hals trägt, kommt unter lautem Gekeife auf ihn zu und zeigte gute Lust, ihn in die Waden zu beißen.

Dieses Hündchen hatte Postel vorher in der Waldmühle nie gesehen und es fiel ihm auf; es war ein Schoßhündchen von wahrhaft aristokratischem Aussehen, er suchte dasselbe an sich zu locken, aber es wies ihm die Zähne und lief dann zum Hause hinauf.

Der Kreuzherr ging weiter vorwärts, denselben Pfad einschlagend. — Niemand kam ihm entgegen, er trat in den offenen kleinen Vorraum, wo sich ihm das Hündchen wieder entgegenstellte. Die Ursache, daß das Thier so sehr erzürnt war, wurde Postel in dem nächsten Momente klar; es hatte Innge, welche aus einer Nische daselbst winselnd herauskrochen.

Als Postel die Zimmerthür öffnete und entschlossen eintrat, gab sich jener kleine Schreier zufrieden, denn er war

von seiner Sorge befreit, daß man ihm seine Jungen nehmen werde.

In der Stube war Niemand anwesend, aber ein geöffneter Reisekoffer von Leder, elegant gearbeitet, stand auf dem Tische und war mit feiner Wäsche ganz angefüllt und seitwärts von diesem lag ein goldenes Armband, ein offener Brief und ein Florentiner Strohhut mit einem Rosabande; über einer Stuhllehne hingen Frauenkleider, elegant und fein, wie sie nur in der vornehmen Welt getragen werden.

Wie kam die Müllerin zu so schönen Kleidern, zu so einem prächtigen und werthvollen Armbande, zu so schöner Wäsche, da sie sich doch seit Jahren in den dürftigsten Verhältnissen befand?

Sollte die Waldmühle die Herberge von Räubern geworden sein, welche ihre Beute hier zusammentragen?

Dieser Gedanke beunruhigte ihn und er machte sich auf die Möglichkeit gefaßt, daß er seinen Degenstock werde gebrauchen müssen.

Eine Thüre führte aus der Stube in eine Kammer, welche Postel nun in das Auge faßte.

Wer sich darin verborgen halten mag? — Aber der offene Brief, welcher auf dem Tische unbehütet wie alle anderen Gegenstände lag! Es wäre vielleicht der Schlüssel zu dem Geheimnisse aufgefunden, wenn er den Inhalt des Briefes erführe.

Und warum sollte er zögern, sich desselben zu bemächtigen — der Moment ist ihm günstig, wenn er ihn unbenützt vorbeistreichen läßt, dann wird er nicht wieder kommen.

Leise schleicht er sich dem Tische näher und bückt sich gegen den Brief hinab, um denselben zu lesen.

Das Schreiben war in deutscher Sprache abgefaßt, und rührte von einer Frauenhand her.

Der Kreuzherr las:

„Liebes Fräulein! Ich kann Ihnen nur gute Mittheilungen machen. Der amerikanische Consul verwendet sich auf das lebhafteste für Herrn Western und ich hoffe, daß Sie ihn bald wieder sehen werden. Auch Herrn Weißmann habe ich gesprochen, er ist erschrocken, als er hörte, was wir unternehmen wollen und hat endlich zugesagt; wenn wir unser Leben einsetzen, so will er mit uns gehen und auch das seinige wagen.

Da wir Bundesgenossen brauchen, so sende ich Ihnen nächster Tage meinen Vetter, für dessen Treue und Verschwiegenheit ich bürge. Paul Heißig ist zwar ein desparater erbitterter Mensch, aber er hat ein Recht dies zu sein, denn auch er mußte drei Jahre im Criminale sitzen; Sie wissen es ohnehin, wie sich die Sache verhielt. Er hat viel gelernt und fürchtet keinen Teufel, was wollen wir mehr? Fassen Sie Vertrauen zu ihm und weihen Sie ihn in das Geheimniß ein. Vor acht Tagen komme ich von Wien nicht weg, denn ich muß mich über alle Verhältnisse genau unterrichten.

Leben Sie wohl, übermorgen finden Sie wieder auf der Znaimer Post einen Brief von mir und zwar diesmal unter dem Namen Rosa Stein.

Ich küsse die Hand

und verharre mit Hochachtung

Ihre ergebene Nessi.

P. S. Noch etwas habe ich vergessen, Paul ist Ihr Glaubensgenosse. Ein Lutheraner. Ich erwähne dies, weil ich vermuthe, daß Sie deshalb leichter zu ihm Zuneigung fassen werden. Er wird Ihnen so treu sein wie Ihr Florettchen."

Da Postel noch immer nicht durch irgend etwas gestört wurde, so konnte er den Brief noch einmal lesen und

ergriff ihn nun, obwohl mit Scheu, um ihn umzuwenden und auch die Adresse zu besehen; diese lautete:

„An T. Werner" und hatte den Poststempel von Znaim mit dem Datum des verflossenen Tages.

Postel überlegte einen Augenblick, ob er mit jenem Briefe die Flucht ergreifen solle. Er wußte aus demselben, daß etwas Ungeheuerliches im Werke sei, worin auch jener Western verflochten, aber er hatte keine Ahnung, worin dies bestehe.

„Das muß ich entdecken," sprach er zu sich mit Entschlossenheit, „es gibt schändliche und verruchte Thaten zu vereiteln und wenn es auch mein Leben gelten sollte, ich will bleiben und den rothen Faden in dem Labyrinth jener geheimnißvollen Verbrechen verfolgen."

Nun öffnete er die Thüre der Kammer, aber schloß sie im nächsten Augenblicke wieder, da er darin gleichfalls Niemanden entdeckte.

„Jenes Fräulein," dachte er sich, „an welches das Schreiben gerichtet ist, befindet sich entweder in der Mühle selbst oder außer dem Hause," und deshalb verließ er, nachdem er den Brief an dieselbe Stelle gelegt hatte von wo er ihn genommen, die Wohnung und stieg die Terrasse seitwärts des stillstehenden Mühlrades hinauf.

Hier, wo das Wasser zu einem kleinen Teiche durch die Schleuße gestaut war, erblickte er von ferne, aus dem Gehölze herauskommend, eine Frauengestalt in hellen Kleidern, welche einen Krug in der Hand trug und wahrscheinlich von der nahen Quelle kam, wo sie Wasser geholt.

Postel blieb stehen und wartete auf die Daherschreitende. Sie war mittelgroß, ihr Gang leicht, ihre Bewegungen anmuthig und edel. Dieses Fräulein war schlank, ohne hager zu sein, ihre Formen waren gerundet ohne auf Ueppigkeit Anspruch machen zu können, die Taille trat

nicht besonders hervor, aber sie ließ sich schöner für das Auge an, als wenn dieselbe durch eine Schnürbrust geregelt würde. Es war kein geziertes, gedrechseltes Püppchen, sondern ein gesundes kräftiges Mädchen in noch schönen sommerlichen Tagen. Ihre Züge waren en miniature auf vollem Grunde aufgetragen, ein rosiger Hauch umspielte den leicht brünneten Teint, ihre schwarzen Augen hatten ungewöhnliches Feuer und dabei einen so eigenthümlichen Ausdruck, ein wunderseltenes Gemisch von Melancholie und Lebenslust, daß man sich gar nicht entscheiden konnte, ob eine oder die andere entgegengesetzte Eigenschaft hier lebhafter hervortritt. Das Haupt war entblößt, ihr reiches, glänzend schwarzes Haar theils in Flechten geordnet, theils hing es in einer Wucht von Locken auf ihre vollen, entblößten weißen Schultern hinab.

Als dieses Frauenzimmer in die Nähe des Geistlichen kam, zog er seinen Hut ab und grüßte stumm.

„Guten Abend, mein Herr," sagte die Fremde und wollte an Postel vorübergehen.

„Mein Fräulein," sprach dieser, ihr in den Weg tretend, „entschuldigen Sie, wenn ich Sie anhalte, aber ich glaube bereits die rechte Person aufgefunden zu haben."

„Wen suchen Sie?"

„Ich heiße Heißig und mich sendet meine Verwandte, die Nessi."

„Nun, das ging schnell," antwortete jene freundlich und bot dem Kreuzherrn ihre Rechte.

Postel ergriff die Hand und drückte dieselbe, obwohl es ihm heiß und kalt dabei wurde.

Einer Ketzerin drückt er die Hand! ist das Sünde oder Verbrechen? Darf er sich so weit aus Verstellungssucht vergessen?

„Willkommen!“ sagte das Fräulein und schritt an seiner Seite gegen die Mühle.

„Sie werden wohl hungrig und müde sein, aber mit meiner Küche sieht es schlecht aus, seit ich allein hier bin; ich kann allein keine Einkäufe machen und sah mich genöthigt, gleich nach Nessi's Abreise meine Magd zu entlassen.“

„Wie, Sie wohnen ganz allein hier in dieser tiefen Einsamkeit?“ rief Postel erstaunt; „fürchten Sie sich hier nicht vor Dieben und Räubern?“

„Nein,“ antwortete Jene, „ich besitze ja zu wenig, als daß es die Gier böser Menschen reizen könnte. Doch hier gibt es auch keine bösen Menschen, denn Diejenigen, welche in den benachbarten Orten und Mühlen wohnen, sind genügsame Leute, welche nicht auf Tücke und Verrath sinnen; aber Sie werden sich davon selbst überzeugen, wenn Sie einige Tage bei mir bleiben.“

„Ach ja,“ antwortete Postel. „Nessi wird Ihnen wohl mitgetheilt haben, daß Sie in mir einen ergebenen und wahren Freund gewinnen.“

„Nessi hat vor Ihrer Abreise schon sehr vortheilhaft über Sie gesprochen, mein Herr, und ich hoffe deshalb, daß wir bestens mit einander auskommen werden.“

Das Fräulein kochte Kaffee und legte außerdem noch Schwarzbrod mit Butter vor, da sie dem Gaste nichts anderes zu bieten wußte; bald saß sie ihm plaudernd gegenüber.

„Mein lieber Paul,“ sprach sie, „Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich noch ganz gut an Sie erinnere.“

„Ist denn das möglich?“ fragte Postel, der alle seine List aufbot, um sich in der angenommenen Rolle zu behaupten.

„Ja, mein lieber Paul, ich lüge nicht. Sie hatten eine Geige und spielten mir und dem Bruder vor, als wir, da die Mutter fortgegangen war, bitterlich weinten. Darüber erzürnt, habe ich aber noch mehr geschrieen, worauf Sie mir mit Küssen den Mund zu stopfen suchten; ich habe Sie aber aus Aerger bei Ihrem langen Haare gezogen. Ist es nicht so, Paul?"

„Wahrlich ja," antwortete der Kreuzherr, „ich bewundere Ihr glückliches Gedächtniß. Es ist lange, sehr lange schon, daß ich Ihnen auf der Geige vorgespielt."

„Das war vor zweiundzwanzig Jahren," sagte das Frauenzimmer.

„O, zu jener Zeit müssen Sie ja noch in dem Deckchen gelegen sein?"

„O nein, damals war ich schon sechs Jahre alt."

„Ja, damals spielte ich noch die Violine," sagte Postel.

„Und damals waren Sie noch so sanft und gut, daß Sie sich ganz geduldig bei den Haaren ziehen ließen, späterhin wurden Sie aber sehr böse, sonst würden Sie nicht in die unglückliche Lage gerathen sein, durch Jahre im Kerker schmachten zu müssen."

„Wissen Sie aber auch, liebes Fräulein, weßhalb ich in solch' unglückliche Lage kam?"

„Ich kannte Ihr Schicksal bereits, da ich noch in Amerika war. Sie legten Ihre Hand an einen katholischen Priester und bedrohten sein Leben aus Rache, weil derselbe Ihre Schwester verführt."

„Und hatte ich nicht ein Recht, diesen Bösewicht zu züchtigen?"

„Das Recht, mein Paul, soll nicht immer der Beweggrund unserer Handlung sein, man muß auch die Milde walten lassen!"

„Wenn ein katholischer Priester sein Gelübde der Keuschheit bricht," eiferte Postel, „so verdient er schon deshalb den Tod."

„Freund Western sagt," antwortete das Fräulein, „das Cölibat der katholischen Geistlichkeit ist eine Sünde gegen die Natur und solche Sünden rächen sich oft auf das Fürchterlichste. Western vertheidigte nicht Ihren Gegner, wohl aber verurtheilte er Ihre Hitze und Unbesonnenheit. Es ist schon bedauerlich, daß dieser Conflict den braven Mann der Nessi gleichfalls in das Criminal gebracht hat, und er wird noch, wie sie sagte, mehr als ein Jahr von ihr getrennt bleiben."

„Ja es ist so," sagte Postel, „aber ich glühe deshalb auch aus Rache und wehe demjenigen katholischen Geistlichen, den ich auf irgend einem einsamen Wege erwische, ich werde ihn in Erinnerung an die Schmach meiner Schwester schonungslos ermorden!"

„Nicht doch, Paul," sagte jene in schmeichelndem Tone, während sie seine Hand ergriff; „wer wird Jemanden für Dinge verantwortlich machen, an welchen er keine Schuld trägt?"

„O, wenn selbst dieser Fall nicht geschehen wäre, so würde ich dennoch dieses Pfaffengezüchte hassen; und zwar schon deshalb, weil sie erstens Katholiken und dann Priester sind."

„Sie gleichen ja den Kindern, welche hinter den Juden einherlaufen und Hep, Hep! schreien, weil es heißt, daß vor ungefähr zweitausend Jahren Christus der Herr in Judäa an das Kreuz genagelt worden ist!"

„Nein, mein Fräulein, ich abstrahire ganz von dem unglücklichen Falle, die Verführung meiner Schwester betreffend. Ich hasse die Priesterschaft, weil sie sich den modernen Ideen entgegenstellt und so manches Gute und

Schöne als ein Teufelswerk bekämpft, das wir Protestanten für löblich halten."

„Und ich sage Ihnen offen," antwortete das Fräulein mit Lebhaftigkeit, „daß ich den katholischen Priestern sehr gewogen bin; ich habe eine Anzahl von ihnen auf dem Wege nach Wiscousin in Amerika begegnet und wohnte mit ihnen und der Mutter in einem einsamen Hause durch mehr als eine Woche, da zu jener Zeit alle Straßen eingeschneit waren. Ich habe gefunden, daß diese katholischen Priester sehr gute Nachbarn sind, aber sie urtheilen über gesellschaftliche und politische Einrichtung so naiv, wie die Kinder, weil Sie eben einem unseligen Corrections-System verfallen sind. Schon deshalb bedauere ich diese unglücklichen Menschen, da sie auf alle Güter dieser Erde, auf das Vaterland, den häuslichen Herd, auf ein gutes, treues Weib und auf Liebe der Kinder Verzicht leisten müssen. O diese armen katholischen Priester!"

„Das kann ich nicht anhören!" rief Pater Postel, der von seinem Sitze aufsprang und zur Thüre hinausfloh.

Sein Herz schlug mit großer Lebhaftigkeit, er hatte eine Wuth auf jenes junge Frauenzimmer, daß er sie hätte thätlich anfallen können; aus dem Munde dieser Ketzerin erscholl das Lob katholischer Priester und dabei hat sie ihn mit so verführerischen Augen angesehen, als würde sie keine andere Absicht haben, als ihn in ihre Arme zu schließen, um sich mit ihm in den Abgrund der Hölle zu stürzen — das gottlose Weib!

Der Kreuzherr lief über den Hügel hinab und ging mit hastigen Schritten auf die Wiese gegen jenen Weg dahin, wo er aus dem Walde gekommen war; endlich jedoch blieb er stehen und fragte sich um die Ursache seines Aergers.

Wie, Du willst vor der Ketzerin fliehen, weil sie ein zweideutiges Loblied zu Ehren Deiner Standesgenossen anstimmte? Du strafst sie am besten, wenn Du sie wie ihre Verschwörer verachtest und deßhalb darfst Du nicht von ihr gehen, bis Du im Besitze aller ihrer Geheimnisse bist; dann wandelt sie ohnehin in das Zuchthaus oder vielleicht gar zum Galgen.

Es währte nicht lange, so stand die Ketzerin vor dem verkappten Geistlichen und sagte: „Ach, was sind Sie doch für ein finsterer Fanatiker; doch keinen Zwist mehr, ich will zu Gunsten der katholischen Geistlichen auch kein Wort mehr verlieren; kommen Sie nun wieder zurück. Nessi hatte Recht, mir zu schreiben, daß Sie in Ihrem Gemüthe sehr verbittert sind."

Postel seufzte und ließ sich an der Hand der jungen Dame nach der Mühle zurückgeleiten.

Diese sprach nun von ihrem Bruder und ihrer Mutter, und Postel erfuhr nun, daß der Bruder des Fräuleins und ihre Mutter sich in Bremen befinden, in welcher Stadt jener das Unglück hatte, sich den Fuß zu brechen.

„Die Krankheit meines Bruders," sagte sie, „wird wohl noch einige Wochen währen, und so lange dies nicht geschieht, kann von einer entschiedenen Unternehmung keine Rede sein."

„Ihre Worte, liebes Fräulein," sagte Jener, „haben alle meine Wunden wieder geöffnet, ich kann es nicht vergessen, was meiner unglücklichen Schwester widerfahren, ich kann es nicht verwinden!"

„Seid gut," sagte das Fräulein, und drückte dem Kreuzherrn die Hand; dann schritten sie miteinander längs des Baches dahin und jene sprach von dem kranken Bruder und der Mutter, welche Beide sie höchst ungern vermißte. „So lange diese nicht hier sind," sagte sie, „kann eigentlich

nichts geschehen. Arnold ist sehr reizbar, er hat Ihr Temperament, und wenn ihn das Unglück in Bremen nicht getroffen hätte, sich bei der Ausschiffung das Bein zu brechen, würde es gewiß schon zu Mord und Todtschlag gekommen sein."

„Sagen Sie mir, liebes Fräulein," fragte Postel, „was nun eigentlich zu geschehen hat, denn Sie wissen, daß ich entschlossen bin, mich Ihren Diensten völlig zu weihen."

„Was kann für jetzt geschehen?" antwortete Jene, „es eilt ja nicht, warten wir auf Arnold's Genesung."

„Ach, ich kann nicht unbeschäftigt bleiben," sagte der Kreuzherr; „liebes Fräulein, ich bitte mir doch einen kleinen Wirkungskreis für jetzt zuzuweisen."

„Nun, der ist bald gefunden," lautete die Entgegnung; „ich habe viele Schriften mitgebracht, welche Sie sichten werden, das heißt, wenn Sie Lust und Liebe dazu haben."

„O gewiß, mein Fräulein, ich brenne vor Begierde, mich Ihnen nützlich zu machen."

„Die wichtigsten Papiere," fuhr die junge Dame fort, sind in englischer Sprache abgefaßt, doch die Uebersetzung derselben wird Ihnen wohl wenig Schwierigkeit bereiten, da Sie, wie ich gehört habe, die englische Sprache in einem Wiener Erziehungs-Institute als Lehrgegenstand vorgetragen haben."

Postel, welcher nicht ein Wort englisch verstand, antwortete mit erzwungenem Lächeln: „In den Wiener Lehrinstituten verlangt man von einem Lehrer nicht, daß er Dasjenige verstehe, was er vorträgt. Ich habe mit den Kindern zugleich gelernt, als ich sie unterrichtete. Doch mit Hilfe eines guten Wörterbuches will ich mich schon an die Arbeit machen."

„Ich werde Ihr Wörterbuch sein," sagte das Fräulein, „ich spreche richtiger englisch als deutsch, aber ich

liebe meine Muttersprache mehr, als die andere.“ Das Fräulein kehrte mit Postel nach ihrer Wohnung zurück, wo sie ein Paquet Schriften aus ihrem Koffer nahm, welche sie ihm übergab. Nun kam es aber auch zur Sprache, wo der vorgebliche Paul sein Quartier nehmen sollte; das kleine Wohnhaus enthielt nur zwei Stücke, welche durch eine Thür mit einander verbunden waren, Zimmer und Kammer; aus dem Ersteren gelangte man in die Zweite.

„Wenn ich Ihnen, Paul, die Stube abtrete,“ sagte sie, „dann werden Sie durch mich immer gestört sein, die Verrichtung der häuslichen Angelegenheiten läßt mich keinen Augenblick ruhig sitzen.“

„Wenn ich aber die Kammer bewohne,“ sagte der Kreuzherr, „dann könnte ich es ja gar nicht verhindern, wenn ein Räuber von Außen feindlich in die Stube dringt!“

„O das haben wir nicht zu besorgen,“ antwortete das Frauenzimmer lächelnd, „hier gibt es keine Räuber. Hermine, wenn Du schlafen gehst, — sagte die Mutter, — so lege das Amulet stets unter das Kopfkissen, und ich folge stets dem Wunsche der Mutter, obwohl ich weiß, daß in jenem Amulet die Reliquien katholischer Heiligen enthalten sind; sehen Sie, das ist ein Beweis meiner Lauigkeit als Protestantin. Ich glaube eigentlich nicht an die Wunderkraft meiner Reliquien, aber da der Segen meiner Mutter auf diesem Amulet ruht, da sie dasselbe inbrünstig geküßt hat, so ist es auch für mich ein Talisman.“

„Doch treffen Sie nach Belieben Ihre Wahl,“ fuhr sie fort, „ich bin es von jeher gewohnt, mich in die Verhältnisse zu fügen; wenn Sie aber abwarten wollen, so werde ich für Sie einen Tisch in Ordnung bringen; Sie finden Alles, was Sie brauchen, Tinte, Feder, Papier, — ich schreibe viel und gewöhnlich bei Nacht.“

Der verkappte Kreuzherr erhielt die Kammer zu seiner Wohnung und der Tisch bei dem Fenster daselbst wurde ihm nun zu seiner Arbeit angewiesen.

„Lieber Paul," sagte Jene, „ich bitte Sie, die Geschichte der Intrigue, welche ich Ihnen übergebe, zu übersetzen und in Reinschrift zu bringen, damit man dieselbe, wenn wir in die Enge kommen sollten, zur Vorlage bringen könne. Sehen Sie, mein Freund, ein Theil dieser Papiere enthält die Aussagen des Engländers Brook und diese sind in seiner Muttersprache von ihm selbst niedergeschrieben worden; die andern Papiere jedoch rühren von der Hand der Mutter her, welche für den Fall ihres Ablebens ihre Erfahrungen und Erlebnisse als einen theuren Schatz uns Kindern bewahren wollte. Vielleicht wird ihre Aussage einst Glauben finden — vielleicht niemals —"

Ein schwerer Seufzer entstieg der Brust des jungen Frauenzimmers und sie suchte mit ihrem Blicke den Boden.

„Doch was hänge ich mein Herz an solch' nichtige Dinge?" sagte sie, „wir haben uns einer höheren Idee gewidmet und wollen derselben auch treu beiben; ist es nicht so, lieber Paul?"

„Gewiß, theuere Hermine," antwortete Dieser, welcher es nicht vergessen hatte, daß Jene, als sie anführungsweise die Worte ihrer Mutter wiedergab, sich den erwähnten Frauennamen beilegte; „nun will ich Sie allein lassen, da ich an meine Correspondenz denken muß."

„Soll ich etwas zum Nachttisch besorgen?"

„Nein mein Fräulein, ich bin heute ermüdet und werde mich bald zu Bette legen."

„Sie schlafen in dem Bette, wo der edle Greis Western geschlafen. O daß wir ihn bald aus seinem Gefängnisse retten könnten!"

„Hoffen wir es, theuere Hermine," antwortete Postel, „und nun angenehme Ruhe."

„Schlafen Sie wohl, lieber Paul."

Das Fräulein entfernte sich, und Jener stürzte sich fast mit Hast auf die Papiere, welche er von Hermine erhalten hatte. Englisch verstand er nicht, er hatte sich zwar einige Zeit mit dem Studium dieser Sprache beschäftigt, doch war er nicht über die Anfangsgründe hinausgekommen. — Jene anderen Papiere aber, welche die Erlebnisse der Mutter Hermine's enthielten und in deutscher Sprache abgefaßt waren, wurden nun von Postel mit größtem Eifer gelesen, obwohl die Blässe der Tinte sowohl, als auch die schlechte Handschrift ihm dabei große Mühe schaffte.

Es war in der That ein Stück interessanter Familiengeschichte, welche der Kreuzherr aus dieser Lectüre kennen lernte, und die da Dinge enthält, welche zu einer wahrhaft haarsträubenden Katastrofe geführt hatten.

„Das klingt gar wundersam," sagte Postel bei sich, nachdem er diese Papiere gelesen. „Se non e vero e ben trovato! Es sind gar würdige Männer, welche hier verbrecherischer Thaten angeklagt sind; die ersten Aristokraten dieses Landes und die vorzüglichsten Hofpersonen werden als Schurken behandelt. Ob das nicht auch ein abgefeimtes Gaunerstückchen ist? Diesem ketzerischen Gesindel ist Alles zuzumuthen."

Postel brütete lange bei dem Lichte der Lampe über diesen Papieren und wollte sich nun zur Ruhe begeben; aber wo sollte er schlafen? In dem Bette des Ketzers, jenes Elenden, der in Gemeinschaft mit dem Hauptmann Reindel den Kronprinzen ermorden wollte?

Postel bekreuzigte sich bei dieser Erinnerung und wich scheu mit dem Lichte in der Hand von jenem Bette hinweg. Wo findet er ein Plätzchen, um zu ruhen? Als ob

es aber der Ruhe gelten sollte! Ist er nicht im Hause um zu spähen? Die Papiere, welche Hermine ihm gegeben hat, enthalten sicher nicht das wahre Geheimniß; spricht sie nicht davon, daß sie Beide eine höhere Idee beseele? An wen mag sie schreiben? Was mag sie schreiben? Das sind wohl höchst wichtige Fragen.

Es ist für den Kreuzherrn fatal, daß Hermine ihn in jene Kammer gesteckt, denn dadurch fehlt ihm die Gelegenheit, sie zu belauern. Doch nein, die gute Gelegenheit fehlt nicht; dort in der Ecke der Kammer befindet sich in der Zwischenwand ein Ofen, von welchem der eine Theil in dem Zimmer, der andere Theil sich in der Kammer befindet; zwischen der Wand und dem Ofen ist ein leerer Raum und dieser ganz dazu geschaffen, daß man dort sich auf die Lauer legen könnte. Ach, das ist eine herrliche Entdeckung!

Postel verlöscht sogleich sein Licht, um ja nicht durch den Schein desselben verrathen zu werden.

Hermine schreibt bei einer Kerzenflamme, sie sitzt von ihm abgewendet bei dem Fenster und er vernimmt das Geräusch der über das Papier hingleitenden Feder.

Postel ließ es sich nicht verdrießen, durch zwei volle Stunden Hermine zu beobachten, und damit er dies, ohne zu ermüden, noch länger thun könne, setzte er sich bei dem Ofen nieder und spähte von dort durch die Mauerritze in das Zimmer hinaus; aber bald hatte er einen noch besseren Observationspunkt gefunden. Er kroch unter den Ofen und blieb dort ruhig liegen, dadurch gewann er eine völlig freie Aussicht. Er konnte den Kopf bis in das Zimmer hinausstrecken, doch weiter vorzudringen hatte er nicht vermocht, da die eisernen Füße des Ofens hemmend ihm im Wege standen.

Mit Gierde spähte er, wohin Hermine ihre Schriften verbergen werde, wenn sie ihre Arbeit beendet, um sich zur Ruhe zu begeben.

Nun endlich legte sie die Feder aus der Hand und erhob sich, einen aufmerksamen Blick nach der Kammerthür werfend; dann ging sie leise zu derselben und drehte den Schlüssel in dem Schlosse um.

„Die Thörin!" dachte sich Postel, „sie hält es wohl für möglich, daß ich sie überfallen könnte; man sieht es, welche große Achtung dieses Ketzervolk gegen einander hegt. Sie mag befürchten, daß, wenn sie schläft, ich zu ihr komme, um ihr die Gurgel abzuschneiden."

Das Fräulein fühlte sich, nachdem sie die Thüre abgesperrt, noch immer nicht sicher, denn sie lehnte nun das Bügelbrett vor die Thüre, und wahrscheinlich deshalb, damit man sie nicht durch das Schlüsselloch beobachten könnte.

Daß dies vom Ofen aus geschehe, davon hatte Jene keine Ahnung.

Nachdem dies geschehen war, begann Hermine Stück für Stück ihrer Kleidung abzulegen.

Noch ein Augenblick — und Hermine bläst schnell das Licht aus.

Sie mußte etwas in ihrer Nähe gehört haben, das sie erschreckte; noch ein Augenblick und Postel hörte, daß sich das Fräulein in das Bett geflüchtet habe.

Er schob sich langsam zurück und erhob sich vom Boden.

Schlaflos lag er auf dem Bette des Ketzers Western, ohne sich mehr daran zu erinnern, daß er dies als guter Katholik vermeiden solle.

Zwei Flammen sah er vor sich, wohin er immer in der Nacht seinen Blick richtete, sie brannten noch fort, wenn er die Augen schloß und er sah sie so lange, bis er endlich

einschlief. Und siehe, diese beiden Flammen verwandelten sich nun in die schönen Augen der Ketzerin, und allmälig kam auch ihr ganzes Antlitz zum Vorschein. Und der Kopf saß nun auf einem Rumpfe, eine Hand war da, welche sich vertraulich in die seinige legte, und nun sah er die ganze Gestalt jener Hermine und wandelte mit ihr auf grünem Anger, am rieselnden Bache dahin und Beide waren gar guter Dinge; sie lachten und schäkerten nach Herzenslust.

Hermine sprach von ihrer Vorliebe zum Katholicismus, und der Kreuzherr Postel log sich mit größtem Eifer zum Lutheraner. Dann stiegen sie miteinander znm Bache hinab, wo sie ein ganz kleines Schifflein sahen, in das sie sich setzten, und mit diesem Schiffe fuhren sie in eine weite See hinaus. Das Schiffchen war plötzlich beflaggt und bewimpelt, sie sahen geblähte weiße Segel ober ihren Häuptern, und Hermine hob ihre Rechte gegen den Himmel, und sagte: „Wir haben einen Gott, und seine Liebe ist es, welche in unseren Herzen glüht!"

Postel erwachte. Er mochte lange geschlafen haben, denn schon drang helles Tageslicht in die Kammer.

Er hob sich rasch und suchte seine Sinne zu sammeln.

„Gott hat mich in dieser Pesthöhle glücklich erhalten," sprach er bei sich — und plötzlich begann er aufzulachen und fragte sich, ob er nicht selbst die Pest in diese Höhle gebracht habe. „Ich war auf Irrwegen, und der Teufel der Versuchung hatte schon die Krallen nach mir ausgestreckt! — Die Krallen? Nein, das kleine feine Frauenhändchen, das ich auf der Fahrt durch das weite Meer so oft gedrückt und geküßt habe! Pfui! abscheulich! ein arglistiger Traum für einen braven katholischen Geistlichen!"

Der Kreuzherr erhob sich und ging, da er die Thüre nicht mehr verschlossen fand, in das Zimmer, wo er verflossene Nacht die Versucherin gesehen.

Sie war nicht anwesend. Er wunderte sich, wie es hier so hübsch und nett gegen damals aussehe, als er hier die Waldmüllerin auf dem Krankenlager gefunden.

Diese Ketzerin hatte eine ordnende Hand. Doch wo ist die Schrift, welche sie vor ihrem Schlafengehen auf dem Tische zurückgelassen hatte? Er erblickt sie nicht mehr, und zieht nun die Schublade des Tisches auf, um nachzusehen, ob sich dort nicht jene Schrift vorfinden werde.

In diesem Augenblicke öffnete sich die nach Außen führende Thüre, und Hermine, frisch und lachend wie der Morgen, brachte auf einem Teller ein Glas Kaffee.

„Guten Morgen, lieber Paul," sagte sie, „ich bringe Ihr Frühstück."

Der Kreuzherr erröthete und erbebte, als würde er auf einem Diebstahle ertappt worden sein, und sprach einige Worte des Dankes.

„Haben Sie gut geschlafen?" fragte das Fräulein.

„Das nicht," antwortete Jener, „aber dafür Entsetzliches geträumt."

„Das kommt von ihrer Lectüre. Die Geschichte meiner Mutter enthält so vieles Schreckliche, daß man leicht davon träumt. Doch trinken Sie, mein Herr; Kaffee und Schwarzbrod ist ein anständiger Imbiß für einen Hungrigen. Ich werde indeß meinen Brief in Ordnung bringen." Schon hatte Hermine einen Brief in der Hand und dazu eine Kerze angezündet, um denselben zu versiegeln.

„Wie werden Sie, mein Fräulein, diesen Brief flügge machen?"

„Sogleich," antwortete Jene. „Der Brief muß noch heute auf die Znaimer Post, wohin ich mich auch begeben muß, um nachzusehen, ob ich nicht dort einen Brief zu erhalten habe."

„Liebes Fräulein," sagte Jener, „ich habe ohnehin einen Gang nach der Stadt zu machen, um mich nach meinem Reisegepäck umzusehen; wenn es Ihnen beliebt, nehme ich den Brief mit und bringe auch den andern."

„O, Sie würden mich hiemit unendlich verbinden, lieber Paul."

„Dann will ich mich sogleich auf den Weg machen."

„Gut, mein Freund; wenn Sie nach der Stadt gehen, werden Sie auch kleine Einkäufe besorgen, wir müssen schon gemeinschaftlich unseren kleinen Haushalt führen, bis Nessi oder die Mutter kommt."

„Ich diene Ihnen gerne, mein Fräulein, befehlen Sie über mich."

Ein halbes Stündchen später wandelte der Kreuzherr mit der Ketzerin auf jenem Wege bis zu der hohen Eiche, welche Postel aus seiner Studienzeit noch kannte, und dort war es, wo Hermine ihm ihre Hand reichte und mit sanfter, flehend klingender Stimme sagte: „Kommen Sie bald zurück, lieber Paul."

„O, gewiß," entgegnete Jener, Herminen's Hand drückend, und eilte hierauf von dem Fräulein hinweg.

Leichter athmete er auf, als er, auf seinem Wege zurückblickend, Jene nicht mehr sah.

Ihn umfing nun der grüne Wald, dessen Wipfel im Sonnenlichte glänzten. „Gelobt sei der Herr," sagte Postel, indem er auf seinen Degenstock gestützt, munter dahinschritt. Ich habe der Verführung muthig getrotzt und ich fühle mich wieder stark genug, um den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen. Dieses ketzerische Weib und ihr Gelichter müssen der strafenden Gerechtigkeit in die Hände fallen."

Achtes Capitel.

Der Kirchtag in Poppitz.

Der Kreuzherr gelangte auf seiner Wanderung nach der nahen Stadt Znaim, in das reizende Rabensteinthal und suchte dort ein Bosquet auf, um daselbst nun jenen Brief zu lesen, welchen er der Post übergeben sollte.

Das war keine ehrliche That, welche Postel vollbringen wollte, und deßhalb wählte er sich ein verstecktes Plätzchen, um von Niemandem gesehen zu werden, wenn er den Brief öffnet.

Hermine hatte eine correcte und zierliche Handschrift; ein klarer Geist sprach sich in diesen Zügen aus; er las die Adresse jenes Briefes und dieselbe lautete:

An Fräulein Arabella Siborn

Poste restante. in Prag.

„Ob das auch wirklich ein Geheimniß ist, das Hermine an jene Andere schreibt? Wie es auch sei, es ist ein gottgefälliges Werk, wofür ich mich begeistert habe, und der Zweck heiligt hier das Mittel."

Schon hatte Postel den fremden Brief erbrochen und las:

„Gute Arabella!"

„Ich bitte Dich, überlege wohl, was Du thun willst. Höchst bestürzt bin ich über die von Dir vernommene Neuigkeit, und beeile mich zu antworten. In ein Kloster willst Du eintreten, das Gelübde der Keuschheit ablegen? wie ein wildes Thier, wie eine gefährliche Geisteskranke willst Du Dich in öde Mauern einsperren lassen? Wen hast Du bestohlen? Wen hast Du beraubt oder getödtet? Ich fasse Dich nicht! Welches Verbrechen hast Du denn abzubüßen? Unglückselige, Du willst Gott den Proceß machen, daß er Dich menschlich geschaffen, daß er Dir edle und natürliche

Triebe in die Brust gelegt? Arabella, ich entsetze mich vor Dir! Weil Dich ein Unglück getroffen, willst Du aus Groll gegen Gott und die Menschheit Dein Lebensglück zerstören, und ein Gelübde Dir auferlegen, das Du vielleicht gar nicht zu halten im Stande bist?

„Ich bitte Dich, gehe nicht in das Kloster! Ich beschwöre Dich, lasse Dich nicht einkerkern! Ich bin reifer an Jahren als Du, ich habe das Recht, mit Dir wie eine Mutter zu sprechen, ich habe das Recht Dir Verweise zu geben, da Du, liebe Bella, unendlich theuer meinem Herzen bist. Ich bitte Dich, schreibe nicht Deinen Namen in die Liste der Selbstmörderinnen ein. Heute ist Dein Herz todt, aber morgen kann es erwachen und Du kannst dann aufhören, die göttlichen Anordnungen und Werke zu mißachten. Ich beschwöre Dich fußfällig, werde keine Nonne, denn ich weiß es, Du würdest in diesem Stande höchst unglücklich sein. Ich kenne Dein Herz! es ist voll Menschenliebe erfüllt; Du hast keine scheue Seele, die sich wie die unheimliche Eule in altes Gemäuer verstecken kann. Du liebst ja das Licht. Du liebst die Blumen, Du liebst die Menschen, Gott und die Natur! Ich schwöre es Dir zu; nicht eine Deiner Fasern hat die Eignung zum klösterlichen Leben!

„Lasse Dich nicht von der Leidenschaft überraschen, spiele mit dem Unglück Va Banque um Deine Zukunft!

„Was kannst Du denn bei diesem Einsatz gewinnen? Die innere Ruhe? Sie wirst Du auch im Kloster entbehren müssen, wenn Du Deinen edlen Charakter nicht einbüßest, wenn Du nicht aufhörst ferner für die Wollust der Thränen empfindlich zu sein. —

Fortsetzung folgt im nächsten Bande.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor Scheibe.

Druck von Ch. Reißer & J. Bayer, I, Albrechtgasse 4.

„Komm' zu mir und bleibe für immer meine Freundin, wir wollen gemeinsam weinen um den schweren Verlust, der Dich getroffen und das Unglück Anderer durch gute Werke zu mildern suchen. Wir werden niemals aufhören der Menschheit uns nützlich zu machen, niemals faul die Hände in den Schooß legen und Zungen dreschen, indem wir sinnloses Zeug daherschwatzen. O gute Bella, wenn die Trauer in Deiner Seele verblaßt, und in bunten Farben ein Lenz Dir wieder in der Brust erblüht, so wollen wir fröhlich sein, wie es guten Menschen geziemt, und Gott für seine Güte und Gnade danken, womit er uns beglückte. Ich bitte Dich, gehe nicht in das Kloster! Denn was würde aus Dir werden, wenn die Reue Dich dann erfaßt, die bei einem regen Gewissen, bei der Klarheit Deines Geistes, der sich nicht lange über seine Pflichten täuschen kann, unzweifelhaft eintreten müßte. — Was bliebe Dir dann Anders übrig, als Verzweiflung oder Flucht. Opfere Dich nicht dem Wahn und entziehe Dich nicht dem Schutze und der Liebe der Menschen.

„Glaube, hoffe und liebe!

Deine Hermine."

Das war das Geheimniß, welches Postel, der Kreuzherr, erfahren.

Er starrte wie vernichtet in die wolkenlose Luft, er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief, heftig bewegt: „Der Teufel wohnt in dieser Ketzerin! Weiß sie, wer ich bin? — Kennt sie meine Neugierde? — Hat sie mir diesen Brief deshalb mitgegeben, damit ich ihn lese, damit ich es wisse, was sie von mir hält — daß ich wie ein schuldbewußter Knabe eine derbe Lection schluchzend hinnehme? O, Schmach über diese Elende! Es soll ihr nicht gelingen, meinen Glauben zu erschüttern! Fluch und

Verdammniß über sie! Höhnisch hält sie mir einen Spiegel vor, in welchem ich mein eigenes Antlitz schaue! Ich bin in meinem Stande glücklich! Gott sei Dank, ich bin es — Gott sei Dank!"

Postel knitterte den Brief in seiner Hand zusammen und erhob sich von seinem Felsensitze, den Weg nach der Stadt zu einschlagend.

„Und soll ich diesen Brief wieder schließen?" fragte er sich, „und ihn der Post übergeben? Das werd' ich bleiben lassen! Die guten Vorsätze jener Arabella sollen durch diesen Teufel nicht erschüttert werden, sie möge in das Kloster eintreten und ihr Dasein Christus dem Herrn aufopfern!"

Der Kreuzherr kam in die Stadt und kam auf die Post, wo er sich erkundigte, ob kein Brief unter der ihm angegebenen Adresse angekommen sei.

Der Postexpeditor sah in dem Fache nach und gab eine verneinende Antwort.

Als Postel auf den Platz hinaus kam, sah er eine Landkalesche vor dem Gasthause „zu den drei Kronen" stehen und war nicht wenig erstaunt, als er in derselben seinen Bruder, einen Herrschaftsbeamten, mit Frau und Kindern erblickte.

„Grüß' Dich Gott, Carl!" rief ihm der Bruder zu, den Kopf aus dem Wagen steckend und ihm erfreut die Hand bietend.

„Grüß' Dich Gott," sagte der Kreuzherr. — „Guten Tag, Frau Schwägerin. — Wohin fahrt Ihr?"

„Zum Vater nach Poppitz," lautete die Entgegnung. „Heute ist ja Kirchtag, komm' mit!"

„Das kann ich nicht, grüße mir den Vater und die Schwester!"

„Aber wie siehst Du denn aus?" fragte Bruder Ferdinand, „Du hast ja gar nichts Clerikales an Dir! Bist Du vielleicht aus dem Kloster ausgetreten?"

„Ah, was fällt Dir ein. Es hat seine guten Ursachen, daß ich heute diese Kleidung gewählt habe."

„Vielleicht, daß Sie am Kirchtage tanzen können," sagte die Schwägerin lächelnd. „Kommen Sie mit uns, Herr Pater Carl, wir werden mit einander tanzen"

Pater Carl zuckte die Achseln und schwieg.

„Komme herauf in den Wagen," sagte der Herrschaftsbeamte, „Du hast ja gar nicht gesehen, was ich für liebe Kinder habe; Du kennst Deine eigenen Nichten nicht! Fahre wenigstens bis auf den Kühberg mit uns, wir haben gute Pferde, es wird frisch vorwärts gehen!"

Der Kreuzherr folgte mechanisch dem Zuge der Hand seines Bruders und setzte sich in den Wagen.

Es waren zwei liebe Mädchen von drei bis vier Jahren, in deren Mitte nun der Ordenspriester saß und er hatte seine Schwägerin gegenüber, welche überaus guter Laune war und ihre Freude nicht verhehlte, ihren Schwager so zufällig getroffen zu haben.

Ferdinand sprach von seiner glücklichen Ehe und liebkoste seine Frau, gleichsam, um dies seinem Bruder zu beweisen. Dieser blickte seitwärts und gab sich den Anschein, als würde er dies gar nicht bemerken. Seit seiner Begegnung mit der schönen Ketzerin war seine Phantasie erhitzt und gegen seinen Willen der Sinnlichkeit zugeneigt. —

Die Pferde liefen wacker vor dem Wagen dahin und Pater Postel, welcher in Träume versank, wurde plötzlich mit der Nachricht überrascht, daß man den Tanzbaum in seinem Heimatsdörfchen Poppitz schon sehe.

„Nun ist es aber Zeit," sagte er, „daß ich mich empfehle."

„Nicht doch," antwortete die Schwägerin, „jetzt müssen Sie schon bei uns bleiben und mit uns bei dem Vater speisen. Mein Mann wird Sie dann nach Hause führen lassen."

Karl weigerte sich nicht länger, den Wunsch seiner Verwandten zu erfüllen und bald darauf war er in der Mitte seiner Angehörigen.

Sein Vater, der Bürgermeister von Poppitz, ein kleiner Mann mit silberweißem Haupthaar, schloß ihn freudig in seine Arme und seine Schwester, welche im Orte verheiratet war, kam mit ihrem Mann und Kindern herbei, um ihn zu begrüßen.

Auch eine entfernte Verwandte des Hauses war da, die sogenannte Thaler-Louise, welche sich einstens in den Kopf gesetzt hatte, ihn zum Mann zu bekommen.

Carl hatte aber keine Neigung zu ihr fassen können, obwohl sie hübsch und reich war und es vorgezogen, Geistlicher zu werden.

Die Louise hatte aber doch einen Mann gefunden, einen Doctor aus der Stadt, der mit ihr gekommen wäre, wenn ihn nicht Geschäfte verhindert hätten. Sie hatte aber ihre beiden Kinder mit sich gebracht und sah gar schelmisch ihren ehemaligen Liebsten an, den sie wohl noch immer nicht vergessen hatte.

Carl blieb trübselig und man merkte es ihm an, daß er sich zwinge, heiter zu scheinen.

Dies fiel dem Vater auf, weßhalb er dem Kreuzherrn einen Wink gab und mit ihm in den Garten hinausging, wo er allein mit ihm sprechen konnte.

„Was ist denn Dir geschehen?" sagte er zu ihm, „Du kommst mir ganz verändert vor, ich glaube gar,

Dein Stand gefällt Dir nicht mehr, da Du sogar ohne geistliche Abzeichen hierherkommst?"

„Ich weiß es selbst nicht, was mir ist," antwortete Carl; „ich fühle mich so gepreßt und niedergedrückt, als würde ich eine große Sünde auf meinem Gewissen haben — vielleicht deßhalb, weil ich sehe, daß meine Geschwister so glücklich geworden sind und ich gleichsam hier als ein Fremdling stehe."

„Das heißt mit anderen Worten," sagte der Bürgermeister Postel, „Du bist mit Deinem Stande nicht zufrieden?"

„Das habe ich nicht gesagt, es wäre traurig, wenn es keine Geistlichen geben würde, aber dieser Stand legt schwere Pflichten auf und es gibt Augenblicke, wo man von deren Lasten fast niedergedrückt wird."

Ein schwerer Seufzer entquoll der Brust des Kreuzherrn.

„Da höre ich ja ganz etwas Neues!" sagte der Vater, während er seinem Sohne scharf in das Auge blickte. „Nun, der Wille der gottseligen Mutter ist erfüllt, Du bist ein Geistlicher, aber ich glaube, es wäre besser gewesen, wenn ich Dich, wie Du Theolog werden wolltest, gleich zum Militär hätte assentiren lassen, denn ich sagte immer, ein Postel taugt nicht zu einem Priester und der Carl wird es gerade so machen wie mein Bruder Franz, der ein gar hochstudirter Professor in Wien gewesen und eines schönen Morgens sein geistliches Ordenskleid mit einem weltlichen vertauschte und mit einer Jüdin durchgebrannt ist." —

„Ein ehrloser, gottvergessener Kerl war dieser Franz!" sagte Pater Carl entrüstet; „dahin wird es mit mir nicht kommen!"

„Das kann man nicht wissen," sagte der Vater; „die Postel sind alle verliebte Leute und der Raptus kommt ihnen oft spät."

„Vor einer solchen Verirrung schützt mich mein Ehrgefühl," sagte Pater Carl; „gehen wir weiter, wenn Ihr mit mir über nichts Anderes zu reden habt."

„Meinetwegen," antwortete der Bürgermeister, „aber ich glaube steif und fest, daß Du es einmal ebenso machen wirst wie der selige Franz, welcher als Pastor in Preußen draußen gestorben ist. Wenn es dazu kommen sollte, so denke an Deinen alten Vater, der für Dich sechshundert Gulden in Silber seit Langem schon aufhebt. Es soll Dir im schlimmsten Falle nicht so ergehen wie meinem Bruder, der sich aus Hunger auf seiner Flucht mit seiner Herzliebsten zu einer Schauspieltruppe schlagen mußte, um in das Preußische hinüber zu kommen."

„Nehmt lieber das Geld," sagte der Pater Carl ärgerlich, „und laßt damit Eure Kirche repariren, das ist viel gescheidter, als auf meine Flucht zu warten! Jetzt gehen wir zu den Anderen zurück, sonst denken sie weiß Gott was für Familiengeheimnisse wir zu besprechen haben. Redet mir ja nichts mehr von dem gottlosen Franz, sonst seht Ihr mich nie wieder bei Euch!"

Ein halbes Stündchen später saß der Kreuzherr an der Festtafel, aber er aß nur wenig, obwohl alle seine Lieblingsspeisen hier aufgestellt waren; dafür sprach er dem Weine aus dem Keller seines Vaters mehr als gewöhnlich zu und that dies deßhalb, um seinen Aerger über die Zumuthungen des alten Herrn zu ersäufen. Der Wein erhitzte ihn, aber brachte ihn in keine bessere Stimmung.

Als er mit seinen Verwandten zur Tanzhütte ging, da nahm er einen bekannten Hausirjuden beim Ohr, welcher sich an seine Seite stellte, um den Tänzern zuzusehen und

führte ihn von der Stelle fort, die Worte ihm zurufend: „Hier ist ein Kirchweihfest und kein Purim!"

Der Jude schlug Lärm, und es waren genug Bursche da, die sich seiner eifrig annahmen.

Der alte Postel mußte seine ganze Autorität als Bürgermeister zur Geltung bringen, um seinen fanatischen Sohn vor Unannehmlichkeiten zu schützen.

Ferdinand machte ihm deshalb Vorwürfe.

Carl nahm diese schweigend hin, aber er beschloß, sich von diesem und den andern Familiengliedern ohne Abschied zu trennen, was er auch bald darauf, ohne daß Jemand eine Ahnung hatte, ausführte.

Nie noch war er mit sich so unzufrieden, als in dieser Stunde, und diese Unzufriedenheit entsprang daraus, daß er seinem Vater seine Unlust eingestanden, und von diesem für einen Apostaten gehalten worden war.

Er nahm die Bemerkungen seines Vaters für Spott, Hohn, für offenbar feindselige Gesinnung hin, und nahm sich vor, wie es sich für einen Priester geziemt, von seinen Verwandten sich gänzlich loszusagen.

Wer aber hatte diesen Conflict verschuldet?

Niemand Anderer als die Protestantin in der Teufelsmühle! Ihr Brief, den er mit sich trug, wurde ihm zur unbequemsten Last, und er hätte denselben von sich geworfen, wenn er ihn nicht dem Probst hätte zeigen wollen.

Wehe Denjenigen, die sich an diese Verführerin anschließen; aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! hat Carl doch aus den Papieren ihrer Mutter erfahren, daß Hermine sowohl als ihr Bruder für die Frucht des Ehebruches gegolten haben, und sie werden dies wohl auch sein, obwohl die Mutter ihre Schmach zu beschönigen sucht. Mit der Sünde paart sich Lüge und Trug, und der Ver-

dacht der Gemeinschaft ihrer Familie mit dem Meuchelmörder Reindel mag auch ein gegründeter sein.

Aber diese Hermine in der Teufelsmühle ist ein reizendes Weib und Postel ruft in die Nacht hinaus: „Es wäre richtiger, den Teufel nicht in häßlicher Gestalt, nicht mit Hörner und Zotten, sondern als ein schönes Weib abzubilden. Hätte ich keine Grundsätze, müßte ich dieses Weib fürchten; aber ich werde den Kampf mit ihr nicht scheuen! Es wird mein Triumph sein, sie gänzlich zu vernichten, ich kenne sie, ich kenne ihre Künste, ich möchte sie gerne zu meinen Füßen sehen, jammernd und winselnd, und es wäre ganz passend, diese Verführerin in ihren eigenen Fallstricken zu fangen! Nein, es war nicht Gott, der diese Reize ihr verliehen, diese schändlichen, diese abscheulichen Reize, die mein Blut in Aufregung brachten, ich kenne sie nun in ihrer ganzen Tücke und die Gefahr für mich ist verschwunden!"

Postel sah plötzlich um sich. Er war auf einen einsamen und für ihn ungewöhnlichen Weg gekommen, und mußte sich lange besinnen und orientiren, ehe er wußte, wo er sich befand. Er hatte die Absicht, auf Fußpfaden nach Pöltenberg zurückzukehren, und nun stand er auf dem Abhang eines Berges, der jenem Gebirgszuge gegenüber liegt, wo sich die Teufelsmühle befindet.

Ist das nicht ein böses Omen? — Welcher Dämon zieht ihn nach jener Teufelsmühle hin?

Es ist kein Omen. Das Verhängniß will es, daß er ohne Aufschub den Kampf weiter aufnimmt!

„Ja, ich will in die Teufelsmühle zurückkehren," sagte er, „und jenes Weib völlig ergründen; aller ihrer Papiere muß ich mich bemächtigen, ehe ich wieder in mein Kloster heimziehe; mein Werk ist kaum zur Hälfte vollbracht."

Dieses bei sich sprechend, stieg Postel den Berg in das Thaya-Thal hinab und ging auf die Mühle von

Traußnitz zu, da er wußte, daß er dort einen Steg finde, auf welchem er über den Fluß gelangen könne.

Er scheute nicht die Nacht und die Wildniß, nicht die Gefahren der Einsamkeit, denn die innere Stimme sagte ihm, daß die himmlischen Mächte ihm Schutz und Beistand verleihen, um über die Hölle zu triumphiren.

Der Steg war aufgefunden, das jenseitige Ufer erreicht, und nun hatte er keine tausend Schritte mehr zu der Waldmühle.

Neuntes Capitel.

Der Ueberfall und seine Folgen.

Postel hatte den beschwerlichsten, aber auch den nächsten Weg gewählt.

Wohl bekannt in dieser Gegend, stieg er über Felsen und Steingerölle in dem Bett des Wildbaches in finsterer Nacht die Höhe empor, was er auch einst als Student vor vielen Jahren versucht hatte. Wäre es heller Tag gewesen, würde er sich wohl gescheut haben, diesen gefährlichen, schlüpfrigen Pfad an Abgründen dahin zu nehmen, denn er war kein toller Junge mehr, der sich für ein zweckloses Wagstück leicht begeisterte. Er wählte diesen Weg, weil in jener Stunde sein Blut wildbewegt durch die Adern rann, was nur der Wein verschuldete, dem er bei dem Kirchweihfeste gar so eifrig zugesprochen hatte. Er war nicht trunken aber er war in Extase. Muth und Feuer sprühten in seinem Gehirn und sein Fuß wurde so gelenkig und fest im Tritte, daß ihm das Wagstück leicht gelang; er glaubte es nicht in diesen Augenblicken, daß er die goldene Jugend weit hinter sich habe und zwischen damals und jetzt klaffte kein Abgrund.

So gelangte er denn auf den Katarakten des Wildbaches zu dem kleinen Plateau in den Sattel des Berges

und schon zeigte sich ihm das erleuchtete Fenster im Wohnhause der Waldmühle.

„Die Ketzerin schläft also noch nicht," dachte er sich, „wahrscheinlich fabricirt sie schon wieder gottlose Briefe, um damit die Kinder des Lichtes zu verführen. Wie man so schön und doch dabei so schlecht sein kann. Es scheint, daß ich heute wieder unter den Ofen kriechen werde. Eine verdammte Hexe das!"

Postel nahm seinen Degenstock unter den Arm, den er zur Stütze nicht weiter bedurfte und schritt munter der Mühle zu. Von Ferne vernahm er bereits das laute Gekläffe der kleinen Hündin und wunderte sich, daß Hermine diesen Lärm dulde.

„Warum soll eben der Hund auch besser sein als die Herrin," sagte er in seinem raschen Gange; „wittert er, daß ich Gefahr bringe und zeigt ihr diese durch sein Gebelle an? Hunde sind des Nachts gewöhnlich bissig, ich werde gut daran thun, meinen Degenstock aufzuschrauben. Wenn die Bestie mich faßt, werde ich sie schonungslos niederstechen."

Postel drehte an dem Knopfe seines Stockes und zog den Degen heraus; so stieg er den kleinen Hügel empor, worauf die Mühle stand und schritt der offenen Hausthüre zu, ohne daß er von dem Hündchen angefallen wurde. Dieses bellte vor der Thüre der Stube und in demselben Augenblicke vernahm er zornig und drohend erschallende Stimmen.

Hermine hatte Besuch, vielleicht ist jener Paul da, dessen Stelle Postel so kühn übernommen hatte.

Doch daran dachte er im nächsten Momente nicht weiter, den drinnen in der Stube rief Hermine in der Angst ihres Herzens: „Ihr werdet mich doch nicht er-

morden wollen? Mein Gott, vergebens sucht Ihr Schätze bei mir!"

Dieser Ton traf ihn mit Allgewalt. Er erschreckte ihn und dennoch zauderte er keinen Augenblick, die Thüre aufzureißen und in die Stube zu stürzen.

Was mußte er sehen!

Drei Kerle, mit Messern und Knittel bewaffnet, hatten sich auf Hermine geworfen und drängten sie an die Wand gegenüber der Thüre, ihre Messer gegen sie zückend und einen Knittel gegen ihr Haupt schwingend. —

„Geld her! Heraus mit dem Gelde!" schrieen die Unholde; das Hündchen, das Postel nun voranlief, fiel wüthend die Räuber an und Hermine, welche den Freund erblickte, rief Diesem schreckensvoll in höchster Angst die Worte zu: „Paul, Paul, man will mich morden und berauben!"

Der Kreuzherr sah nicht die Ketzerin vor sich, sondern die jammernde Unglückliche in Todesnöthen.

Mit donnernder Stimme schrie er: „Zurück, ihr Hunde! Zurück!"

Die Räuber, es waren stämmige, bäuerliche Gestalten mit geschwärzten Gesichtern, mit kurzen Lederhosen und Strümpfen, wie sie in der Gegend zu jener Zeit getragen wurden, ließen Hermine los und stürzten sich nun mit ihren Waffen auf Postel.

Keine feige Furcht überwältigte ihn, wild und grimmig wie ein Löwe fuhr der Mönch auf die Räuber los und bohrte dem Nächsten, welchen er erreichen konnte, seinen Stahl in die Brust.

Ein Blutstrom sprang aus der Wunde und spritzte ihm bis in das Gesicht.

Der Elende sank rücklings zu Boden, die Worte: „Ich sterbe!“ kläglich ausstoßend.

Die anderen beiden Räuber, welchen durch Postel der Weg zur Flucht abgeschnitten war, hatten keine andere Wahl als sich zu ergeben oder den Angreifer zu überwältigen. Es entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod. —

Postel verwundete den Zweiten am Arme, der Dritte jedoch schlug ihm mit dem Knüttel zu Boden, aber Hermine, welche nun Luft gewonnen hatte, ließ ihren Beschützer nicht im Stiche; sie raffte das Messer vom Boden auf, welches jenem Räuber entfallen war, der sich im Todeskampfe zu ihren Füßen wand und bohrte es den, zum zweiten Streiche ausholenden Räuber in den Rücken. Der Messerstoß warf ihn nicht zu Boden, dennoch entschied er den heißen Kampf. Die beiden verwundeten Räuber flohen zur Thüre hinaus, ohne sich weiter um ihren gefallenen Kameraden zu kümmern.

— — — — — — — — — — — —

Ein wuchtiger Schlag hatte Postel getroffen; — er glaubte in einen schwarzen Abgrund zu stürzen und verlor die Besinnung. Ihn weckte ein heftiger Kopfschmerz und als er die Augen aufschlug, sah er Hermine vor sich, welche ihn so freudig anblickte, als würde er sie mit einer überaus günstigen Nachricht überrascht haben.

„Gelobt sei Gott!“ rief sie. „Endlich, endlich!“

Postel lag auf einem Bette und zwar in der Kammer der Waldmühle, welche ihm Hermine bei seiner Ankunft angewiesen hatte.

Er wollte sich aufsetzen, aber dies gelang ihm nicht. Von Neuem verfiel er in eine Betäubung und träumte von schreckenvollen Dingen.

Als er abermals erwachte, legte Hermine eben ein weißes Tuch ihm auf die Stirne, worauf ihn eine erquickende Kühlung durchdrang.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sagte Postel mit matter Stimme, „ich schaffe Ihnen viele Mühe."

„Ich pflege meinen Lebensretter!" antwortete Jene, „und ich kann mich endlich der frohen Hoffnung hingeben, daß Sie bald genesen werden."

„Ich bitte Sie, liebes Fräulein," sagte Postel, „geben Sie mir meinen Stockdegen, welcher mir im Kampfe entfiel, die Mörder könnten wieder kommen!"

„Keine Sorge, mein Freund," antwortete Hermine. „Den Einen haben Sie todtgestochen und die andern Beiden liegen an ihren schweren Wunden darnieder."

„Wissen Sie das gewiß?"

Hermine nickte bejahend.

„Liegt der Mann, den ich getödtet habe, noch im Hause?" fragte der Kreuzherr weiter.

„O, den hat man schon vor einigen Tagen von hier fortgeschafft," lautete die Entgegnung.

„Vor einigen Tagen?" sagte Postel erstaunt.

„Es ist heute der fünfte Tag, daß Sie sich in meiner Pflege befinden. Doch die Gefahr ist endlich glücklich vorüber?"

„Fünf Tage liege ich hier!" seufzte Postel „und Niemand kümmert sich um mich!"

„Sie irren, mein Herr," antwortete Hermine. „Am Morgen nach jenem räuberischen Ueberfalle war ein Jäger hier, mit dem ich sprach und dieser veranlaßte es, daß die Leiche jenes Räubers, den Sie erstochen haben, auf einem Wagen von hier fortgeschafft wurde. Eine herrschaftliche Commission erschien hierauf bei uns und seit jenem Tage wurden Sie von einem Arzte und mehreren geistlichen

Herren fleißig besucht. Man wollte Sie auf einer Tragbahre von hier fortschaffen, was jedoch der Arzt nicht erlaubte. Es hält sich jetzt auch ein Mann bei uns auf, welcher hierher gesendet wurde, um mich bei Ihrer Pflege zu unterstützen."

„Ein Mann? Warum kommt er nicht zu mir?"

„Ich werde ihn sogleich herein senden."

Hermine entfernte sich aus der Kammer und in der nächsten Minute trat jener Krankenwärter bei Postel ein. —

Es war der Todtengräber von Pöltenberg.

Mit geheimnißvoller Miene und stupidem Lächeln näherte er sich dem Bette und legte den Zeigefinger an den Mund.

Es war ein schmutziger, mit einem eklen Aussatze behafteter Kerl, von kleiner, hagerer Gestalt, welcher Postel unter dem Namen „der Todtenschinder" bekannt war. —

Er blickte verstohlen nach der Thüre, um sich zu überzeugen, ob das Frauenzimmer ihm nicht nachfolge und flüsterte dann Postel die Worte zu: „Der hochwürdige Herr Probst will es nicht haben, daß man es weiß, wer Sie sind."

„Ich begreife dies."

„Die Hexe da soll es nicht erfahren," fuhr der Todtengräber weiter fort. „Sie hat der Herr Probst nicht wenig auf dem Zuge, denn er sagte mir: paß' auf, lieber Christof, wenn Du mit dem Frauenzimmer in der Waldmühle zusammen kommst. Es ist noch nicht gewiß, daß sich wirklich Alles so verhält, wie jene Person ausgesagt hat. Vielleicht hat sie dem Postel selber mit einer Hacke eines auf den Kopf versetzt."

„So ist es nicht," antwortete der Kranke. „Diese junge Frau wurde von Räubern überfallen, die sich dann gegen mich wendeten, als ich ihnen zurief, von derselben abzulassen. Einer von jenen, ein langer Kerl, schlug mich mit seiner Keule auf den Kopf, daß ich zu Boden fiel und die Sinne mir vergingen."

„Das war ein Schmiedknecht von Lückau," sagte der Todtengräber, „so heißt es nämlich. Dieser Hallunke ist gestern schon mit den Sterbesacramenten versehen worden, denn das fremde Frauenzimmer hat ihm ein Messer in den Rücken gebohrt, als er zum zweiten Schlage nach Ihnen, Hochwürden, ausgeholt. War eine Keckheit eigentlich von der Person, aber Ihnen ist es zu Gute gekommen, denn der Kerl hätte Sie sicher caput gemacht."

„Also ihr habe ich es zu verdanken, daß ich noch lebe!" sagte Postel ergriffen.

„In der Hinsicht kann man ihr eigentlich nichts Schlechtes nachsagen. Sie macht Ihnen auch fleißig Umschläge und hat es noch nicht ein einziges Mal zugelassen, daß ich sie im Krankendienste ablöse — sie wird wohl hiebei ihre Nebenabsichten haben, denn der Herr Probst hat es mir im Vertrauen mitgetheilt, daß diese Person mit den Leuten einverstanden ist, welche unsern Kronprinzen, den guten Ferdinand, in Baden umbringen wollten und daß Sie, Hochwürden, deswegen zu ihr als Spion geschickt worden sind. Soll ich Ihnen einen Umschlag geben?"

„Nein, lieber Christof, ich ersuche Dich, gehe sogleich zum hochwürdigen Herrn Probst, um ihm zu sagen, daß ich nicht länger hier in der Waldmühle bleiben will, er soll mich auf einer Tragbahre abholen lassen."

„Also geht es Ihnen schon besser?"

„Nun ja, ich glaube es."

„Jetzt reden Sie schon ganz vernünftig, vorher haben Sie aber phantasirt, weshalb ich schon geglaubt habe, daß ich eigentlich nur hierher geschickt worden bin, um Sie als Leiche zu waschen. Sie waren zum Auslöschen!"

„Wovon habe ich phantasirt?"

„Von Allerlei, am meisten hatten Sie mit einer schönen Ketzerin zu thun und dann auch mit einer Hermine, die Sie nach Ihren Reden gerne sehen müssen."

„Ich muß sobald wie möglich von hier fort!" seufzte der Kreuzherr. „Wenn ich länger bleiben sollte, müßte ich sterben. Geh', lieber Christof, geh'!"

„Nun, in Gottes Namen," entgegnete der Todtengräber. „Aber sobald komme ich nicht zurück, denn, wenn ich schon wieder einmal oben auf dem Pöltenberg bin, so will ich doch auch nachsehen, was meine Leute machen. Küß' die Hand, Euer Hochwürden."

Der Todtengräber ging zur Kammer hinaus, und kaum war er fort, so war wieder Hermine bei Postel, welche schweigend das nasse Tuch von dem Haupte des Kranken hinwegnahm und dafür ein anderes auflegte.

Unwillkürlich berührte sie ihm dabei mit ihrer Hand und Postel zuckte zusammen, als wenn man ihn mit einem glühenden Eisen berührt hätte.

„Habe ich Ihnen wehe gethan?" fragte Hermine betroffen.

Statt einer Antwort ergriff Postel Herminen's Hand, führte sie zu seinen Lippen und preßte einen glühenden Kuß auf dieselbe.

„Ruhig, ruhig, mein Bester!" sagte das Fräulein, indem sie ihm die Hand entzog, Sie müssen Alles vermeiden, was Ihr Leiden verschlimmern könnte.

„Ach ich bin sehr leidend im Kopfe," sagte der Kreuzherr mit beklommener Brust. „Mein Fräulein, beachten

Sie meine Worte nicht, denn ich rede irre. — Wie bin ich doch so elend! Ich könnte an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln!"

Postel wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

Hermine sah theilnahmsvoll den Kranken an und sagte mit fast feierlicher Stimme: „Die Wege der Vorsehung sind wunderbar, aber nicht minder sind es auch so manche menschliche Handlungen, welche nur aus der eigenen Selbstbestimmung hervorgehen. Sie müssen Muth und Kraft zeigen, um auf Ihrem Pfade nicht zu ermatten."

„Wie meinen Sie das?" fragte Postel.

„Sie sind auf Abwegen, mein Herr," antwortete Hermine, „und wie es scheint, waren Sie im besten Zuge, ganz darauf zu vergessen, daß Sie ein katholischer Weltpriester sind."

„Wie? Sie wissen, mein Fräulein?" stammelte Jener bestürzt.

„Man hat es mir gesagt," lautete die Entgegnung, „und ich muß es glauben."

„Zweifeln Sie daran, mein Fräulein, daß ich Paul, Ihr einstiger Jugendgespiele bin?"

„Daran muß ich umsomehr zweifeln, als ich heute einen Brief von jenem Paul erhalten habe."

„Nun dann gelte ich Ihnen als ein Betrüger, als ein Verräther!"

„Mein Feind sind Sie nicht, denn Sie haben für mein Leben das Ihrige in die Schanze geschlagen, und ich erkläre es Ihnen offen, daß Ihr Geheimniß aus Ihren Augen spricht."

„Mein Geheimniß?"

„Darf ich Sie bitten mir dieses zu nennen?"

„Heute nicht, mein Herr; ich wünsche keine Erklärungen; Sie sollen auch dieselben nicht von mir verlangen."

„Sie wissen also, wer ich bin?" fragte Postel mit Lebhaftigkeit.

„Und wer Sie nicht sind," betonte das Fräulein lächelnd, „doch beruhigen Sie sich, ich verzeihe Ihnen!"

Mit diesen Worten entfernte sich Hermine aus der Kammer und Postel wußte nicht, ob er wache oder träume, oder ob er in Fieberparoxismus sich befinde.

Hermine weiß Alles und sie vergibt ihm dennoch! er will sie dem Verderben weihen und sie kündigt es ihm an, daß sie ihm verzeihe! — Ein wunderlauniges Geschöpf! — Wer dasselbe zu erfassen vermöchte!

Es wurde Abends, ohne daß man von Pöltenberg mit der Tragbahre kam, um ihn abzuholen; es wurde Nacht, ohne daß der Todtengräber zurückkehrte und Postel war hierüber nicht verdrossen. Er wünschte noch länger hier zu bleiben, wenigstens noch diese Nacht. Sein Kopf schmerzt ihn nimmer. In seliger Behaglichkeit legte er sich zum Schlafe hin.

Gebenedeit sei der Raum, wo diese Ketzerin athmet, geweiht ist die Stelle, wohin sie ihr Haupt legt. — Sieht er nicht einen Heiligenschein in purpurnem Lichte um ihr Antlitz sich ergießen. Sieht er nicht oben und unten, rechts und links die neun Chöre der Engel, die da flatternd ihre Fittige schwingen? Sie singen mit unvergleichlichen Zauberstimmen: Heilig ist der Herr Gott Sabaoth, heilig, heilig, heilig sein heiligstes Schöpfungswerk, die Ketzerin Hermine!

Solches alberne wirre Zeug träumte der Kreuzherr, und als er Morgens erwachte, erschrack er vor sich selbst, da ihm dieser Traum einfiel. An jenem Tage versuchte er es, sein Krankenlager zu verlassen und sieh', es gelang ihm bestens, da Hermine ihm ihren Beistand lieh.

Auf ihren Arm gestützt ging er auch in das Freie hinaus und setzte sich unter dem Hause an das sonnige Plätzchen, wo im bunten Gemische Astern, Nelken und Goldlack von einem Rasensitze sich in ihrer Pracht entfalteten.

Den Hintergrund bildete eine hohe dichtbelaubte Linde, in welcher die Amsel ihren melancholischen Schlag vernehmen ließ.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Man merkte es dem Himmel schon an, daß er mit seiner Sonnenfackel das flache Land mit seinen fahlen und dürren Fluren in Brand setzen werde. Aber hier in diese Waldschlucht, da dringen so wonnig seine Strahlen ein, sie vergolden die schäumende Kaskade des Wildbaches und werfen einen wundervollen Zauber auf die Ketzerin, die mit dem Florentiner-Strohhute am Haupte sich in seiner Nähe niedergelassen und aufmerksam in einem Buche liest.

„Was beschäftigt Sie, mein Fräulein?" fragte der Kreuzherr von Pöltenberg.

„Ich bete," antwortete das Fräulein, „es sind Dankgebete, in welchen ich meinen Geist vertiefe. Gott hat mich sehr lieb, denn er nimmt jeden Kummer von mir und trocknet jede meiner Thränen; gestern erhielt ich sehr günstige Briefe von meinem Bruder, dessen Krankheit eine bedenkliche war, da sich zu seinem Beinbruche auch ein nervöses Fieber zugesellt hatte; er ist glücklich genesen und befindet sich mit der Mutter bereits auf dem Wege hieher; nun hoffe ich, sind meine schlimmen Tage zu Ende und ein freundliches Geschick wird mir wieder lächeln.

„Ich habe viel dazu beigetragen," sagte der Ordenspriester, „Ihre Lage zu verschlimmern."

„Nein, mein Herr, ich werde mich Ihrer stets freundlich erinnern, denn Sie haben mir Theilnahme gezeigt und mich aus den Händen böser Menschen gerettet. Einer von

den Räubern, welcher schwer verwundet darnieder liegt, hat bereits ausgesagt, daß er sich mit seinen Cameraden verabredet habe, mich zu berauben und zu tödten. Der Mordstahl flirrte mir bereits vor dem Auge, da stürzten Sie herbei und ich war gerettet!"

„Fräulein Hermine," sagte Postel nach einer längeren Pause, „Sie sprachen gestern von einem Geheimnisse mit mir, das Sie mir jedoch vorenthielten; wenn ich wirklich einen Anspruch auf Ihre Dankbarkeit machen darf, so werden Sie mich dadurch zufrieden stellen, indem Sie wahr und freimüthig mir die Frage beantworten, worin nach Ihrer Vermuthung mein Geheimniß bestehe."

„Hochwürdiger Herr," antworte Hermine, „es scheint, daß ich mich nicht gut ausgedrückt habe, ich wollte nur sagen, daß ich es wisse, was Sie bestimmte, bei mir zu bleiben und sich für Paul auszugeben."

„Das bitte ich mir eben zu sagen."

„Sie kamen hieher, um mich zur Annahme des Katholicismus zu bestimmen und — Sie haben sich in mich verliebt, deshalb gaben Sie sich auch für jenen Andern aus, den ich erwarte und haben wahrscheinlich den Brief gelesen, der in der Stube offen auf dem Tische lag."

„Wer hat Ihnen dies gesagt, mein Fräulein?" fragte Postel überrascht.

„Sie selbst," antwortete Hermine, „Sie haben dies im Fieber gesprochen."

„Ich bitte Sie, mein Fräulein," sagte der Kreuzherr, „legen Sie kein Gewicht auf meine Liebesgeständnisse, auf die Träume eines Fieberkranken, denn sie sind gewöhnlich von der Wahrheit himmelweit entfernt."

„Um so besser," antwortete das Fräulein, während sie leichter aufathmete.

„Sie sind schön, mein Fräulein, Sie sind reizend schön, Sie haben Bildung und Erziehung, dennoch muß ich Ihnen offen sagen, daß ich auch für den Fall, wenn ich auch kein katholischer Priester wäre, nicht um Ihre Hand freien würde, denn Ihr Glaube ist nicht der meinige. Es ist ein Verbrechen gegen die wahre Kirche Gottes und den heiligen Geist, eine Akatholikin zu heiraten, und es ist auch ein Vergehen gegen diese selbst, denn wenn sie es wissen würde, daß in der andern Welt alle Religionssekten von einander gesondert und getrennt sind, so würde sie wohl ihr Herz gegen die Liebe eines Andersgläubigen gewahrt haben."

„Mein Herr, ich bin nicht talkfest in der Bibel, aber ich erinnere mich an einen Spruch in derselben, welcher lautet: Und es wird eine Zeit kommen, wo man Gott nicht in dem Tempel zu Jerusalen oder auf dem Berge Horeb, sondern allenthalben in dem Geiste und in der Wahrheit anbeten wird. — Das stimmt wohl eben nicht zu Ihren Offenbarungen von einem Sektenhimmel."

„Es ist vielleicht wahr," sprach Postel mit bewegter Stimme, „und eine alleinseligmachende Kirche anzunehmen ist ein gewagtes Dogma."

„Also, Sie lieben mich nicht, mein Herr," fragte Hermine, dem Ordenspriester sich nähernd.

„Beim ewigen Gotte, nein!" entgegnete Jener eifrig, während er seine Hand zum Schwur emporhob;" zwischen unseren Herzen gibt es einen weitklaffenden Abgrund, den man mit Bergen nicht auszufüllen im Stande wäre."

„Nun, dann fürchte ich mich nicht mehr vor Ihnen," sagte Hermine zutraulich, und setzte sich gleichfalls auf die Rasenbank, welche einen Halbkreis bildete.

„Wir erhalten Besuch," sagte sie hastig und Postel, welcher seinen gesenkten Blick emporhob, sah den Probst von Pöltenberg in Begleitung seiner aufgedonnerten schmucken

Wirthschafterin und seines Bedienten, welcher ihm einen zusammengelegten Feldsessel nachtrug.

Der alte Herr, hoch und stämmig von Gestalt, kam ohne Abzeichen seines Stammes und seiner Würde langsam mit Hilfe seines Stockes heran und sah einem wohlgenährten Pächter weit ähnlicher als einen kirchlichen Oberhirten, dem die Inful verliehen ist.

Er schien den Reconvalescenten nicht zu bemerken, denn er grüßte nur Hermine und richtete an sie die Frage: „Kann man gegen gute Bezahlung Milch und Brod erhalten?"

„Ohne Bezahlung — ja!" antwortete diese, „doch muß sich der Herr mit Ziegenmilch begnügen, da wir keine Kuh im Stalle haben."

„Auch gut," antwortete Jener, worauf sich Hermine in das Haus entfernte.

„Der Postel sieht ja gar nicht schlecht aus," sagte die Wirthschafterin, den Genannten anblickend, „wir haben geglaubt, daß er schon in den letzten Zügen liegt."

„Ruhig," sagte der Probst, „das Wichtigste von Allem ist, daß ich erfahre, was unser Postel ausgekundschaftet hat."

„Vieles," antwortete Jener, „und doch wenig. Ich lernte die Familienverhältnisse jener Frau kennen und habe die Gewißheit, daß sich diese überaus für den in Wien verhafteten Pastor interessirt. Die Waldmüllerin ist nach Wien gereist, um für die Freilassung jenes Pastor Western zu agitiren."

„Bravo!" sagte der Probst, „dann kann man das Frauenzimmer hier ohne Weiteres festnehmen lassen."

„Das kann man wohl nicht," sagte Postel rasch, „ich habe bisher nichts erfahren, was eine Verhaftung rechtfertigen könnte. Diese Frau oder das Fräulein eigentlich,

ist zwar eine Protestantin, aber ein gutmüthiges Geschöpf, welches mich mit größter Rücksicht behandelte und in meiner Krankheit pflegte."

„Das zählt nichts," entgegnete Jener. „Man muß seine Loyalität beweisen und das um so dringender, da mein Freund Feigerle wahrscheinlich im allerhöchsten Auftrag wiederholt hierüber geschrieben hat. Was hat diese Person hier für Verbindungen?"

„Sie erwartet ihren Bruder und ihre Mutter, welche Beide aus dem Auslande kommen."

„Ausländer!" rief die Wirthschafterin, welche dem Gespräche zuhörte, „das sind schon die Wahren!"

„Diese Hermine," nahm Postel abermals das Wort, „stammt aus einer guten Familie und sogar aus adeligem Blute. Ich habe die Papiere ihrer Mutter gelesen, und daraus höchst merkwürdige Dinge erfahren. Sie war einst dem österreichischen Grafen Finkenstein verheiratet, doch ihre Ehe war keine glückliche, da sie aus niedrigem Stande entsprossen, seiner Familie ein Dorn im Auge war. Man beschuldete sie des Ehebruches und sie wurde deshalb auch von ihrem Gemahl verbannt."

„Eine Betrügerin ist diese vorgebliche Gräfin von Finkenstein!" rief der Probst heftig erzürnt! „ich weiß von dieser Geschichte! Die überwiesene Ehebrecherin processirte mit dem Grafen, als ihr aber dies nichts half und nur ihr schlechter Lebenswandel durch diesen Proceß im Detail zu Tage kam, so hat sie sich sammt ihren Kindern ertränkt."

„Es ist anders," sagte Postel; „ein Bruder des Grafen hat seinen Jäger gedungen, damit er sie und ihre Kinder ermorde. Dieser Mann jedoch hatte Gewissen und ließ sie heimlich sammt ihren Kindern entrinnen, nachdem er ihr den Schwur abgenommen, sogleich Oesterreich zu

verlassen und sich ja nicht mehr zu melden, damit er sie für todt ausgeben könne. Darauf ist die Mutter mit ihren Kindern nach Amerika entflohen."

„Das sind Ammenmärchen," sagte der Probst. „Wir haben es mit höchst gefährlichen Leuten zu thun, die man schon längst hinter Schloß und Riegel verwahren sollte. Nur geschwind in das Criminal mit ihnen."

Hermine kam und brachte auf einer Tasse drei Gläser Milch und schwarzes Brod.

Langsam näherte sie sich den Besuchern, denn sie mußte Bedacht darauf nehmen, den Inhalt der Gläser nicht zu verschütten, welche bis zum Rande gefüllt waren.

Da vernahm man plötzlich den Hufschlag eiliger Pferde und das Geräusch eines rollenden Wagens; er kam auf dem schlecht gebahnten Waldwege heran, welcher von der Groß-Maispitzer Straße dorthin einmündete und nur von jenen Bauern benützt wurde, welche ihr Getreide nach der Waldmühle schafften; aber jene Mühle hat ihre Thätigkeit längst eingestellt und das große Rad, das außerhalb derselben angebracht ist, hat man seit Jahren bereits gesperrt.

Hermine bleibt auf ihrem Wege stehen und späht nach jener Stelle hin, wo der annähernde Wagen aus dem Dickicht hervorkommen wird — und siehe, er ist auch schon da. Eine mit Eisenschimmeln bespannte Reisekalesche wird nun sichtbar und der Passagier, welcher neben dem Kutscher sitzt, ein junger Mann in hellen Reisekleidern, streckt nun nach der Späherin seine Arme aus und rief freudig erregt: „Hermine! Hermine!"

Die Genannte läßt die Tasse sammt den Gläsern fallen und eilt dem Wagen entgegen.

Dieser hält stille und schon öffnete ein Bedienter den Wagenschlag, aus dem eine Dame mit einem großen Hute und einem blauen Schleier sogleich herausstieigt.

Der Kutscher ist von seinem Sitze herabgespruugen und zeigt sich nun behilflich, damit jener früher erwähnte Passagier gleichfalls seinen Sitz in dem Wagen verlassen könne, was dieser jedoch nur mit sichtlicher Beschwerde vermag.

Hermine wird von der angekommenen Dame umarmt und geküßt und dann ebenfalls von jenem jungen Mann. Diese drei Personen haben sich auch sehr Vieles zu sagen und gehen nun miteinander gegen die Mühle dahin.

Der junge Mann, welcher von Hermine geführt wird, hinkt auffallend.

„Das mag mir eine saubere Noblesse sein," sagte die Wirthschafterin des geistlichen Herrn, welche gewöhnlich die Frau Probstin genannt wurde. „Einen so großen Hut, wie jene hat, trägt man gar nicht mehr; und erst der alte Rumpelkasten von einer Kutsche! so was sieht man jetzt gar nicht mehr — ja nicht einmal in Prag."

„Unzweifelhaft ist es Mutter und Bruder, welche Hermine überrascht haben," sagte Postel.

„Hm! Hm!" sprach der Probst, „Der Kutscher und der Bediente sehen viel zu nobel für Leute dieses Schlages aus; das sind offenbar ein paar Carbonari. Der Kleinere von diesen Beiden wirft sehr verdächtige Blicke auf uns."

„Das finde ich nicht," sagte Postel.

„Sie sehen mit anderen Augen als ich," entgegnete der Probst. „Meine Sehkraft ist aber weniger der Täuschung unterworfen als die Ihrige. Heiliger Geist verlasse mich nicht, das sind die schlechtesten Subjecte von Ausländern, welche sich mit der Polizei offenbar in erbitterter Fehde be-

finden, deßhalb haben sie diese Schlupfwinkel aufgesucht. — Postel, Sie bleiben hier und werden auf keinem Fall von hier weichen."

„Sie können ihn aber umbringen," sagte die Wirthschafterin.

„Das thut nichts," rief der Probst in seinem Eifer; „selig Diejenigen, welchen der Märtyrertod beschieden ist. Er soll sich zerfetzen lassen, aber es um jeden Preis zu verhindern trachten, daß diese Leute uns durchbrennen. Wir aber gehen von hier fort, um diese Spitzbubenfamilie aufheben zu lassen. Die Znaimer Polizei muß heraus und wenn diese nicht genügt, dann auch Soldaten. Leben Sie wohl, lieber Postel, dominus tecum! Kommen Sie, Pepi!"

„Ach Gott, ich fürchte mich!"

„Der Herr ist mit den Seinen," sprach der Prälat. Während er mit der Wirthschafterin am Arme nach Hause schritt, auf seine wunden Füße ganz vergessend, sagte er zu seinem Bedienten: „Du gehst uns rückwärts nach — es ist nöthig, daß Du uns nachgehst, der Kutscher zieht etwas hinter seinem Rocke hervor, wahrscheinlich eine Pistole! Thomas, Du bist ein treuer Bursche, decke mich mit Deinem Leibe nach jener Seite hin!"

Mit diesen Worten verschwand der angsterfüllte Probst mit seinen Begleitern in dem Gehölze.

Postel sah lächelnd dem alten Herrn nach, dessen unbegründete eilige Flucht auf ihn einen komischen Eindruck machte; aber schon im nächsten Augenblicke verschwand dieses Lächeln aus seiner Miene, denn er dachte an das Unheil, das Hermine und ihre Verwandten treffen möchte, wenn der Probst sie als Mitschuldige an dem Attentate jenes Reindel's anzeigte.

„Diese Hermine scheint doch seelengut zu sein. Die Seele schien ihr frei und offen aus ihrem klaren, reinen Auge zu blicken. Sie hat ihm das Leben gerettet und diese That ebenso mit Blut besiegelt, wie er, als es ihm gelang, durch den Tod eines jener Bösewichter die dringendste Gefahr von ihrem Haupte abzuwenden.

„Es läßt sich gar nicht schildern," sprach Postel vor sich hin, „welch' ein süßer Zauber diese junge Dame umhaucht und zugleich auch meine Sinne befängt. Traurig für mich, das ist der Cultus des Teufels — Abgötterei — Ketzerei — die im Gedanken verübte krasse Todsünde — ein schwerer Sündenfall — meine ewige Verdammniß!"

Postel stützte sein Haupt in die Hand und seufzte weiter:

„Ich bin schwer krank — dieser Schlag auf den Kopf hat mich närrisch gemacht — ich bin verloren — nein, sie ist es! Man bringt sie mit ihrer Sippe in den Kerker des Criminalgerichtes und ich sehe sie nicht wieder! — Wahrlich, eh' ich das zugeben könnte, müßte ich völlig blödsinnig werden — es ist doch nicht das Schlimmste, einer Ketzerin dankbar zu sein, die mir so viel Gutes erwiesen hat — deren holder Anblick meine Seele ebenso ergriff, wie fallender Thau die gesenkte Blume; nur das wäre eine Hölle der unerträglichsten Pein, wenn ich das Bewußtsein haben würde, daß Hermine durch mich unglücklich geworden!"

Das Fräulein kam nun mit ihrem Bruder und ihrer Mutter zu Postel heran. „Dieser Herr ist es," sagte sie, auf den Reconvalescenten zeigend, welcher mich gegen Räuber und Mörder vertheidigt hat. Sein eigenes Leben gerieth dabei in große Gefahr und es ist fast ein Wunder, daß er der schweren Mißhandlung jener Wütheriche nicht erlegen."

„Mein Herr," sagte Hermine's Bruder, Postel's Hand ergreifend, „zählen Sie stets auf mich; was Sie meiner Schwester gethan haben, das thaten Sie mir! Und ich wünsche einen Augenblick herbei, wo ich es Ihnen beweisen kann, daß ich Sie ebenso schätze, als ich meine Schwester liebe."

„Mein Herr," sagte die Mutter, „der Kummer würde mich getödtet haben, wenn ich gewußt hätte, daß sich Hermine allein in dieser Wildniß befinde; die Hand der milden Vorsehung war es, die Sie hieher geleitet, denn wäre dies nicht geschehen, hätte ich heute keine Tochter mehr."

Die Mutter ergriff seine Rechte, während der andere die Linke des Kreuzherrn festhielt. Die Rührung überwältigt! Postel.

„Ihr guten Menschen," sagte er, „Ihr fragt nicht, wer ich bin und wie ich heiße. Ich gelte Euch so viel als meine That wiegt und ihr schätzt mich nicht minder, als ich von Hermine geschätzt werde. Ihr guten, guten Menschen! Doch nun denkt daran, unverzüglich dies Haus hier und diese Gegend zu verlassen: während wir sprechen, schickt man bereits nach der Polizei, um Euch als höchst verbrecherische und staatsgefährliche Leute gefangennehmen zu lassen. Man sagt, daß Ihr mit dem gefangenen Prediger Western die Mitverschworenen des Hauptmanns Reindel seid, welcher nach den Kronprinzen geschossen hat. Wollt Ihr dieser Gefahr entgehen, so müßt Ihr in Eile Euch davon machen."

Die Familienglieder sahen einander betroffen an, und Hermine sagte:

„Wie, so dringt auch die Lüge und der Verrath selbst in diese Einsamkeit her?"

„Möglicherweise ist es ein Mißverständniß," sagte die Mutter, „wahrscheinlich jedoch, daß es die Machinationen

jener Elenden sind, welche vor uns zu zittern haben. Wir müssen den Rath unseres guten Freundes beachten und uns von hier entfernen."

„O, thut das," sprach Postel, es wird nicht mehr lange währen, so sind Polizei und Soldaten da."

Herminen's Bruder rief seine Domestiken heran und sprach mit ihnen. Hermine jedoch entfernte sich sichtlich bestürzt mit ihrer Mutter in das Wohnhaus.

Keine Minute verstrich, so wurden auch schon die Reiseanstalten getroffen. Die Domestiken trugen das Gepäck, das Postel vorhin in dem Zimmer gesehen, nach der Kutsche und auch die ältliche Dame kam nun wieder mit ihrem Sohne zu Postel und sagte, demselben die Hand reichend: „Sie sehen, wir beachten Ihren Wink; es ist für uns die größte Wichtigkeit, so schnell wie möglich diese Gegend zu verlassen. Hohe Güter stehen auf dem Spiele. Es gilt, eine gemordete Ehre zu retten und die rechtlichen Ansprüche der Kinder an ihren Vater durchzusetzen."

„Leben Sie wohl, mein Herr," sagte Herminen's Bruder, „möchte doch recht bald Ihre volle Genesung erfolgen."

Schon hatten sich die Beiden entfernt, da eilte Hermine, welche bei dem Wagen geblieben war, zu Postel und sagte ängstlich: „Mein Gott, ich kann Sie nicht allein hier lassen, wer würde Sie hier jetzt pflegen, keine Seele bleibt in der Waldmühle zurück!"

„Mein Fräulein," antwortete der Kreuzherr, Herminen's Hand drückend, „es wird nicht lange dauern, so sind Leute vom Gerichte hier und diese werden dann schon Sorge tragen, daß ich nicht hilflos hier zurückbleibe. Reisen Sie mit Gott und denken Sie meiner mit Milde und Freundlichkeit."

„Ich möchte Sie nicht das letzte Mal hier sehen," sprach Hermine bewegt. „Wo findet man Sie, wenn man an Ihre Freundschaft appelliren wollte?"

Postel küßte ihre Hand und sagte, mit thränenvollem Auge ihre Frage unbeantwortet lassend: „Gottes Engel mögen Sie auf Ihrer Reise begleiten. Mein Name ist Carl! Ich bin nicht glücklich; es ist gut, wenn wir weit, sehr weit von einander gehen. — Leben Sie wohl, ich werde für Sie beten."

„Leben Sie wohl, Carl!" sagte das Fräulein. „Möge die Vorsehung Sie von Ihrem schweren Kummer befreien. — Werden Sie bald gesund und gedenken Sie meiner, wenn wir uns auch nie wiedersehen. — Leben Sie wohl!"

„Mit Gott — glückliche Reise!"

Hermine eilte nach dem Wagen und stieg in denselben. Hierauf setzte sich dieser auch schon in Bewegung.

In einer Bogenlinie machte er die Wendung auf der Wiese und fuhr auf jenem Wege zurück, woher er gekommen.

Eine weiße kleine Hand kam noch aus der Kutsche zum Vorschein, welche Postel freundlich zuwinkte.

Es war Herminen's letzter Gruß.

Der Kreuzherr weinte wie ein Kind, während er dem davonrollenden Wagen nachblickte. — Die schöne Ketzerin war fort.

Postel erhob sich nun und schritt langsam nach dem Wohnhause.

Herminen's Hündchen befand sich noch daselbst und sprang, freudig mit dem Schweife wedelnd, empor, als der Kreuzherr in seine Nähe kam; das Fräulein hatte in ihrer Eile auf das Hündchen vergessen. Er ging in die Stube und machte die Bemerkung, daß Hermine Alles mit sich genommen habe, was sie dahingebracht, bis auf ein

rosa Seidenband, das Postel als Andenken an jene Dame mit sich nahm. In der Kammer fehlte auch auf dem Tische jenes Manuscript, worin Herminen's Mutter ihre Schicksalsgeschichte niedergeschrieben hatte. Das ähnliche Manuscript jedoch, das er in die Schublade des Tisches gelegt, fand sich noch vor, und dieses schob nun der Kreuzherr in die Tasche; dort im Winkel lehnte sein Degenstock und auf einem Stuhle lag sein Hut.

Postel machte sich nun gleichfalls reisefertig und versuchte es, nun nach seinem Kloster zurückzukehren. Er beeilte sich dabei so schnell er konnte, um ja nicht mit der Polizei zusammen zu treffen, welche der Probst hierherzuschicken versprochen hatte. Das Hündchen lief mit ihm, es ahnte wohl, daß es nun allein in der Waldmühle zurückbleiben sollte und seine Herrin nicht wieder erscheinen würde; aber die Liebe zu den Jungen war zu mächtig in dem kleinen Thierchen, weshalb es nur bei seinem Abschied bellte und dann wieder nach der Waldmühle zurücklief. Wo wird es nun sein Futter finden?

Trübselig schleppte sich Postel weiter fort und gelangte zu der großen Eiche seitwärts des Weges, wo er sich erschöpft niederließ, um auszuruhen.

Es währte nicht lange, so vernahm er eilige Fußtritte und sah dann auf dem Fußpfade, welcher zur Mühle führte, die ganze Polizeiwache der Kreisstadt Znaim, etwa sechs bis sieben Mann, militärisch gekleidet, Zweispitze auf den Köpfen und mit Musketen auf den Schultern. Ihnen voran ihr Anführer, der sogenannte „Polizeiwachtmeisterlieutenant," mit entblößtem Säbel in der Sand.

Fast jeder von den Polizeileuten trug eine eiserne Fessel mit den Schellen in der Hand, welche laut rasselten und ein Getöse machten, als würde ein ganzer Zug Arrestanten vorbeigeführt.

Diese meist alten Leute liefen mehr als sie gingen und schnauften dabei halb athemlos.

Vergebliche Eile! Sie kommen zu spät!

Kaum waren die Häscher fort, so setzte auch Postel seinen Sab weiter.

Je länger er ging, desto leichter vermochte er auszuschreiten und würde gar nicht mehr gewußt haben, daß er leidend wäre, wenn ihm nicht das Herz gar so peinlich geschlagen hätte. „Wie gut ich es in der Waldmühle gehabt hätte," sprach er bei sich, „wenn ich nicht böse Gedanken unablässig genährt. Hermine die Müllerin und ich der Müller und gar Niemanden sonst sehen außer das Hündchen! — Das hätte mir freilich gefallen. Gott sei Dank, daß es anders gekommen ist, ich war nahe daran, an das holde Geschöpf mein Seelenheil zu verlieren — ich werde sie nie wieder sehen! — Welch' ein Glück! Welch ein grausames Glück! Was mit mir geschehen ist! Ich haßte diese Ketzerin, ich wollte sie verderben und ich könnte ihr nun zu Füßen fallen und bitterlich weinen! Sie ist mir gewogen — ich weiß es, sie ist mir gewogen — allmächtiger Gott, welche Triebe hast Du in das menschliche Herz gelegt. — Und diese sollen sündhaft sein? Das eheloſe Leben, zu welchem ich mich verpflichtete, ist ein trauriges, freudloses, das mich zu Boden drückt. Wie glücklich ist doch mein Bruder und meine Schwester, wie froh und glücklich mögen vorhin die Geistlichen gelebt haben, ehe man ihnen die Fesseln des Cölibats auferlegte. Gott stärke mich, daß ich meinem Berufe treu bleibe — es ist geschehen ich will mein Elend tragen. In einsamer Zelle will ich der schönen Ketzerin gedenken, ihrer Güte und Freundlichkeit, ihrer liebenden, pflegenden Hand und das Rosaband soll an meinem Herzen ruhen, bis man mich in die kalte Gruft hinabsenkt — ich kann nicht anders."

Das Kloster Pöltenberg war erreicht und Postel, trat im Dämmerlichte des Abends durch die Pforte ein. Als er sein Zimmer erreichte und dasselbe aufsperrte, kam ein anderer Geistlicher heran, welcher Postel mit den Worten begrüßte: „Nun bist Du endlich hier? Du mußt mir viel, sehr viel erzählen. Die Pepi hat einige Worte fallen lassen, die ich nicht zusammenreimen kann."

„Ein andermal, heute nicht," antwortete Postel, „ich bin unendlich müde — gute Nacht!"

Der Heimgekehrte begab sich in seine Wohnung, machte Licht und setzte sich in seinen Armstuhl.

Es währte nicht lange, so war der Probst im Schlafrocke schon bei ihm.

„Nun, wie steht's?" fragte er gespannt, „hat man sie schon?"

„Nein, man hat sie nicht," lautete die Entgegnung. „Sie sind fort über Stock und Stein; ich konnte Sie nicht zurückhalten."

„Das ist arg!" rief der Probst erstaunt, „abscheulich! Warum haben Sie die Leute fortgelassen?"

„Weil ich nicht die Kraft besaß, hochwürdiger Herr Probst, sie zurückzuhalten."

„Wohin sind sie denn?"

„Ich weiß es nicht, ich bin sehr krank."

„Das thut nichts," entgegnete Jener erzürnt. „Sie müssen Rede und Antwort geben. Sie werden doch vermuthen können, wohin sich die Flüchtigen gewendet haben?"

Postel zuckte mit den Achseln und schwieg.

„Warum gebrauchten Sie nicht den Stockdegen, um einen ganz ordinären Mörder todtzustechen? Warum haben Sie sich nicht hingestellt — es ist schrecklich! Alles war so trefflich eingeleitet. Ich glaubte auf ihn Felsen bauen zu können, aber im letzten Momente verläßt ihn die Kraft

und die Böſewichter entrinnen! — Geben Sie Acht, Poſtel, was Sie bald aus der Zeitung hören werden. Die ſind direct nach Wien, um ein neues verruchtes Attentat auszuführen? — Sie müſſen gleich nach Wien."

„Ich bin krank, ſehr krank, Hochwürden!"

„Das iſt traurig, ſehr traurig! Ich ſehe ſchon, daß heute mit Ihnen nichts, nichts mehr zu machen iſt. Es iſt auch möglich, daß man die Flüchtlinge eingeholt hat; aber morgen, wenn die Nachrichten ungünſtig lauten, müſſen Sie wieder fort. Sie haben ſich ſo wacker gehalten und ſo manche wichtige Entdeckung gemacht, wir dürfen die Spur dieſer ſchlechten Menſchen nicht verlieren. Gehen Sie gleich zu Bette. Morgen müſſen Sie geſund ſein, damit Sie ihr ſchönes Werk glücklich vollenden. Der Himmel wird Ihnen nicht die Kraft verſagen. Wenn Sie dieſe Böſewichte nur nicht fortgelaſſen hätten."

Der Probſt entfernte ſich wieder von Poſtel und dieſer entkleidete ſich und ging zu Bette.

„Möge ihre Flucht gelingen!" betete er, „denn durch mich ſoll Hermine nicht in's Verderben geſtürzt werden. Sie iſt gut, Sie iſt unendlich gut! — O Hermine, dein rothes Bändchen will ich tragen, bis das Herz mir bricht. Herr, verzeih' mir armen Sünder! Ich kann nicht anders."

Von Ermüdung überwältigt, fielen Poſtel die Augen zu und der milde Traumgott umfing ſeine Sinne.

Der Probſt behielt Recht.

Poſtel ſchlief lange und als er erwachte, fühlte er ſich geſund nnd kräftig; er war ſo heiter geſtimmt, als er ſeit Jahren nicht mehr geweſen, er unterhielt ſich mit ſeinem Roſabändchen und machte auch gleich den Verſuch, ob er mit Hilfe eines Wörterbuches das in den Händen habende engliſche Manuſcript überſetzen könne. Er erwartete, daß

ihn der Probst rufen lassen werde, doch dies geschah an jenem Tage gar nicht. Vom Pater Vincenz, welcher ihn bald besuchte, hörte er, daß die Wirthschafterin Pepi, Nachmittags mit der Post nach Wien abreisen werde. Dies geschah denn auch. Mehrere Tage vergingen und Postel ging wieder seinen Obliegenheiten als Kreuzherr nach, besuchte als Katechet die Dorfschule, las die Messe, predigte und revidirte die Rechnungen, welche der Oekonomiebeamte dem Probst vorlegte.

So war es früher und so geschah es nun auch jetzt. Dennoch ergaben sich manche Unterschiede in Bezug auf Postel's Lebensweise.

Sonst spielte er tagtäglich mit anderen Kreuzherren durch einige Stunden Karten, sonst ging er fast jeden zweiten Tag mit dem Subprior nach dem Dominikaner-Kloster in Znaim, wo sie volle Humpen des trefflichsten Bieres erwarteten — jetzt hatte er niemals Zeit zum Spielen und zum Trinken, er mußte Englisch studiren, weshalb ihm auch der joviale Pater Vincenz den Spitznamen „Pater Langsam" aufbrachte.

Postel wurde ungesellig und lief mit seiner englischen Grammatik nach dem Essen fort und wohin lief er gewöhnlich? Nach jener nun öden Teufelsmühle, deren Thüre seit Hermine's Flucht gerichtlich gesperrt worden war; er fand daselbst doch einen Freund, die kleine Flora war da, welcher man ihre Hündchen bis auf eines weggenommen hatte, welches einäugig und lahm war.

Das Florettchen lag nun mit ihrem kranken Kleinen hinter der Bank vor der Thüre des Hauses und bellte noch immer weidlich, wenn sich ein Wanderer näherte; wenn Postel erschien, da hatte das Florettchen eine rosige Stunde. Er brachte ihr Fleisch und Backwerk und die Beiden setzten sich nun vertraulich zu einander und Postel

unterhielt sich damit, das Thierchen zu streicheln und demselben zu erzählen, wie lieb er seine Herrin habe; so war es durch volle acht Tage; am neunten und zwar spät Abends wurde Postel von dem Probst auf seinem Zimmer besucht, welcher die Worte an ihn richtete: „Ich bin in Todesängsten wegen der Pepi. Seit sieben Tagen hat sie keinen Brief mir mehr geschickt? Gott, dem Mädel ist sicher etwas geschehen! Ich habe ihr aufgetragen, der Teufelsmüllerin in Wien nachzuspähen, um durch diese den andern schlechten Leuten, welche mit ihr verbündet sind, auf die Spur zu kommen. Dabei kann die Pepi verunglückt sein. Es hilft Ihnen nichts, lieber Postel, Sie müssen morgen mit Frühestem nach Wien, um zu sehen, was da vorgeht, Sie müssen sich um die Pepi kümmern und nach Möglichkeit auch um die Teufelsmüllerin — vielleicht sehen Sie dabei auch die sogenannte Hermine! — Davon bin ich überzeugt, daß Sie dieselbe gleich werden arretiren lassen."

„Auch sonst gibt es Geschäfte genug für Sie in Wien — es nützt Ihnen nichts, Sie müssen gehen — denn die Anderen da — ach lieber Gott, es ist keiner von Allen zu Etwas brauchbar. Sie haben Kopf, Courage, Pflichtgefühl und, was die Hauptsache ist, Sie sind nicht verliebt! Ich sage Ihnen, Postel, für einen katholischen Geistlichen ist es das größte Unglück, sich zu verlieben! — Es ist auch eine Todsünde — man hat die Hölle dann auf Erden. Besonders sind es die Qualen der Eifersucht," sagte er, in dem Eifer seines Gespräches den Zeigefinger auf die Nase legend, „welchen man dann auf das Fürchterlichste preisgegeben ist! — Die Hauptsache ist, daß Sie die Pepi auffinden — sie ist etwas leicht, und dieses Wien ist ein Babylon an Verworfenheit. Um drei Viertel auf drei Uhr Früh kommen Sie zu mir, um sich das Reise-

geld und die Briefe abzuholen — es würde mir an der Pepi nichts liegen, aber sie ist meine weitschichtige Verwandte und ein armes Waisenkind — man kann sie nicht fallen lassen — gute Nacht, lieber Postel, ich werde jetzt schreiben. — Ach Gott, ob man nicht immer mit Sorgen und Kummer zu kämpfen hat!"

Zehntes Capitel.

Noch einmal in der Teufelsmühle.

Kaum war der Probst fort, so verließ Postel das Kloster und schritt mit Hilfe seines Stockes durch die nächtliche Landschaft dahin.

Hell leuchtete der Vollmond über die Stoppelfelder und Wiesen, und goß sein Silber über den Wald aus, auf den Postel zuging.

Die Gegend war öde wie immer und der Kreuzherr hatte es erfahren, daß es mit der Sicherheit nicht bestens aussehe.

Dennoch beschlich ihn kein ängstliches Gefühl, sein Herz schlug so leicht unter dem schwarzen Habit, den er trug, als würde er den Pforten des Paradieses nahen.

Er geht nach der Teufelsmühle, um Florettchen und deren Junges abzuholen, er will sie mit nach Wien nehmen und Herminen, wenn er sie dort auffinden sollte, übergeben. Er glaubt Herminen auch dort zu finden, weiß er doch, daß sich die Waldmüllerin dort aufhält und daß es ihre Aufgabe ist, jenes Terrain gleichsam zu recognosciren, wo Hermine und die beiden Familienglieder wahrscheinlich zu operiren beabsichtigen.

Noch vor kurzer Zeit weigerte er sich beharrlich jener Hermine nachzureisen, als ihn der Probst das erste Mal hiezu aufforderte; eine innere Stimme kämpfte dagegen

an. Aber jetzt ist es anders geworden, eine innere Stimme fordert ihn auf, er möchte doch noch einmal mit ihr sprechen, ihr guten Rath ertheilen, sie von gefährlichen Handlungen abmahnen und, was die Hauptsache wäre, den Versuch machen, sie für den Katholicismus zu gewinnen. Hat sie's nicht gleichsam selbst gestanden, daß sie dem katholischen Glauben nicht abhold sei, indem sie die Priester desselben so überaus günstig beurtheilte, und ist nicht ihre Freundin in Prag gleichfalls eine Katholikin? welches löbliche Werk, sie zu dem wahren Glauben heranzuziehen und wie angenehm das sein müßte, mit ihr hierüber zu conversiren! Sie spricht so gut, so natürlich — und der Klang ihrer Stimme ist für ihn die Liebesmusik.

Er hat eine übergroße Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen und den lebhaften Drang, sich ihr nützlich zu machen, und welche Freude sie haben wird, wenn sie ihr treues Hündchen wieder hat, und welche Schicksalsfügung, welche Gunst des Himmels, daß man ihn und keinen Andern nach Wien sendet! Die Furcht, daß Hermine schlecht sei und Böses beabsichtigt, ist schon längst von ihm gewichen; durch das englische Manuscript, das er mit Hilfe des Wörterbuches schon ganz übersetzt, wurde es bestätigt, daß die Aufzeichnungen ihrer Mutter keine sündhaften sind. Diese Gute verdient seine vollsten Sympathien und es wäre eine würdige Sache, ihr seinen Beistand zu leihen, um ihrem Grafen zu beweisen, der sie als seine Gemalin verstoßen, wie schmählich und Unrecht er gehandelt.

Aber er wird es gar nicht wissen, daß sein eigener Bruder gegen seine Schwägerin einen Mörder gedungen hat, und wenn er es erfahren würde, dann wäre es wohl auch eine Leichtigkeit, ihn davon zu überzeugen, daß jener Teufel ihn um sein Lebensglück gebracht hat. Es ist gar nicht möglich, daß der Gemal jener unglücklichen Frau

glücklich geworden ist, sonst gäbe es ja keine göttliche, keine sittliche Weltordnung.

Mit solchen Ideen pilgerte der Geistliche zur Teufelsmühle, und ohne Jemanden auf seinem Wege zu begegnen gelangte er bereits in jenes Dickicht zwischen dem Wege von Groß-Maispitz und der Mühle.

Hier bleibt er jedoch stehen und lauscht. Er vernimmt ein Geklapper, daß nur von dem Gang eines Mühlenwerkes herrühren kann, und muß an sich die Frage richten: „wie, sollte die Teufelsmühle jetzt wieder in Thätigkeit sein? Gestern, als er dort gewesen ist, war sie noch gesperrt, wer ist in derselben eingezogen?"

Sollte Hermine mit ihrer Familie dahin zurückgekehrt sein? Mit Nessi und ihrem Mann, welcher sein Werk wieder in Betrieb setzte? Das ist nicht wahrscheinlich. Der Teufelsmüller sitzt im Kerker wegen seines Mordversuches an einem katholischen Geistlichen und seine Strafzeit ist noch lange nicht vorüber. Ja, das Geklapper und Gepolter kommt von der Teufelsmühle her.

„Sollte ein frecher Muthwille dort sein Spiel treiben? oder sind es Mühlengespenster, die sich in später Nacht auf diese Art hier in der Einsamkeit unterhalten?"

Ein kalter Schauder durchrieselte ihn und obwohl er weiter vorwärts schritt, so ist er jetzt befangen, ja sogar fast furchtsam; als er nun aus dem Gehölze kam, sah er Licht in den Fenstern der Mühle und bemerkte das Wasserrad, auf welches sich der Mühlbach ergoß, sich flink um seine Achse bewegen. Das Geklapper der Mühle währte ununterbrochen fort; als er erstaunt stehen blieb, kam Florettchen zu ihm herangesprungen und gab seine Freude kund; die Anwesenheit des kleinen Thieres ermuthigte ihn und er nahm sich vor, ohne weiteres in die Mühle einzutreten, um nachzusehen, was da vorginge.

Dies that er denn auch. Von Florettchen begleitet, den Stockdegen in der Hand, ging er zur Mühle hinauf und spähte durch die offenstehende Thür in dieselbe. Die Mühlstube wurde durch Buchenspäne erleuchtet, welche in der Mitte derselben auf einem eisernen Gestelle brannten. Der einzige Gang der Mühle war in heftiger Bewegung, der Mehlkasten jedoch war geborsten und in einem Zustande, welcher deutlich zeugte, daß er durch den Zahn der Zeit schon halb zerstört worden sei.

Bei der hölzernen Einfassung der Mühlsteine saß ein ältlicher Mann in dunklem Kittel unbeweglich da, sein Blick war gesenkt und Postel sah eine große Glatze auf seinem grauen Scheitel und die zur Hälfte entblößte Brust. Der Mann erhob nun sein Haupt; sein Antlitz war leichenblaß und sein tiefeingesunkenes Augenpaar glühte wie eine Kohle; ein grauer stachlicher Bart bedeckte sein Kinn.

Diseer Mann war sehr hager, seine Wangen hatten eine tiefe Höhlung, eine starken knochigen Arme waren fleischroth.

Ein Bild des Jammers und des Elends rang er nun seine Hände und schlug sich mit der Faust vor die Stirne.

Postel näherte sich scheu, um ihn zu befragen, was er hier treibe.

Jener seltsame Müller von wahrhaft gespenstigem Aussehen erblickte ihn nun und erschrack sichtlich über seinen Gast; starr und zitternd richtete er seine lange Gestalt nun auf und wankte wie ein Trunkener auf ihn zu.

Da das Gepolter der Mühle zu laut war, so winkte Postel mit der Hand, damit er ihm in das Freie nachfolgen solle, aber in demselben Moment schrie jener mit deutlich vernehmbarer Stimme: „Bist Du schon wieder

da, Du Pfaffe? Gib mir mein Weib zurück und meinen Buben!"

Bestürzt wollte Postel bereits entfliehen, ehe er jedoch noch die Thüre erreichte, hatte ihn der Müller eingeholt und warf sich wie wüthend auf ihn.

Postel suchte sich loszureissen.

Der Müller aber besaß trotz seiner Hinfälligkeit eine furchtbare Kraft; ihn an der Brust erfassend, schleppte er ihn gegen das Mühlwerk, die kreischenden Worte ihm in das Ohr schreiend: „Verfluchter Bösewicht, nun will ich Dich in Mehl und Staub verwandeln! — Hinauf mit Dir in den Kasten! — Hinauf mit Dir, Du windleichter Sack!"

Postel hätte von seinem Degenstocke Gebrauch machen können, aber er scheute sich dies zu thun, denn er hielt diesen Mann für einen Wahnsinnigen und indem er seine Kraft ansetzte und mit ihm balgte, rief er so laut er konnte: „Alter, ich bin Dein Freund, ich will Dir nichts zu Leide thun!"

„Mein Weib, mein Kind will ich haben!" schrie dieser außer sich. „Pfaffe, Du mußt sterben! — Ich mahle Knochen, weil man mir das Mehl gestohlen hat!"

Der Müller wollte Postel auf seinen Rücken laden, um ihn zum Mahlkasten hinauf zu tragen; er schwang ihn auf die Achsel empor, aber schon war seine Kraft erschöpft und er fiel dabei mit ihm zu Boden.

Postel ersah seinen Vortheil. Schnell raffte er sich auf und floh mit hastigen Schritten aus der Mühle.

Von Grausen erfaßt, lief er, so schnell seine Füße ihn tragen konnten und wagte gar nicht, sich umzublicken.

So ging es über die Wiese in den Wald hinein und erst als er sich draußen auf dem abgeholzten Wege befand, wo der Mond ein helleres Licht verbreitete, da

blieb er stehen und rang mit keuchender Brust nach Athem.

Der furchtbare Mann hatte ihn nicht verfolgt, aber das Hündchen war da, das sonst niemals so weit mit ihm gelaufen.

„Es war kein Gespenst," sagte Postel, „sondern ein Rasender, welcher sich einbildete, daß ich ihm Weib und Kind geraubt; sollte das der Teufelsmüller gewesen sein, welcher aus dem Gefängnisse zurückkehrte und Weib und Kind nicht fand? Ich preise Gott, daß ich seinen Händen entronnen bin!" rief der Kreuzherr, scheu zurückblickend und von der Furcht erfüllt, daß jener Furchtbare ihm nacheilen könnte und obwohl sich Niemand zeigte, so ging er doch rasch weiter fort und mäßigte erst dann seine Schritte, als er das Waldgebirge hinter sich hatte. Das Hündchen lief mit ihm, ohne daß es gelockt wurde.

Das Kloster war erreicht. Der Pförtner öffnete dem Heimkehrenden und Postel war wieder in seiner Wohnung.

„Soll ich mein nächtliches Abenteuer," sprach er, „als ein böses Vorzeichen meiner Reise betrachten? Soll ich mich abermals krank melden, damit der Probst gezwungen ist, einen Anderen zu senden?"

Der Kreuzherr sah das Hündchen an, welches freundlich vor ihm mit dem Schweife wedelte und sagte: „Es bleibt dabei, ich will Dich Deiner Herrin zuführen und Niemanden hier etwas von unserem Abenteuer sagen."

Mit Anbruch des Tages verließ bereits Postel in Flora's Begleitung das Kreuzherrenstift, um sich nach der Post zu begeben.

Der Probst hatte ihn mit Geld hinlänglich versorgt und eben so auch mit Geschäftsaufträgen: ein ganzes Packet von Briefen trug er bei sich.

Um fünf Uhr Morgens saß er bereits in dem Postwagen mit dem Hündchen am Schoße und fuhr zum Stadtthore hinaus; lustig klang das Horn des Postillons und mit wundervoller Pracht stieg die Sonne als Feuerball am Horizonte auf; so leicht und so voll schlug sein Herz, er fühlte sich so kindisch froh, daß er vor Wonne hätte anfjauchzen können.

Hinaus geht es in die schöne weite Welt — in die Freiheit, welche im rosigen Lichte ihm die lockendsten Verheißungen machte; die schweren Fesseln der Knechtschaft sind gefallen — die klösterliche Disciplin ist vergessen — Herminen geht es entgegen! Welch' ein süßer Traum! Ist er denn wirklich auch frei? Trägt er nicht unsichtbar die Fesseln seines abgelegten Gelübdes? — Und wie kurz ist die Frist, wo er aus der Welt wieder in die finsteren Mauern seines Stiftes zurückkehren muß! — Doch fort mit diesen trüben Erinnerungen! — Sein ist die Welt mit ihren heiteren Farben — ihn beseelend von Hoffnungen — und bis zum Ablauf jener Frist kann sich Vieles, Vieles ändern.

Lustig klingt das Posthorn weiter fort und ein Mädchenpaar, das ihm gegenüber sitzt, plaudert von einer Hochzeit.

Eilftes Kapitel.

Der Burgcaplan Pater Feigerle bereitet dem Pater Postel eine höchst unangenehme Ueberraschung.

Im Dämmerlichte des Abends gelangte Postel als Passagier des Eilwagens zu der Taborlinie; mit eiserner Strenge wurde dort nach den Paßvorschriften vorgegangen und dem Kreuzherrn halfen weder seine Priesterbinde noch seine canonischen hohen Stiefel, als der Polizeifeldwebel

ihn um seinen Reisepaß befragte und jener denselben nicht vorzuweisen im Stande war.

„Aussteigen!" gebot das donnernde Organ der staatlichen Sicherheit und Postel wurde auf die Wachstube geführt, wo er seine Briefe vorzeigte, um sich durch dieselben zu legitimiren.

„Ich begreife nicht, was dies zu bedeuten hat!" sagte er, „ich war wohl schon zehnmal hier und hatte auch ohne Paß niemals einen Anstand, der Paß eines Geistlichen ist das Brevier, das ich Ihnen vorzeigen kann."

„Das ist die Frage," antwortete der Polizeifeldwebel; „überdies wären Sie mir wohl auch mit einem Paß nicht durchgerutscht, denn ein Steckbrief macht auf Ihre Person besonders aufmerksam."

„Nun, das Mißverständniß ist leicht zu lösen," sagte Pater Postel; „haben Sie die Gefälligkeit, einen Polizeimann mit mir zu dem Pfarrer bei den Carolern auf der Wieden oder zum kaiserlichen Burgcaplan Pater Feigerle zu senden."

„Wir werden das Pferd nicht beim Schweif aufzäumen," sagte der Feldwebel, „Sie bleiben hier und ein Mann geht mit Ihrem Brief zum Burgcaplan, auf welchen Sie sich beziehen."

„Er soll sich einen Fiaker nehmen, ich werde ihn bezahlen."

„Das können Sie, die Taxe ist Ein Gulden fünfundvierzig Kreuzer."

Postel zahlte den angeführten Betrag und der Polizeisoldat erhielt den erwähnten Brief und entfernte sich. —

Ruhig wartete Postel auf seine Freilassung, auf einer Bank sitzend, wohin sich auch Flora nun postirte und unaufhörlich knurrte und bellte, obwohl Postel sich alle

Mühe gab, dieselbe zu beruhigen; das Hündchen mochte eine entschiedene Feindin der Polizei sein, denn wenn der Feldwebel oder ein anderer von der Mannschaft auch nur in seine Nähe kam, da wurde es überaus aufgeregt und suchte dem Unmuth durch lautes Gebell Luft zu machen. Während der Anwesenheit auf der Polizeiwachstube wurde wenigstens noch ein Dutzend Reisender als verdächtig von dem Amtsplatze hereingebracht und besonders waren es Leute, welche der Statur und anderen Aeußerlichkeiten nach mit jener Postel's eine, wenn auch sehr geringe Aehnlichkeit hatten.

Nach wem denn eigentlich gefahndet werden mochte?

Endlich kam der zu Feigerle gesendete Polizeimann zurück und benachrichtigte den Feldwebel, daß der Burgcaplan mit ihm gekommen sei, um den anderen Geistlichen aus seiner Fatalität zu befreien; wenige Augenblicke später und Pater Feigerle umarmte zärtlich den Pater Postel.

„Ihr habt diesmal den Unrechten erwischt," sagte er dann zu dem Feldwebel, „aber dies soll ja nicht Eueren Eifer abschwächen; ich sage nichts weiter, als daß etwas los ist, nicht umsonst vergießt das Muttergottesbild in Malebern vor den Augen aller Andächtigen helle Thränen! — In den höchsten und Allerhöchsten Kreisen ist man sehr alterirt. Was jenen geistlichen Herrn anbelangt, habt Ihr jedoch einen argen Fehlgriff gethan, man könnte sagen, Ihr habt die Medizin statt dem Gifte confiscirt. Ja, dieser Herr ist eigentlich Medizin. Weitere Andeutungen kann ich nicht geben."

Postel war frei und der hochwürdige Herr Hofcaplan ließ sich so weit herab, ihn an der Hand zu der Hofkutsche zu führen, in welcher er, um Postel abzuholen! gekommen war. Ihm wurde auch die Ehre zu Theil, in

der Hofkutsche mit dem allgemein geachteten Caplan nach der Stadt zu fahren und auch die kleine Flora durfte an dieser Fahrt theilnehmen.

Feigerle versicherte dem Kreuzherrn, daß er überaus erfreut sei, ihn nach langer Zeit wieder zu sehen und meinte, daß der Probst in Folge einer höheren Inspiration ihn nach Wien gesendet habe.

„Sie haben den Faden einer höchst gefährlichen und weitverzweigten Verschwörung in der Hand," sagte er „und müssen denselben nun furchtlos verfolgen. Sie sind auf dem Wege, Ihr Glück zu machen und es ist sogar möglich, daß ich Sie zu Hof bringe."

Postel steckte den Kopf zum Wagenfenster hinaus, ein Frauenzimmer beobachtend, welches in Trauerkleidern allein und langsam am Trottoir dahinging; er glaubte in ihr Herminen erkannt zu haben; der Wagen rollte weiter dahin und jenes Frauenzimmer war seinem Blicke entschwunden.

„Ich bitte, Hochwürden," sprach Postel, welcher schnell aus dem Wagen kommen wollte, „hier will ich mein Quartier nehmen und ich werde mir daher erlauben, dem Kutscher zu sagen, daß er anhalten soll."

„Nein, nein, nein, mein Bester!" rief Pater Feigerle mit großer Lebhaftigkeit, „ich kann Sie nicht fortlassen; im Gegentheile, ich danke Gott, daß Sie hier sind, ein schwerer Stein ist mir dadurch vom Herzen gefallen."

Wenn Postel überzeugt gewesen wäre, daß er wirklich Hermine gesehen habe, so hätte er sich von Pater Feigerle nicht abhalten lassen, den Wagen zu verlassen. Das Hündchen blieb aber ruhig, was, wie Postel vermuthete, wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn es die Herrin in seiner Nähe gewittert hätte; so ließ er sich von Feigerle weiter entführen und gelangte so in die innere

Stadt, wo die Kutsche endlich vor einem großen Hause in einer Hauptstraße stehen blieb.

Die beiden geistlichen Herren stiegen aus und Pater Feigerle forderte mit freundlichen Worten seinen Begleiter auf, ihm nachzufolgen.

Er schritt mit ihm in das palastähnliche Haus, vor dessen Eingang ein Portier stand, stieg in einer hohen Halle die breite, hell beleuchtete Treppe hinauf und wendete sich dann mit dem Burgcaplan einer Flügelthüre zu, vor welcher ein dienstthuender Mann in schwarzem Frack und weißer Cravatte stand. Feigerle sprach leise mit ihm, worauf derselbe die Flügelthüre öffnete.

Postel, welcher gleich einem Weltpriester gekleidet war und außerdem noch einen Mantel trug, sagte zu Feigerle: „Hochwürden führen mich, wie ich sehe, zu einer hohen Herrschaft. Ich bin jedoch nichts weniger als zum Eintritt zu einer vornehmen Person entsprechend gekleidet und außerdem noch von meiner Reise mit Staub bedeckt, was ich in Betracht zu ziehen bitte."

„Das hat nichts zu sagen," antwortete Feigerle lächelnd. „Der Kammerdiener wird Ihren Hund und Ihren Mantel in Verwahrung nehmen. Warum aber brachten Sie auch einen Hund mit sich? Ein Priester soll nichts lieben, als seinen Beruf! Doch kommen Sie, mein Freund!"

Postel gab seinen Mantel ab und der Hund wurde vor die Thüre gesperrt, wo er jedoch schon im ersten Augenblicke zu kratzen und zu scharren begann.

Postel befand sich nun mit dem Burgcaplan in einem hohen, matt erleuchteten Saal, wo sich ein gleichfalls schwarz gekleideter Diener befand, der, als Feigerle seinen Namen angab, sich sogleich in ein inneres Gemach

entfernte. Bald kam er zurück und sagte zu Feigerle, daß Se. Excellenz ihn erwarte.

„Bleiben Sie, lieber Postel, einen Augenblick hier," sprach dieser, „ich werde den Excellenz-Herrn auf Ihren Besuch vorbereiten."

Postel ging indeß in dem Saale auf und ab, besah in den hohen Spiegeln daselbst seine derangirte Kleidung und horchte auf den Rumor, welchen sein kleiner Freund vor der Thüre machte.

„Wenn ich da vorgestellt werden soll," sagte der Kreuzherr zu sich, „so geschieht dies wahrscheinlich im Auftrage des Probstes, der darauf vergaß, mich hierüber zu unterrichten."

Postel mußte lange warten, bis er endlich gleichfalls zu dem hohen Herrn eingelassen wurde.

Derselbe stand bei seinem Schreibtisch, ein Papier in der Hand haltend, in welches er seinen Blick versenkte.

Pater Feigerle saß in seiner Nähe.

Jener Herr, mittelgroß, hager, mit scharf ausgeprägten Zügen, hatte nichtsweniger als eine angenehme Physiognomie; seine kleinen dunklen Augen schossen bald nach rechts, bald nach links und starrten dann den Kreuzherrn durchbohrend an.

„Sie heißen also Postel?" redete er ihn nach langer Pause an, „sind Ordenspriester u. dgl.?"

„Nichts mehr als dieses."

„Und haben als Polizeiagent und dergleichen schon ersprießliche Dienste geleistet?"

„Nichts weniger als dieses, ich wüßte nicht —"

„Sie können vor Sr. Excellenz dem Herrn Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky ohne Rückhalt sprechen," sagte Pater Feigerle freundlich. „Der Herr Präsident hat die Briefe gelesen, welche der Herr Probst an mich

gerichtet und weiß auch, weshalb Sie nach Wien gekommen sind."

„Sie hoffen also," nahm Sedlnitzky das Wort, „das schändliche Treiben der Umsturzpartei zu enthüllen und

(Zu Seite 99.)

es ist Ihnen auch bereits gelungen, die geheimen Verbindungen jenes amerikanischen Methodisten, Western,

zum Theile kennen zu lernen. Das ist eine schwierige Aufgabe, doch es ist möglich, daß Sie dieselbe lösen; Ihr Aeußeres flößt Vertrauen ein."

Postel war nichts weniger als erbaut, daß er nun in Bezug auf seine Spionage in der Teufelsmühle vor dem Polizeipräsidenten ein Examen bestehen sollte; dennoch hielt er es für klüglich, auf die Ideen jener Herren einzugehen, um zu erfahren, wie es mit Hermine und Western stünde. Vielleicht ist sie bereits mit Mutter und Bruder verhaftet und er kann ihr dadurch zu Hilfe kommen, wenn er scheinbar gegen sie Partei ergreift.

„Was meine schwache Kraft vermag," sagte er, „das soll geschehen. Handelt es sich wirklich um eine politische Verschwörung, so ist es auch meine Pflicht, als loyaler Unterthan, derselben nachzuspüren."

„Es wimmelt von Carbonari," rief Sedlnitzky, „von republikanischen Freiheits-Comödianten von der schlechtesten Sorte, von Ausländern aller Art! Das polnische Donnerwetter brach los. Das französische Jakobinerthum, Wetterleuchten durch ganz Deutschland, auflodernde Unzufriedenheit in Italien, lumpiger Liberalismus in Oesterreich und Ungarn, politische Meuchelmorde, blutrünstige Attentate! Wenn die Sache einige Zeit noch so fort geht, dann können wir in aller Eile davonlaufen. Man muß handeln und Alles aufbieten, um die Schuldigen beim Kopfe zu fassen. Was war das für eine Familie, welche Sie in ihrem Verstecke ausspähten? Was waren das für Kerle, die diese bei sich hatte?"

„Excellenz werden hierüber vielleicht schon brieflich unterichtet sein," antwortete Postel.

„Reichen Sie morgen ein genaues Signalement jener sauberen Sippe ein. Man hat die gräfliche Familie Finkenstein bereits von dem muthmaßlichen Auftreten jener

Betrügerin avisirt, wissen Sie noch immer nicht, welchen Namen sich dieselben beigelegt haben?"

„Nein, Excellenz!"

„Was würde es auch helfen! Solche Leute wechseln ihre Namen, wie das Chamäleon seine Farbe. Sie sind vielleicht gar noch nicht polizeilich angemeldet."

„Leicht möglich, Euer Excellenz!"

„Ja leicht möglich! Meine Polizei entspricht nicht den geringsten Anforderungen, welche ich an sie stelle. Die Leute sind kopflos! Da sehen Sie nun selbst! Gestern wurde ich verhindert, den Bürstenabzug der Theater-Zeitung zu lesen, und mein eigener Secretär läßt mir in einer einzigen Nummer dreimal das Wort „Republik" stehen. Man könnte wahnsinnig werden! Das heißt man Censur!"

Graf Sedlnitzky hielt Postel eine Nummer der Theater-Zeitung vor, auf welcher sich mehrere rothe dicke Striche befanden und warf dann das Blatt voll Aerger unter den Schreibtisch."

„Doch zur Sache! Sie werden sich an den Western machen, welcher gegen meine Intentionen auf freien Fuß gesetzt worden ist. — Metternich ist mit Blindheit geschlagen. Er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Western wohnt in dem Gasthof „zum guten Hirten" unter den Weißgärbern — ein verrufenes Loch! Suchen Sie sich dem Manne zu nähern und seine Freundschaft zu gewinnen, mit ihm fangen Sie gewiß die Anderen. Ich würde Ihnen rathen, ihm zu sagen, daß Sie mit Ihrem Stande unzufrieden sind, und mit ihm nach Amerika durchbrennen wollen. Jedenfalls haben Sie leichtes Spiel, denn Sie haben sich seinen Verbündeten in guter Freundschaft genähert, was ihm wohl schon bekannt sein wird. Er wird in die Falle gehen. Zeigen Sie sich entschlossen,

was man einmal begonnen hat, das muß man herzhaft zu Ende führen."

„Excellenz," antwortete Postel, „ich gebe mein Wort, daß ich Alles aufbieten werde, Klarheit in die Sache zu bringen. Ich werde unbefangen, ohne mich durch Vortheile blenden zu lassen, in der mir zugewiesenen Angelegenheit vorgehen. Es ist auch möglich, daß man Schuldlose verfolgt — und für diesen Fall —"

„Das ich höchst unwahrscheinlich! Was ich da erfahren habe, ist äußerst beunruhigend. Gehen Sie nur muthig vorwärts — besser zu viel Vorsicht als zu wenig!"

„Mein geistlicher Freund, Sie stürzen sich in große Gefahr, doch Ihr Beruf fordert ungewöhnlichen Muth. Sie treten vor das Bett der Pestkranken hin, um ihn mit dem Leib des Herrn zu versehen, das könnt' ich nicht, obwohl ich einen erstaunlichen Muth und eine fabelhafte Unerschrockenheit besitze. Gleich Andreas Hofer könnte ich mich mit offenen Augen denen gegenüberstellen, welche beauftragt würden, mich todtzuschießen. Wer ist denn vor der Thür!" fragte Sedlnitzky aufhorchend. „Wer kratzt denn an derselben — unterhält sich mit solchen Späßen mein Thürsteher?"

Der Polizeipräsident, welcher auf das Geräusch aufmerksam hörte, das an der Thür laut wurde, ging nun mit raschen Schritten auf dieselbe zu und öffnete sie. Das kleine Florettchen, welches, seinen Herrn suchend in den Vorsaal geschlüpft war, schoß nun zur Thür herein, worüber Graf Sedlnitzky auf das Heftigste erschrack. Einen lauten Schrei ausstoßend, sprang er auf einen Stuhl und von dort auf den Schreibtisch, wobei er mit lauter Stimme rief: „Ein wüthender Hund, ein wüthender Hund! Schießt ihn todt! zu Hilfe! zu Hilfe!"

Bediente stürzten in das Zimmer und Postel, welcher das Schoßhündchen in seinen Armen aufgenommen, ging damit auf den Excellenzherrn zu und sagte: „Belieben nur zu sehen, mein Hund ist gesund."

„Hinaus gehen's mit der Bestie!" sagte Sedlnitzky, „fort, ich kann Sie nicht ansehen."

Das that denn auch Postel, gefolgt von Feigerle, der ihn jedoch bald wieder verließ, um, wie er sagte, seinen unvorsichtigen Freund bei Sr. Excellenz zu entschuldigen; bald kam er jedoch wieder zu diesem zurück und sagte: „Die Sache ist schon geschlichtet, der Polizeipräsident fürchtet sich vor Hunden und ihr Anblick erschreckt ihn immer; es soll ihm einmal geträumt haben, daß er von einem Hunde gebissen worden. Der gute Herr ist so manchen unglücklichen Einbildungen unterworfen."

Der Kreuzherr verließ mit dem Caplan der kaiserlichen Hofburg das Amtsgebäude und Feigerle war auch so gütig, mit seinem Freund bis in die Nähe des Gasthofes „zum guten Hirten" zu fahren.

„Geh'n Sie hin," sagte er zu ihm, „und retten Sie mich vor meinem Kummer. Se. Majestät der Kaiser Franz hat mir schon so viele Wohlthaten erwiesen und würdigt mich seiner hohen Freundschaft, und ich, welcher tagtäglich für die Wohlfahrt der Kaiserfamilie betet, mußte es erfahren, daß auf den Kronprinzen Ferdinand geschossen wurde. Drei Linien weiter rechts und Ferdinand wäre verloren gewesen. Wie es heißt, wird das Attentat erneuert werden, ja selbst den Kaiser will man morden! Das ist es, was mir alle Ruhe raubt! Sie werden das nichtswürdige Treiben der Verschworenen aufdecken und sich hohe Verdienste erwerben. Ich weiß es, daß ich Sie in die Höhle des Löwen schicke, deßhalb rufe ich auch zu Gott, daß er Sie vor jenen Ungeheuern beschützen möge; nun

leben Sie wohl, mein Freund. Ich hoffe Sie wieder zu sehen — leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten ließ Pater Feigerle die Hand des Pater Postel fallen, welcher hierauf unter den Augen des Burgcaplans in den Gasthof „zum guten Hirten" eintrat.

„Gott sei Dank, daß ich ihn los bin!" sprach Postel zu sich; „er soll mich nicht wieder sehen."

Dreizehntes Capitel.

Die Pepi!

In dem Gasthofe „zum guten Hirten", wo der Kreuzherr eintrat, ging es gar lustig zu. Tanzmusik klang aus dem ersten Geschosse des Hauses herab, und noch lauter als diese selbst vernahm man das Getrampel und Geschleife der Tanzlustigen auf dem wenig flachen Boden, von dem man wähnte, daß er unter der Wucht derselben schon im nächsten Momente einstürzen werde.

„Wohnt hier der Prediger Western?" fragte Postel einen Kellner, der ihm in den Wurf kam.

„Was weiß denn ich?" antwortete Jener, „gehen Sie zum Stubenmädchen hinauf, die wird es wohl wissen."

Postel folgte diesem Rathe und gelangte bald in das obere Stockwerk, dessen matt erhellter Corridor zu traulichen Unterhaltungen von Vielen benützt wurde, welche sich hier in Menge eingefunden hatten.

Postel schlich hin und her und fragte wiederholt nach dem Stubenmädchen, er gelangte mit seiner Frage an eine Person, welche ihm Auskunft zu geben im Stande war, denn man sagte ihm: „Gehen Sie in den Tanzsaal und fragen Sie den Tanzmeister um die Pepi."

Der Kreuzherr ging weiter vorwärts und gelangte in den Tanzsaal, wo sich im aufgewirbelten Staube wohl

an hundert Menschen zugleich eilig um ihre Achse drehend, dahin bewegten.

Er hatte kaum im Tanzsaale sich umgesehen, als er von einigen festlich gekleideten und dennoch höchst ordinär aussehenden Frauenzimmern in die Mitte genommen wurde, die von ihm ein Souper verlangten; und diese Damen waren so zudringlich, daß sie ihm sogar den Mantel von seiner Schulter nahmen, wobei sie ihn versicherten, daß sie denselben in der Garderobe unterbringen würden.

Postel sah seinen Mantel nicht wieder! denn während er gegen die Zärtlichkeit jener Nymphen mit Entschiedenheit ankämpfte, kam plötzlich Pepi, die Wirthschafterin des Probstes, mit den Worten auf ihn zu:

„Wer ist es, der mich sucht?"

Im nächsten Augenblicke aber rief sie erschrocken aus:

„Mein Gott, der Postel! — Das schickt sich gar nicht von Ihnen, Hochwürden," setzte sie hinzu, „daß Sie mir nachlaufen!"

Die Wirthschafterin des Probstes, welche eine Balltoilette trug, war über das Zusammentreffen mit dem Chorherrn nicht erfreut, denn als dieser versicherte, nicht sie, sondern das Stubenmädchen Pepi zu suchen, so rief sie: „Mir machen Sie nichts vor! Hat doch der alte Herr mir zweimal schon brieflich gedroht, daß er mir einen Spion nachschicken werde, und ich weiß es von der Teufelsmühle her, daß Sie sich mit Spionage und Angeberei befassen."

„Ein Angeber ist er? Ein Spion?" fragte ein Mann von vierzig Jahren in Zivilkleidern, welcher einen aufgewichsten derben Schnurbart trug, der ihm ein martialisches Aussehen verlieh.

„Was wollen Sie hier auskundschaften, wir brauchen keine Spione hier und wenn Sie nicht gleich gehen, so setzen wir Sie vor die Thüre!"

„Mit so einem Raderer macht man nicht lange Geschichten," meldete sich ein echtes Wiener Vorstadtkind, mit einer niederen Schirmmütze und einem rothen Halstuche, „hinaus mit ihm, hinaus!"

Trotz Florettchen's Parteinahme wurde der Kreuzherr vor die Thüre gesetzt und hielt es für gut, auch von dort zu retiriren, da die von geistigen Getränken aufgeregten Leute auch hier von ihm nicht abließen.

Postel floh nun in den Hof und versteckte sich dort hinter den Wägen, welche daselbst in einer offenen Schupfe standen; das Hündchen welches ihn begleitete, verrieth jedoch durch seinen Lärm das Versteck des Verfolgten und schon wieder faßten rohe Kerle ihn, welche von ihm verlangten, daß er als Vertrauter den messingenen Adler vorzeigen solle.

Indeß war aber Pepi, die Wirthschafterin, zur Besinnung gekommen, und ihre übereilte Hitze bereuend, lief sie nun Postel nach, um den von ihr aufgeregten Sturm wieder zu beschwichtigen.

Als sie nun im Mondlichte sah, daß Postel von einem Rudel kecker Bursche auf das Ungestümste bedroht wurde, so rief sie, von Angst erfüllt, mit lauter Stimme! „Jesus, Maria, was wollt Ihr mit dem Herrn Pater Carl anfangen! laßt ihn aus, oder ich rufe die Patrouille."

„Wir wissen es besser, wem wir vor uns haben!" meldete sich einer jener gewaltthätigen Kerle, „das ist der neue Vertraute aus dem Kärntner-Viertel, der schon Viele unglücklich gemacht hat! Als Pfaffe hat er sich verkleidet, um hier für's Polizeihaus zu krebsen; haut ihn nieder!"

„Das ist nicht wahr!" schrie Pepi, indem sie sich herzhaft zwischen den Geistlichen und seine Bedränger warf, „das ist der Pater Carl von Pöltenberg, zu Hilfe! Patrouille, zu Hilfe!

Nun kam auch Sukkurs und zwar in der Person des Wirthes, der da herbeilief um mit seinem Hausknechte Ordnung zu machen und dies gelang auch überaus schnell. Auf sein Zureden entfernte sich ein Theil jener streitsüchtigen Leute und kehrte in den Tanzsaal wieder zurück und die Andern, die noch länger bei Postel verweilten, zeigten sich so gelassen und ruhig als würde es ihnen niemals in den Sinn gekommen sein, gegen den geistlichen Herrn feindselig aufzutreten.

Der Wirth, ein kleiner, beleibter Mann, der mit dem offenen Lichte in der Hand, Postel gegenüberstand, hielt es nun für angezeigt, demselben ein Strafexamen zu halten.

„Ich begreife nicht," sagte er, „wie zu mir ein Vertrauter kommen kann; was wollen's denn eigentlich hier; Sie sollen froh sein, daß es noch lustige Leute und leichte Frauenzimmer auf der Welt gibt!"

„Mein Herr," sagte Postel, „ich kann auf Ehrenwort versichern, kein Vertrauter zu sein; ich bin nur hieher gekommen, um meinen Freund, den Pastor Western aufzusuchen, welcher hier als Passagier wohnen soll."

„Das ist etwas Anderes," sagte der Wirth freundlich, „warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Der Pastor wohnt Nr. 17 im Hinterstocke; der Hausknecht kann Sie hinführen."

„Sie, warten Sie einen Augenblick," sagte einer von jenen Anwesenden, welche Postel vorhin verfolgt hatten. „Woher kennen Sie denn jenen Pastor? und was suchen Sie denn bei ihm?"

„Hierüber bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig," entgegnete der Kreuzherr erzürnt, denn er erkannte den Fragenden als jenen Herrn, der ihn vorhin an der Brust gepackt und gerüttelt hatte; „betragen Sie sich künftighin anständiger gegen honette Leute und achten Sie den geistlichen

Stand! Führen Sie mich denn zu meinem Freunde Western," setzte hierauf Postel hinzu, sich an den Hausknecht wendend.

„Wir wissen genug," sagte der frühere Sprecher und steckte mit diesen Worten auf seinem Rock einen aus Metall gepreßten Adler, wodurch er sich als geheimer Polizeiagent gerirte.

Und siehe, auch die andern hier Anwesenden bis auf wenige Ausnahmen folgten dem Beispiele des Ersterwähnten und jeder von ihnen zog das polizeiliche Abzeichen aus seiner Tasche hervor und befestigte es an seiner Brust. Die Krawallmacher von ehedem, welche die Andern zu der Verfolgung Postel's aufgerufen, entpuppten sich nun als Vertraute und kündigten dem Kreuzherrn mit barschen Worten seine Verhaftung an.

Der Gastwirth erschrack nicht wenig, als er, ohne es zu ahnen, plötzlich ein halbes Dutzend dieser höchst gefährlichen Adler vor sich sah, und rief die Worte aus: „Ich danke für diese Bescheerung!"

„Das ist doch zu arg!" rief die Wirthschafterin Pepi, „man arretirt einen hochwürdigen Herrn nicht wie einen gemeinen Spitzbuben."

„Du gehst auch mit!" rief ein Vertrauter, Pepi an der Hand ergreifend.

„Ihr habt mir nichts in den Weg zu legen," rief Postel ärgerlich, „scheert Euch zum Teufel!"

„Was sind das für Manieren?"

Der Kreuzherr wollte sich von den Vertrauten losreißen, während Pepi aus Angst und Aerger in ein Zettergeschrei ausbrach, als wenn man sie spießen würde.

Da ertönte plötzlich der Ruf aus dem Munde des Führers der Vertrauten: „Schnell weiter mit ihm, sonst werden wir hier erschlagen."

Der sich sträubende Kreuzherr wurde von den Vertrauten auf ihre Schultern emporgehoben, worauf sie mit ihm in Eile zu dem hinteren Thore hinausrannten.

Pepi aber rieß sich los und floh schreiend in den Vordergrund des Hofes, wo ihr bereits ihr Vetter und ihre Muhme und noch viele andere Leute aus dem Tanzsaale entgegeneilten. „Helft doch den Postel!" rief sie ihnen zu, „die Vertrauten haben ihn festgenommen und tragen ihn davon!"

Doch dem Postel war nicht mehr zu helfen. Draußen auf der Straße stand ein Polizeifiaker, auf diesen liefen die Vertrauten mit ihrer Beute zu und schon im nächsten Augenblick hatten sie Postel durch den Wagenschlag in das Coupé gezwängt und stürmten ihm dahin ängstlich nach.

Vorn auf dem Kutschbock und hinten auf dem Trittbrette baumelte hastig ein Vertrauter empor, und schon liefen die Pferde vor der Fiakerkutsche, als würde es die Entführung einer Prinzessin gelten.

In rasender Eile jagte der Polizeifiaker an den sogenannten Poststadln vorüber und passirte dann das Stubenthor. —

Postel wurde auf die Polizeidirection gebracht und dort in ein Arreslokale eingesperrt.

Das war die zweite Arretirung im Verlaufe von wenigen Stunden, welche er in Wien zubrachte.

Der Kreuzherr hatte, als man ihn in das Gefängniß brachte, einige Polizeiindividuen dringend gebeten, von seiner Verhaftung sogleich dem Grafen Sedlnitzky Anzeige zu machen und diesem seinen Namen und Charakter bekannt zu geben.

Dieß wurde ihm auch versprochen, aber dennoch saß er um zwei Uhr noch im Arreste und tröstete sich mit der Vermuthung, daß Sedlnitzky sich bereits zur Ruhe be-

geben habe, und daß man jenen Fall nicht für so dringend gehalten, um den Grafen zu wecken.

Postel war in übelster Laune.

Herminen's Schooßhündchen, das er glücklich bis Wien gebracht hatte, war fort, und er erinnerte sich, dasselbe in dem Hofe des Einkehrwirthshauses, als er von den Vertrauten und frechen Raufbolden bedrängt wurde, zum letzten Male gesehen zu haben; wohin mag dieses gekommen sein?

Wahrscheinlich hat es sich verlaufen, er wird es nicht wiedersehen.

Der Arrest, wohin man ihn gebracht hatte, war sichtlich für anständige Personen eingerichtet. Er hatte ein altes Möblement von Nußbaumholz und zwei reinliche Betten.

Man ließ ihm sogar eine Lampe, welche freilich nur in einer mit Oel gefüllten Glaskugel, worin ein dünner Docht dürftig brannte, bestand.

Von der Reise erschöpft, wollte er auch die Ruhe suchen, aber kaum hatte er sich halb angekleidet auf das Bett gestreckt, als er, von den peinlichsten Empfindungen gefoltert, wieder aufsprang und seinem Lager entfloh.

Zahllose Insekten, zur Familie der Schmarotzer gehörig, hatten sich auf ihn geworfen und ihn ihre Wuth auf's Schmerzhafteste fühlen lassen — so schlimm wie diese Legionen Thierchen waren selbst die geheimen Diener der Polizei nicht gewesen!

Als er sich nun auf das alte Ledersopha retirirte, marschirten diese braunen Rüßler gleichfalls in ganzen Colonnen auf ihn los — ja es war nicht einmal gerathen, sich hier auf einen Stuhl niederzulassen, und Postel machte Reflexionen darüber, daß die Abschaffung der Folter bei den Wiener Gerichten doch nur eine feine Lüge sei, und man hatte ihm wahrscheinlich nur deßhalb das Licht gelassen, um

ihn nicht völlig bei seinem Kampfe mit den grausamen Thierchen der Verzweiflung preiszugeben.

Spät in der Nacht näherten sich von draußen Tritte und die Thüre wurde aufgesperrt.

„Gott sei Dank," dachte Postel, „endlich werde ich befreit!" —

Doch er wurde nicht freigelassen.

Man brachte einen anderen Arrestanten, welcher ihm Gesellschaft zu leisten hatte.

Ein junger, hagerer Mann in eleganter Kleidung und blondem, lockigen Haar, welcher seinen Unmuth über die Verhaftung mit lebhaften Worten Luft machte, wurde ihm beigesellt.

„Es ist ein Mißverständniß — ein arges Mißverständniß," sagte jener. „Man benachrichtige doch den Polizeidirektor von meiner Verhaftung! — Ich bin der Baron Donner — mich kennt die ganze feine Welt!" —

„So beruhigen Sie sich doch, Herr Baron!" sagte ein Vertrauter; „bis morgen wird sich ja Alles aufklären!"

Die Thüre klappte zu und wurde wieder versperrt.

Der junge Elegant blieb lange gedankenvoll stehen, und Postel, welcher ihm in das Auge blickte, glaubte zu bemerken, daß derselbe völlig desperat sei und trostlos der Zukunft entgegen sehe.

Der junge Mann trocknete mit einem weißen Tuche seine hohe Stirne ab, welche von Schweißperlen glänzte, warf dann seinen Burnus auf einen Stuhl und stand nun salonmäßig da. Er warf einen Blick auf Postel und richtete an ihn die Frage: „Wer sind Sie, mein Herr?"

„Ihr Mitgefangener, wie Sie sehen," lautete die Entgegnung, „der ebenso, wie Sie, über ein Mißverständniß

klagen muß. Kaum in Wien angekommen, wurde ich schon verhaftet."

Der junge Mann antwortete nicht, sondern ging, wahrscheinlich in Gedanken versunken, im Zimmer auf und ab und kaute an den Nägeln.

„Ich hoffe, daß ich nicht lange Arrestant bleiben werde," sagte er endlich, sich vor Postel hinstellend.

„Auch ich hoffe es," lautete die Antwort, „der Irrthum muß sich aufklären."

„Sie sind ein Geistlicher?"

„Zu dienen, mein Herr."

„Von wo sind Sie zu Hause?"

„Aus der Znaimer Gegend, und zwar aus einem Stifte, Pöltenberg genannt. Die Manie der Polizei, allüberall politische Verbrecher zu wittern, hat mir wahrscheinlich die Unannehmlichkeit einer Arretirung zugezogen."

„Es ist höchst traurig, schuldlos leiden zu müssen," sagte Baron Donner, schwer aufathmend. „Wenn ich über mein Geschick nachdenke, so schwindet meine Zuversicht. Ein geheimer Feind verfolgt mich seit langem und verbittert mir jeden Lebensgenuß."

„Bedaure Sie lebhaft, mein Herr."

„Sind Sie vielleicht ein Polizeispion?" fragte gedehnt der Baron, sein graues, stechendes Auge auf den Kreuzherrn gerichtet.

„Wahrlich nein!" antwortete dieser lächelnd, „sehe ich denn gar so verdächtig aus?"

„Das nicht, aber ich habe gelernt, dem besten Freunde zu mißtrauen."

Donner zog eine goldene Springuhr aus der Tasche und nach der Zeit sehend, sagte er: „Schon vier Uhr Morgens! In wenigen Stunden wird es entschieden sein, wer von uns Beiden die Freiheit erlangt. Der Mundbäcker

wurde gefangen, wie die Geschichte des egyptischen Josef lehrt, und der Mundschenk kam zu den höchsten Ehren. Es könnte sein, daß Sie der glückliche Mundschenk und ich der unglückliche Bäcker sein werde. Für diesen Fall, mein Herr hätte ich eine große Bitte an Sie zu richten."

„Sprechen Sie, mein Herr — schon mein Stand verpflichtet mich, auf den Wunsch eines Unglücklichen zu hören."

„Geloben Sie, mein Herr, und zwar bei Ihrem priesterlichen Gelübde, Niemandem von dem etwas zu sagen, um was ich Sie bitten werde."

„Ich gelobe es Ihnen bei meinem Priestereide."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sprach Donner, Postel's Hand innig drückend. „Sie erquicken meine leidende Seele und befreien mich von einem schweren Kummer. — „Vernehmen Sie denn, mein Herr:

„Ich liebe eine junge Dame — ich bete sie an! Mein Himmel ist eine ungarische Edelfrau, Namens Somonyi, eine junge Witwe, welche durch ihr Erscheinen in der Residenz alle Herzen und Augen fesselte, und obwohl sich um die Gunst dieser Dame alle Cavaliere des Landes bewarben, so hatte ich nur allein das Glück, durch ihre Huld ausgezeichnet zu werden — das ist mein Verbrechen! Ich wurde verhaftet, damit unsere projectirte Vermälung vereitelt werde. — Wenn Sie für mich Mitleid und Theilnahme empfinden, so besuchen Sie so bald wie möglich diese Dame und sagen Sie ihr, wo Sie mich getroffen haben. Sagen Sie ihr —" der verhaftete Baron legte seinen Mund hart an das Ohr des Kreuzherrn und raunte ihm die Worte zu: „der Chinese und Nr. 133 ganz unten im Fache."

„Der Chinese und Nr. 133," wiederholte Postel leise.

„Und ganz unten im Fache. — Wenn Sie jemand Anderem als der Edelfrau mein Geheimniß preisgeben, dann

haben Sie meinen Tod auf dem Gewissen, denn dann bin ich rettungslos verloren. Nur durch diese Worte kann Frau von Somonyi meine Rettung verlangen und die Fäden der schmählichen Intrigue zerreißen, aus welchen das Garn geknüpft wurde, in das ich gefallen bin. Doch das alles gilt nur für den Fall, wenn ich diesen Morgen nicht in Freiheit gesetzt werde, denn dann ist es kein eitler Wahn, dem ich mich voll Befürchtungen hingebe. Mein Rivale ist ein einflußreicher Bureaukrat, derseine Stellung zu meinem Verderben benützt; der Elende könnte mich in seiner Wuth bis an den Galgen bringen! Sollten Sie heute Ihre Freiheit erlangen, so besuchen Sie jedenfalls diese Dame und sprechen Sie mit ihr. Wenn Sie nicht wissen sollten, ob ich frei bin oder nicht, so werden Sie es dort erfahren."

„Hier meine Hand, Herr Baron," sagte Postel; „ich werde jene Dame besuchen." Der Baron zog einen Ring vom Finger, in welchen ein schwarzer, gravierter Stein gefaßt war, und gab ihn dem Kreuzherrn.

„Durch diesen Ring, „sagte er, „werden Sie sich bei jener Dame als mein Freund und Bote legitimiren. Nehmen Sie denselben!"

Postel that es.

„Nun bin ich beruhigt," sagte der Baron; „selbst im schlimmsten Fall kann sich doch alles möglicherweise zum Guten lenken."

Kaum war diese Unterredung zu Ende, so kam abermals ein Besuch; dieser galt jedoch ausschließlich dem Baron Donner.

Ein Commissär erschien mit vier Mann Polizei und begann bei Donner eine Leibesrevision vorzunehmen.

„Was suchen Sie noch?" sagte dieser gereizten Tones; „meine Brieftasche und meine Börse haben Sie ja ohnehin schon!"

„Ruhig — und nicht raisonniren!“ antwortete man ihm barsch, und bald darauf stand Donner in seiner vollen Blöße da; jedes seiner Kleidungsstücke, das Futter an demselben, ja sogar jeder Knopf wurde mit Argusaugen untersucht. Man fand jedoch nichts Verdächtiges bei ihm und gebot ihm, sich rasch anzukleiden.

„Ich hoffe, daß man mich doch jetzt freiläßt,“ sagte Donner.

Der Commissär lachte ihm verächtlich in's Gesicht und antwortete: „In's Polizeihaus kommen Sie und von dort wahrscheinlich noch heute in das nahe Kriminal hinüber.“

„Dahin sind schon manche Schuldlose gewandert,“ erwiderte jener, und verließ mit den Polizeiorganen den Arrest.

Postel war nun wieder allein und blieb es auch noch lange. Der Tag brach an, die Amtsthätigkeit im Hause begann, denn es wurde in demselben sehr geräuschvoll, und endlich kam ein Amtsdiener, welcher den Kopf zur Thür herein in den Arrest steckte und im Tone der Ungeduld sagte: „Kommen's geschwind, der Herr Commissär wartet schon wie ein Narr auf Sie.“

„Das ist nicht meine Schuld, sondern die Eurige,“ antwortete Postel, und folgte dem Manne in ein Kanzleizimmer.

Ein junger Beamter erhob sich vom Schreibtische und bot den Kreuzherrn freundlich einen Stuhl.

„Hochwürden,“ sagte er, „ich bedauere herzlich, daß Sie das Opfer von einigen Dummköpfen geworden sind, welche aus übertriebenem Diensteifer gewöhnlich ihren Dienst schlecht versehen. Se. Excellenz der Herr Minister ist sehr böse geworden, als er Ihr Mißgeschick vernommen, und wenn Sie

eine Entschädigung beanspruchen, so werden Sie dieselbe gewiß erhalten."

„Nein, ich danke," antwortete Postel; „kann ich nun gehen?"

„Das nicht, liebster hochwürdiger Herr; ich habe den Auftrag, Sie zu Se. Excellenz den Herrn Grafen von Finkenstein zu führen."

„Ich bin erstaunt! Was soll ich bei dem Grafen?" fragte der Kreuzherr.

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Der Graf wird mich doch keinem Verhör unterziehen? Was kann er von mir wollen?"

„Das ist mir nicht bekannt. Der Herr Polizeiminister hat es anbefohlen. Bitte Sich nur einen Augenblick zu gedulden, wir fahren in einen Fiaker nach der Staatskanzlei, wo der Herr Graf sein Bureau hat."

Der Commissär brachte seine Arbeit zu Ende und machte sich hierauf mit Postel auf den Weg zu dem Grafen Finkenstein.

In der Staatskanzlei hörte man, daß der Graf und Staatsrath nie vor Ein Uhr Nachmittags in das Bureau zu kommen pflege, was den Polizeicommissär bewog, den Kreuzherrn in Finkenstein's Wohnung zu transportiren.

Postel konnte es ahnen, weshalb man ihn zu dem Grafen Finkenstein führte. Hatte ihm doch Graf Sedlnitzky gesagt, daß man die Familie Finkenstein bereits von dem muthmaßlichen Auftreten einer falschen Gräfin von Finkenstein avisirt habe. Er wird wahrscheinlich deßhalb über jene Person Auskünfte geben sollen.

„Ob der Graf, zu dem ich geführt werden soll, der Gemahl der Gräfin ist?" fragte sich der Kreuzherr, welcher aus den Papieren der Gräfin wußte, daß ihr Gemahl Hermann geheißen, und zwei Brüder Namens Norbert

und Johann gehabt habe, welche ihre Schwägerin mit tödtlichem Hasse verfolgt hatten. Er fragte deßhalb den Polizeicommissär um den Vornamen jenes Finkenstein, zu welchem er geführt wurde.

Dieser sah auf das Schreiben des Grafen Sedlnitzky, das er zu überbringen hatte und sagte:

„Norbert heißt derselbe. Kennen Sie ihn?"

„Ja wohl," antwortete Jener, „von seiner besten Seite."

Man gelangte zu dem Portier, welcher bei dem Thore des gräflichen Hauses stand und hörte von diesem, daß Se. Excellenz sich nach seinem Gute bei Baden begeben habe und kaum vor Nachts zurückkehren werde.

Postel konnte die Frage an den Portier nicht unterdrücken: „Wie befindet sich denn der Herr Bruder des Excellenzherrn — den Grafen Hermann meine ich?"

Der Portier zuckte mit den Achseln und sagte: „Mein Gott, für den ist kein Kraut mehr gewachsen, es fehlt ihm im Kopfe und da kann kein Arzt hineinsehen. Der Excellenzherr ist gestern hinaus zu ihm, um ihn, wie es heißt, zu bereden, sich trepaniren zu lassen, das ist, man will ihm den Kopf auseinanderschrauben, weil darin Wasser sein soll."

„Und wie geht es dem zweiten Bruder des Excellenzherrn?"

„Den Johann, meinen Sie? O, dem geht es gut — er ist auf seinen Herrschaften in Mähren und legt dort jetzt eine Zuckerfabrik an."

Eine offene Equipage kam herangefahren und nahm ihren Weg in die Thorhalle.

Der Geistliche trat mit seinem Begleiter auf die Seite, während der Portier tief seinen Hut vor jenen Personen abzog, welche in der Equipage saßen. Es waren Damen in

eleganten Toiletten. Eine volle, üppige Matrone und drei jugendliche Gestalten. Lebensmuth und Frohsinn lachte aus allen diesen Gesichtern. Wer konnte daran zweifeln, daß das Glück nicht sein Füllhorn über den Grafen Norbert ausgegossen hatte, denn es waren seine Frau und seine blühenden Töchter, welche von einer Spazierfahrt heimkehrten. Und Norbert war es, welcher gegen seine Schwägerin den Mörder gedungen — vielleicht ist es dasselbe Palais, aus welchem die unglückliche Gräfin mit ihren Kindern, mit Hermine und ihrem Bruder, in der Nacht hinausgestoßen wurden — und da droben über den Sternen soll ein gerechter Gott thronen?

Diese Gedanken versetzten den Kreuzherrn in eine mächtige Aufregung. Er klagte im Stillen die ewige Vorsehung an, welche den Lasterhaften Glück und Ehre, den Guten aber Unglück und Elend sendet.

„Nun kann ich gehen, wohin ich will," sagte Postel zu seinem Begleiter. „Sie werden mir doch nicht zumuthen," setzte er hinzu, als jener mit den Achseln zuckte, „daß ich hier mit Ihnen bis zur Zurückkunft des Grafen warte? Ich habe eine schlaflose Nacht zugebracht und seit zwanzig Stunden nichts genossen, dazu muß ich mein Packet herumschleppen und habe noch nicht einmal Gelegenheit gefunden, von der Post meine Reisetasche abzuholen und Toilette zu machen!"

„Ich sehe ein, das ist unangenehm. Doch ich muß mich an die Ordre meines Chefs halten. In diesem Falle bleibt nichts anderes übrig, als Sie zu dem Grafen Sedlnitzky zu führen."

„Aber sogleich, mich verzehrt die Ungeduld."

Die Beiden setzten sich wieder in den Fiaker und bald darauf stand Postel wieder in dem Vorsaale vor dem Arbeitszimmer des Polizeiministers. Nur einem Zufalle hatte er es zu danken, daß der Graf hier schon anwesend

war, denn gewöhnlich pflegte er erst, wie alle anderen österreichischen Staatsmänner, Mittags sich in sein Amt zu verfügen. Der Graf empfing ihn mit den Worten: „Haben Sie nicht wieder Ihren Hund mitgebracht?"

„Excellenz," antwortete Postel, „der ging mir bei dem Ueberfall Ihrer Vertrauten leider verloren."

„Das ist das einzige Gute, jener unzweckmäßigen Verhaftung!"

Sedlnitzky schickte den Polizeicommissär fort, setzte sich dann zu seinem Schreibtische und Postel erhielt hierauf einige Documente, die er abwechselnd mit Staunen ansah.

Eines von diesen war ein Certificat, welches die Angabe enthielt, daß Postel geheimer Agent der Wiener Polizei erster Kategorie sei, und demzufolge bei seinen Unternehmungen von allen Sicherheitsorganen einen thätigen Beistand beanspruchen könne; das andere Papier bestand in einer Anweisung von dreihundert Gulden aus dem Polizeifonde.

„Was ist Ihnen nicht recht?" fragte Sedlnitzky, als er Postel's Verlegenheit sah, womit er jene Papiere betrachtete.

„Excellenz," antwortete derselbe, „ich glaube, es verträgt sich nicht mit meiner Stellung, mich förmlich als Polizeiagent aufnehmen zu lassen, und wenn meine Loyalität auch —"

„Wollen Sie noch einige Dutzend Mal verhaftet werden?" fragte Sedlnitzky.

„Das möge Gott verhüten!"

„Nun so behalten Sie das Certificat, sonst kommen wir aus den Mißverständnissen nicht heraus. Da Sie nach den Intensionen Ihres Vorgesetzten vorgehen, so wird es diesem willkommen sein, Sie in die Möglichkeit zu versetzen, sich dem Staate nützlich zu machen."

„Aber diese Anweisung?"

„Es ist nothwendig, daß Sie mit Geld versehen sind, wer kennt die Verhältnisse, in welche Sie gerathen, und es wäre eine sonderbare Zumuthung, von Ihnen zu verlangen, daß Sie für unsere Zwecke Ihre eigene Chatouille angreifen. Und nun Adieu, mein lieber Freund, ich habe vollauf zu thun." Sogleich setzte er hinzu:

„Ein Gedicht soll in der Theaterzeitung aufgenommen werden, das ich völlig umarbeiten muß. Wenn es nicht von einer hochstehenden Persönlichkeit herrühren würde, wäre dieses Machwerk mit einem einzigen Striche schnell beseitigt. Eine Ode zu dem Namenstag des Kaisers, darin von einer ‚besseren Zukunft" und von einem „Völkerfrühlinge" gefaselt wird. Ein solcher Frühling kann höchstens in dem Revolutionskalender stehen, den die Jacobiner herausgegeben haben, als sie Gott absetzten und den König gouillotinirten. — Wissen Sie mir keinen Reim auf „Nestor?" Sehen Sie nur selbst, ich will nämlich eine unpassende Anspielung auf Kaiser Josef beseitigen. Hier steht in dem Manuscripte Etwas, was ausgemerzt werden muß:

‚Du gleichest Josef, jenem großen Kaiser,
Deß' hehres Bildniß noch geschmückt mit Reiser.'

Die Reminiscenz an jenen Monarchen ist höchst überflüssig. Das Gleichniß hinkt und könnte eine sehr mißliche Auslegung finden. Darum fort damit! Einen Vers hätte ich schon beisammen:

‚Man nennt Dich mit Recht den weisen Nestor
und nun einen entsprechenden Reim —"

„Ziehst in die Herzen ein, wie durch ein Festthor!" sagte Postel rasch.

„Superb!" rief der Polizeiminister überaus erfreut. „Festthor! der bessere Ausdruck für Triumphpforte. Bravo

Ich acceptire Ihren Reim!" und corrigirte sogleich die anstößigen Verse.

„Sie haben dichterische Begabung und Schicklichkeitsgefühl," sagte er dann, „vielleicht ist es möglich, Sie zur Polizei-Hofstelle als Censor zu bringen. Aussichten hätten Sie dann jedenfalls bessere, als in Ihrem Stifte! Nestor — Festthor! Sehr gut! Nehmen Sie meinen Antrag für ernstlich. Ich protegire gerne befähigte Köpfe, welche gesetzlich zu denken und zu dichten verstehen. Wir haben hier leider nur erbärmliche Skribler und Phrasenschmiede, welche nach den Erlässen gegen Pfuscher nur behandelt werden können, und nun Gott befohlen, lieber Postel!"

Der Kreuzherr verbeugte sich tief und ging.

Als er in den Vorsaal zu einem der daselbst befindlichen hohen Spiegel kam, so warf er einen Blick in einen derselben, denn sein Gesicht brannte ihn wie Feuer.

Er war in der That so roth, wie ein abgesottener Krebs. Die Schamröthe war es, welche ihn daran mahnte, daß er auf falsche Wege gerathen sei. Wie unehrenhaft, die Verstellung so weit zu treiben! „Ich kann nicht anders," sprach er jedoch bei sich. „Es ist nichts als eine schaale Prüderie, die sich mir hier aufgedrängt. Handelt es sich nicht um das Wohl und Weh' einer braven Familie, welche ungerechter Verfolgung preisgegeben ist und deren Sache ich durch meine Geschwätzigkeit ohnehin überaus gefährdet habe? Durch mich ist es aufgekommen, daß Herminen's Mutter die Absicht hat, ihre rechtmäßigen Ansprüche zur Geltung zu bringen. Norbert Finkenstein ist gewarnt! Keine Zeit darf verloren gehen! Noch diese Stunde muß ich Western sprechen."

Postel steckte seine Papiere zu sich und eilte von dannen.

Fünfzehntes Capitel.

Ueberraschende Aufschlüsse über Baron Donner.

Zum zweiten Male kam der Kreuzherr in den Gasthof „zum guten Hirten“ — aber der gute Hirt — Western war bereits fort! Er hörte dies von dem Wirthe selbst, welcher dazu die Glosse machte:

„Der Pastor muß eine feine Nase haben, denn nach der gestrigen Hetze fand er es für gut, spurlos zu verschwinden und sich dadurch der polizeilichen Aufsicht zu entziehen. Als die Vertrauten nach Ihrer Arretirung wieder hieher kamen, hatten sie das leere Nachsehen; ich bin froh, daß er fort ist, denn es für ist einen Wirth nicht angenehm, wenn er in seinem Hause polizeiliche Einquartierung hat.“

„Das ist mir höchst unangenehm,“ sagte Postel „haben Sie denn gar keine Ahnung, wohin Western gezogen sein kann.“

„Ich will auch gar keine Ahnung davon haben,“ sagte der Wirth. „Ich wünsch' ihm glückliche Reise!“

„Haben Sie meinen Hund nicht bemerkt? Einen kleinen weißen Pintsch, den ich seit meiner Arretirung nicht mehr gesehen habe. Ich würde eine gute Reconpence geben, wenn ich das Hündchen wieder erlangen könnte.“

„Ich weiß nichts von ihm,“ sagte der Wirth, „weiß Gott, wohin er sich verlaufen hat.“

„Der Pastor ist ja mit einem weißen Hund fort,“ sagte ein junges Frauenzimmer, das bei dem Wirthe stand, und welches, wie Postel später erfuhr, das Stubenmädchen Pepi war; „es war klein und langhaarig.“

„Der Pastor Western hat ihn mitgenommen?“

„Ja, als er mir den Zimmerschlüssel gab, da sprang es schmeichelnd zu ihm empor er nahm es auf den Arm und liebkoste es, ich glaube, er hat es Flora genannt.“

„Nun dann ist es in gute Hände gekommen," sagte Postel erfreut. „Kann ich hier ein Zimmer bekommen?"

„Stehen Sie vielleicht auch unter polizeilicher Aufsicht?"

„Ich glaube nicht."

„Nun dann mag's angeh'n," sagte der Wirth, „Pepi, führ' den geistlichen Herrn in das Zimmer, wo der Western gewohnt hat und gib ihm auch gleich den Meldzettel."

Der Kreuzherr wurde in jenes Zimmerchen geführt; es war auf das einfachste für Passagiere möblirt und seine Erwartung, hier etwas von Western aufzufinden, was ihm bei seiner Forschung behilflich sein könnte, bestätigte sich nicht. Die vertrauten Diener der Polizei hatten bereits vor ihm eine genaue Revision vorgenommen und, wie das Stubmädchen sagte, jedes Stückchen Papier, welches sie hier fanden, mit sich fortgeschleppt."

Postel schickte auf das Postamt um seine Reisetasche, machte Toilette und speiste mit gutem Appetit. Der gesendete Bote kam ohne Reisetasche zurück und Postel sah sich daher genöthigt, selbst diesen Gang zu machen. Der Ring an seinem Finger erinnerte ihn an das dem Baron Donner gegebene Versprechen und er nahm sich auch vor, sich seines Auftrages so schnell wie möglich zu entledigen. Auch die vielen Briefe des Probstes hatte er noch in seinen Taschen und die dringende Mahnung desselben nicht vergessend, sich ja sogleich um die Wirthschafterin Pepi zu kümmern.

Nun, er hatte sich wohl bereits um sich bekümmert, oder vielmehr ein günstiger Zufall ihre Begegnung veranlaßt welche eben keine freundliche Erinnerung bei Postel wachrief.

„Der Probst wird eine Freude haben," sagte er bei sich, „wenn er hört, wo ich Pepi getroffen habe, und wie in Folge ihrer Entrüstung, mich zu sehen, ich höchst unsanft zur Thüre hinausgeschoben wurde. Ob sie nicht aber hieher gekommen ist, um Western aufzusuchen?"

Diese Frage konnte er sich auch nicht mit Hilfe der Nachfrage beantworten. Ebensowenig erfuhr er, ob und von wem Western während seines Aufenthaltes im Gasthofe besucht worden sei, und das Wirthspersonale wußte von ihm nichts anderes, als daß er wegen des Attentates auf dem Kronprinzen verhaftet war, und durch die Reclamation des nordamerikanischen Consuls in Freiheit gesetzt worden sei. Das hatten sie jedoch nicht von ihm, sondern von einem bekannten Polizeibeamten erfahren, der mit dem Wirthe auf gutem Fuße stand.

Nach kurzem Aufenthalte in dem Gasthofe machte sich Postel auf den Weg nach der Stadt.

Es kostete Postel keine Mühe, das Haus und die Wohnung der Frau von Somonyi aufzufinden.

Ein Stubenmädchen öffnete ihm die Thüre des Vorzimmers, und er erfuhr von dieser, daß ihre Herrin anwesend sei.

Er ließ sich als Geistlicher vom Lande anmelden, der in Familienangelegenheiten sie zu sprechen wünsche.

Im nächsten Augenblicke schon wurde Postel bei der Dame vorgelassen.

Nun stand er derselben gegenüber.

Sie besaß eine hohe Gestalt und üppige Formen, ein volles rundes Gesicht mit den Zügen einer Vollblut-Ungarin; ihr rabenschwarzes Haar hatte sie nur flüchtig in reichen Flechten an den Scheitel geneſtelt. Schwarze starke Augenbrauen, ein dunkles glänzendes Auge und die Markirung eines Schnurbärtchens durch einem leichten Flaum machte ihr vollwangiges, blasses Gesicht ausdruckvoll. Die Dame mochte sechs- bis achtundzwanzig Jahre zählen.

Mit forschenden Blicken sah sie den Priester an und sagte zögernd: „Ich glaube Sie nicht, mein Herr, zu kennen.“

„Ich komme von Baron Donner," sagte Postel mit gesenkter Stimme; „gnädige Frau, kann ich offen sprechen? ich habe ein Geheimniß mitzutheilen."

„Sie kommen von Donner?" fragte jene, den Geistlichen scharf fixirend, „was will er von mir? Darf ich bittene sich zu setzen?"

Postel setzte sich und begann zu erzählen, auf welch, seltsame Art er die Bekanntschaft jenes Barons gemacht, er sprach dann von dessen Auftrage, zeigte ihr den Ring; den er von Donner erhalten und sprach hierauf mit erhobener Stimme: „der Chinese, Nr. 133 und ganz unten im Fache."

Frau Somonyi hörte, vor Postel stehend, dies ruhig an und antwortete hierauf: Ich ahne es wohl, was seine Worte zu bedeuten haben, aber ich habe längst keine Ursache mehr, auf die Worte jenes Herrn zu achten, in dessen Namen Sie gekommen sind. Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß ich auch nicht den Finger rühren würde, wenn ich wüßte den vorgeblichen Herrn Baron Donner mit einem Zeichen aus seiner fatalen Lage zu retten — mein Herr, wissen Sie, daß jener Mann ein Dieb ist?"

„Das ist mir nicht bekannt."

„Ja, so ist es! Er hat mich selbst bestohlen, doch nicht deshalb hat man ihn verhaftet — ich bin zu großmüthig, mich für meine Verluste mit der Anzeige an die Behörde zu wenden — ich will meine Schande nicht publik machen, und in die Wage der Gerechtigkeit nicht noch ein Gewicht mehr werfen, denn Ihr Schützling ist bereits durch seine andern Schandthaten so gut wie gerichtet."

„Dieser Mann hat geschwindelt comme il faut! Er hat die eigene Casse bestohlen, welche er als Controllor in einer Ordenskanzlei mit zu verwalten hatte; an ihm ist Alles

Betrug, nur sein Barontitel ist wahr und diesen hat sein Vater, wie es heißt, durch Schurkereien sich verdient."

„Wenn es so ist," sagte Postel, „dann nehme ich auch keinen weiteren Antheil an dem Schicksal dieses Donner und will mich auch hiemit empfehlen."

„Ich bitte, noch einige Augenblicke zu verweilen," sagte die Dame, „vielleicht bin ich in zu gereizter Stimmung und beurtheile Donner falsch; wollen Sie die Güte haben, mir in das nächste Zimmer zu folgen, ich bitte Sie darum."

„Ich bin hiezu bereit," sagte Postel und ging mit jener Dame in ein zweiten Zimmer, welches nach den daselbst befindlichen Rauch- und Jagdrequisiten für einen Mann als Wohnung eingerichtet war.

„Hochwürden," sagte die Dame, auf das Sims des Kamins zeigend, „dort bei der Uhr sehen Sie eine Pagode, welche wahrscheinlich jener Chinese ist, von welchem der Baron gesprochen; ich bitte Sie, dieselbe zu untersuchen, vielleicht befindet sich darin irgend etwas, worauf Baron Donner Bezug nimmt."

Postel hob die erwähnte Figur in die Höhe und fand darunter ein versiegeltes Billet, welches die Aufschrift hatte: „An meine Irma."

Frau von Somonyi warf einen Blick auf die Adresse und sagte: „Das Briefchen gehört wahrscheinlich für mich, erweisen Sie mir die Gefälligkeit, es zu erbrechen und mir vorzulesen."

„Ich dringe nicht gerne in die Familiengeheimnisse Anderer," entgegnete Postel.

„Es handelt sich um keine Familiengeheimnisse," sagte die Dame, „ich wünsche, daß Sie von dem Inhalte dieses Schreibens Kenntniß nehmen."

Der Kreuzherr weigerte sich nicht länger, dies zu thun, und las der Ungarin folgendes vor:

„Meine Theuere!

„Dem Kühnen gehört das Glück! Ich wage Alles, da ich nichts mehr als die Ehre zu verlieren habe — die Ehre! Lächerlichkeit! Auch die ist schon beim Teufel! Ich setze höchstens die Freiheit ein und diese hat für einen Bankrotteur einen zweifelhaften Werth! Ich könnte den ganzen Spaß mit einem Pistolenschuße zu Ende bringen, doch das behagt mir nicht, ich will leben und genießen, ich will Dich länger besitzen und mich Deiner Liebe länger erfreuen."

„Der Elende" murmelte die Ungarin.

„Wenn Du dieses Briefchen erhälst," las Postel weiter, „so bin ich in eine mißliche Lage gerathen. Man hat den Abgang in der Casse entdeckt und jener Mann, auf den ich mich verlassen habe, hat mich sitzen lassen. Er glaubt nicht, daß ich im Stande wäre, etwas gegen ihn zu unternehmen, und zweifelte daran, daß ich jene Papiere besitze, welche ihn des Staats- und Hochverrathes überweisen. Der Fall ist, folgender: Mein Vater war Förster des Grafen Norbert Finkenstein und wurde von diesem zu manchen Dingen gebraucht, an welchen der Galgen steht! Zur Zeit des Congresses gab es lebhafte Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich; die beiden alliirten Mächte waren nahe daran einander der in Haare zu gerathen.

„Zu dieser Zeit war es ein einträgliches Geschäft für den Grafen Finkenstein — im Ministerium des Aeußern bedienstet — geheime Papiere der Staatskanzlei, wichtige Depeschen und dergleichen an den preußischen Minister heimlich zu befördern und sich dafür guten Lohn bezahlen zu lassen. Mein gottseliger Vater war der Zwischenträger und bekam in dieser Eigenschaft seinen Gebieter — eine schundige Seele, — derart in die Hand, daß ihn jener um jeden Preis poussiren mußte. Er wurde ein angesehener Mann und man nobilisirte ihn. Als mein Vater starb, hinterließ

er mir jenes Zaubermittel, das den Grafen Norbert gefügig machte: — wo sich dasselbe befindet, erfährst Du aus einer mit Bleifeder geschriebenen Notiz an der Seite eines Buches, das ich Dir, wenn die Gefahr wächst, gleichfalls angeben werde. Nimm die Sache in die Hand und pressire den Grafen — er muß helfen!

„Der Rückstand in der Cassa hat von ihm augenblicklich ersetzt zu werden und außerdem muß er noch mindestens zwanzig- bis dreißigtausend Gulden schwitzen, mit dieser Summe kannst Du Dich dann zahlhaft machen und Dir noch einen schönern Schmuck kaufen als derjenige ist, welcher Dir abgängig wurde. Thut er nichts für mich — dann Rache! Uebergib dem Kaiser jene verrätherischen Briefschaften, damit der Herr Cabinetsrath mit Schande und Spott davongejagt wird! In diesem Falle rathe ich Dir an, eine gute Cavaliers-Bekanntschaft zu machen, denn ich werde wenn sich diese meine Hoffnung nicht erfüllt, nicht sobald Dich wieder sehen. Aber ich hoffe das Beste und schicke Dir noch ein Dutzend feuriger Küsse. Adieu.

„Dein Freund im Malheur."

Frau von Somonyi war vor Aerger blaß geworden und rief mit Lebhaftigkeit: „Welch einem Schurken habe ich mich anvertraut! Die Schande könnte mich tödten!"

Postel war aber kaum mächtig, seine Freude über die gemachte Entdeckung zurückzuhalten, denn die Aussicht ist da, jenen Norbert Finkenstein für seine nichtswürdigen Intriguen, welche dessen Schwägerin ins Verderben gestürzt, und den bestellten Mord empfindlichst zu züchtigen.

Er sah im Zimmer um sich und entdeckte eine kleine Büchersammlung, welche in prächtigen Einbänden auf einer Etagère stand. Er faßte das letzte Fach in das Auge und sagte: „Dort mag es sein!"

„Wahrscheinlich," antwortete Jene. „Wollen Sie nachsehen?"

„Ich halte es für nothwendig!"

Postel kniete sich zu der Bücherſammlung hin, um seine Nachforschungen weiter fortzusetzen. Er schlug mehrere Bücher auf, die er aus dem untersten Fache nahm und rief bald: „Gefunden!"

In dem erzählenden Theil eines Kalenders las er an der angegebenen Seite auf dem weißen Rande mit einer Bleifeder überaus klein, jedoch deutlich geschrieben: „Vor einigen Jahren wohnte ich im Adlerdurchhause auf der Wieden bei einer Beamtenswitwe Namens Neuwirth, welche eine Tochter hatte, die Leopoldine hieß. Ich ließ alle meine Sachen im Stiche und bin, nachdem ich von dort fort war, nie wieder dahingekommen. Dort habe ich auch die von meinem Vater ererbten Papiere zurückgelassen und unter dem Querbrette in der Fensternische jenes Kabinetes versteckt, das ich damals bewohnte; ich hatte die Aussicht auf eine Sonnenuhr, an die Hofmauer gemahlt, die sich mir gerade gegenüber befand. Wenn ich in der Mitte jenes Kabinetes stand, so sah in den festen Zeiger derselben. Dies zur Weisung, wenn jene Neuwirth nicht mehr existiren sollte. Damit nicht Mäuse die Schrift benagen können, so habe ich dieselbe in eine Zuckerbüchse eingeschlossen. Man muß um jeden Preis sich dieser Schriften bemächtigen."

„Nun, was sagen Sie dazu, gnädige Frau?" fragte Postel, nachdem er Obiges derselben vorgelesen.

„Der Baron," antwortete sie, „mag gute Ursache gehabt haben, nicht wieder zu jener Familie zurückzukehren, bei welcher er daselbst wohnte und wahrscheinlich hat er jene erwähnte Leopoldine ebenso wie mich betrogen. Von seinem Aeußeren getäuscht, hielt ich ihn für einen acht-

baren Mann, was ich bitter bereuen mußte. Tief gekränkt und voll Lebensüberdruß, krank an Seele und an Körper, meiner geringen Habe beraubt, verlasse ich Wien und begebe mich zu meinem Bruder, dem Festungscommandanten von Munkacs. Ich hoffe, daß der Gute mich aufnehmen wird."

„Und was soll mit Baron Donner geschehen?" fragte Postel.

„Ich habe schon früher erwähnt," lautete die Entgegnung, „daß ich mich um keinen Preis entschließen könnte, ihn der gerechten Strafe zu entziehen. Ich bin nicht seine Mitschuldige, sondern sein Opfer. Ich habe von seinen verbrecherischen Untrieben keinen Nutzen gezogen, sondern er war es, der mein Vermögen vergeudete und zwar mit liederlichen Dirnen und am Spieltische. Ich ziehe mich eilig von hier zurück, weil ich befürchten muß, von ihm noch mehr, als ich es ohnehin bin, compromittirt zu werden. Haben Sie ein besonderes Interesse für ihn zu agiren, so werde ich Sie nicht daran hindern — das beste jedoch wäre, die Sache auf sich beruhen zu lassen."

„Was ich von jenem Baron Donner erfahren habe," antwortete der Geistliche, „ist nicht geeignet, mein Interesse für ihn zu wecken; doch jener Finkenstein sollte bestraft werden, denn er befindet sich in einer Stellung, wo er vielleicht noch immer zum Nachtheile des Staates sein Amt mißbraucht."

„Halten Sie das, wie Sie wollen," antwortete Frau v. Somonyi. „Es ist überhaupt die Frage, ob jene Papiere den Werth haben, welche ihnen der Baron beilegt. Ich bitte Sie den aufgefundenen Brief sowohl als jenes Buch mit sich zu nehmen."

„Wenn Sie es wünschen, so soll es geschehen. Ich werde jedenfalls die Sache weiter verfolgen."

„Nach Belieben, mein Herr! Und nun leben Sie wohl!"

„Ich bedaure, unter diesen Umständen die Bekanntschaft der gnädigen Frau gemacht zu haben; ich beklage Sie herzlich und gebe mich der guten Hoffnung hin, daß Sie Ihre trüben Erfahrungen in dem Schoße einer besseren Zukunft glücklich vergessen werden."

„Ich danke Ihnen für Ihre herzliche Theilnahme," antwortete Frau v. Somonyi. „Ich halte Sie für einen würdigen Mann, und es drängte mich, vor Ihnen gerechtfertigt dazustehen, — und nun mit Gott!"

„Leben Sie wohl, gnädige Frau."

So schied Postel, mit dem Buche und dem Briefe des Baron Donner versehen, aus der Wohnung der Frau v. Somonyi.

„Es gibt doch eine ewige Vorsehung," sprach er bei sich, „an welcher ich so vermessen gezweifelt habe. Wie würde es denn sonst möglich sein, daß ich in den Besitz eines Geheimnisses gelangte, welches für mich von dem höchsten Werth ist, da ich für die Interessen der verstoßenen Gräfin v. Finkenstein und ihrer Kinder handelnd auftreten kann. Das Schicksal weist mir die Rolle ihres Anwaltes zu, und ich habe den Muth und den Willen, diese auch durchzuführen."

Sechzehntes Capitel.

Pastor Western.

Postel ging auf den nahegelegenen Stephansplatz und wendete sich dort an einen Polizeiposten, welchen er fragte, wo sich die Wohnung des nordamerikanischen Consuls befinde.

„Consel," entgegnete ihm dieser, „Canzelei, — ungarisches Hofkanzlei" — und ließ diesen Worten noch andere

völlig unverständliche folgen, welche deutlich kundgaben, daß von diesem Sohne der Mutter Slava nichts zu erfahren sei; er schritt hierauf nach dem Standplatze der Fiaker, dort seine Frage wiederholend und diese wiesen ihn nach einem Hause am Graben, als dem Wohnhause jenes Consuls. Dahin lenkte Postel nun seine Schritte.

Da Western auf die Verwendung des nordamerikanischen Consuls in Freiheit gesetzt wurde, dachte sich Postel, so ist es auch möglich, dort dessen Aufenthaltsort zu erfragen. Bei dem Hause angelangt, wendete er sich an einen Domestiken und richtete an diesen die Frage, ob der Consul zu sprechen sei.

„Der ist verreist," antwortete Jener.

„Ist die Angelegenheit eine wichtige und unaufschiebbare, so wenden Sie sich gefälligst an den Herrn Pastor Western, der Ihnen jedenfalls die gewünschten Auskünfte ertheilen wird."

„Und wo treffe ich diesen Herrn," fragte Postel, durch jene Neuigkeit angenehm überrascht.

„Im zweiten Stock wohnt er," antwortete der Bediente. „Die Thüre gleich bei der Stiege."

Postel folgte der Weisung und pochte an die ihm bezeichnete Thüre. Niemand antwortete. Der Kreuzherr öffnete die Thüre und gelangte in ein elegant eingerichtetes Zimmer, wo sich Niemand befand; vor sich sah er eine Flügelthüre, auf die er nun zuschritt und dort von Neuem anpochte.

„Herein!" antwortete eine Stimme von drinnen und schon im nächsten Augenblicke stand Postel einem Greise mit hoher Glatze und einem ausdrucksvollen Gesichte von edler Zeichnung gegenüber. Lange silberweiße Locken flossen von dessen Haupte herab und reichten bis an die Schulter.

Das war jener Western. Er saß auf einem Sopha und las mit freiem Auge in einer Zeitung von großem Formate. Flora war hier, sie lag auf dem Sopha dich an den Pastor geschmiegt und ist nun mit einem Satze bei Postel, welchen sie auf das freundlichste begrüßt.

„Mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?" fragte der Pastor, sich erhebend.

Der Kreuzherr gab seinen Namen bekannt.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr," entgegnete Western, indem er ihn mit seinen klaren hellen Augen scharf anblickte.

„Aber das Hündchen kennt mich," antwortete Postel, während er sich zu Flora hinabbückte, welche zu ihm emporsprang, „ich bitte diese Empfehlung gelten zu lassen, ich bin mit Flora nach Wien gereist, um sie Fräulein Hermine zuzuführen, hatte aber das Unglück, selbe im Gasthofe ‚zum guten Hirten' zu verlieren."

„Sie waren wohl jener Mann," sprach Western, „welcher gestern, als er in jenem Gasthofe nach mir fragte, von der geheimen Polizei festgenommen wurde?"

„So ist's, mein Herr. Mein Wunsch, Sie kennen zu lernen, kostete mich eine schlaflose Nacht im Polizeiarreste."

„Bedaure herzlich! Jedoch was bestimmte Sie, nach mir zu fragen?"

„Es ist mir bekannt, das Sie Herminen's väterlicher Freund sind, und daß die Familie derselben sich in Ihrem Schutze befindet. Es ist ferner für mich kein Geheimniß geblieben, was für ein Ziel Herminen's Mutter verfolgt, und ich spreche es nun offen vor Ihnen aus, daß ich hier bin, um dieser meine Mithilfe anzubieten; — es wundert mich, daß Hermine Ihnen nichts über meine Person mitgetheilt hat!"

„Mein Herr," sagte Western, „auch ich will mich gegen Sie offen aussprechen. Nach ihren Aeußerungen scheinen Sie

jener Mann zu sein, welcher unter einem falschen Namen das Vertrauen der jungen Dame erschlichen und sich ihrer Geheimnisse bemächtigt hat."

„Ich bin derselbe," antwortete Postel.

„Nun, das wirft eben kein günstiges Licht auf Sie, man muß sogar vermuthen, daß Sie in keiner guten Absicht sich jener Dame in ihrer Einsamkeit genähert haben."

„Bei Gott, das ist wahr," antwortete Postel. „Ich wurde von meinem Probst nach der Teufelsmühle gesendet, um die Verbindungen derselben mit Ihrer Person auszukundschaften und es zu veranlassen, daß man Hermine verhafte."

„Sie sprechen für einen Spion sehr offenherzig."

„Mit den schlechtesten Absichten näherte ich mich jener Dame, und nachdem ich mich ihr genähert und ihre Geheimnisse kennen gelernt, da verrieth ich es meinem Prälaten, daß Herminen's Mutter die verstoßene Gräfin Finkenstein sei, — daß sie die Absicht habe, ihr Recht zur Geltung zu bringen."

„Abscheulich!" rief Western in vollster Entrüstung.

„Noch mehr, mein Herr!" fuhr Postel fort. „Norbert Finkenstein wurde in Folge dieser meiner Enthüllungen gewarnt und der Polizeiminister hat die Absicht, zu Gunsten des Grafen zu interveniren."

„Herrlich! herrlich!" rief Western, in Galle ausbrechend. „Sie wissen, daß ich der Freund jener unglücklichen Familie bin und wagen es dennoch mir vor die Augen zu treten und mit Ihren Thaten zu brüsten!"

„Ich brüste mich nicht mit denselben," antwortete Postel, „aber Sie sollen klar sehen, mein Herr! Sie sollen tief in meine Seele blicken und es erfahren, welch' eine Wandlung sich darin vollzogen hat."

„Mich interessirt es nicht, Ihren Charakter zu studiren!"

„Ich will Ihnen dies Studium nicht aufdrängen," sagte Postel, „aber meine Erklärung sollen Sie hören. Ich habe Sie aufgesucht, um Ihnen zu sagen, daß ich Alles daran setzen will, um das gut zu machen, was ich an jener unglücklichen Familie verbrochen, — wie ein gereizter Löwe will ich für sie kämpfen und gebe mich der Hoffnung hin, daß dies von Erfolg sein wird. Sie dürfen mich nicht zurückstoßen, denn das Schicksal hat mich zu dieser Sendung auserlesen. Kaum in Wien angelangt, erfuhr ich ein Geheimniß des Grafen Finkenstein, das für ihn verderblich werden wird. Er ist ein Hoch- und Staatsverräther! Herr Western, Sie sind berechtigt, mich für einen Verräther zu halten, denn der Schein ist gegen mich; aber Sie sollen sich davon überzeugen, daß ich mit allem Eifer, mit aller Aufopferung nun für die Sache Ihrer Freunde einstehen werde."

„Und was könnte Sie dazu bestimmen?" fragte Western. „Haben Sie nicht bei dem Verrathe Ihre Rechnung gefunden? Haben Sie sich dem bösen Götzen Rache verkauft?"

„Wahrlich nein," antwortete Postel. „Als ich auszog, Ihre Freunde zu bedrohen, da folgte ich dem Befehle meines Oberen; ich gab mich dem Wahne hin, daß ich ein gutes, gefälliges Werk vollbringe, wozu man mich aufforderte. Das ist nun anders geworden. Seit Hermine ihre sammtene weiche Hand mir auf das fieberkranke Haupt legte, da wurde ich von meinem Wahne geheilt und ihr Zauber verwandelte mein ganzes Wesen. Ich habe es mir zugeschworen, Sie sowohl, Herr Western, als auch Ihre Freunde von dem Verdachte politischer Umtriebe zu reinigen

und Herminen's Mutter zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das ist ein Wunder, das ich selbst nicht begreifen kann."

„Nun, das Wunder liegt nicht so ferne," sagte Western, „es läßt sich erklären. Sie sind in Hermine verliebt."

„Verliebt?" antwortete der Kreuzherr, seinen Blick forschend in sich kehrend — „das ist möglich!"

„Von wilden Leidenschaften erfüllt, wollen Sie nun gleichsam zum Hohne auf Ihren Stand als katholischer Priester eine engelsreine Seele verführen?"

„Das ist nicht möglich," antwortete Jener, „ich denke nicht daran, mein Gelübde zu brechen und strebe nach nichts anderem, als Hermine glücklich zu machen. Ja, sie soll niemals meine eigentlichen Gesinnungen kennen lernen."

„Und wie wollen Sie es dann eigentlich anstellen, um Ihr Ziel zu erreichen?"

„Ich will das Complott aufdecken, welches gegen Herminen's Mutter geschmiedet worden ist — die Schuldigen durch List oder Ueberredung zum Bekenntnisse zwingen und den Grafen Hermann Finkenstein der Gewalt seines Bruders Norbert entreißen. Man hat ihn für einen Narren erklärt und eingesperrt."

„Das ist mir bekannt," entgegnete der Pastor, „ich fürchte, er ist auch geisteskrank!"

„Man muß ihn vor allem aufsuchen und ihn sprechen, er ist in großer Gefahr, denn nach dem, was ich erfahren habe, will Norbert eine gefährliche Operation vornehmen lassen, um ihn, wie dieser sagt, von seiner Geisteskrankheit zu heilen. Ich glaube aber, er beabsichtigt seinen Tod und würde dies nicht thun, wenn Hermann nicht sein Herz der Reue geöffnet hätte."

Der Kreuzherr sprach nun mit besonderem Eifer von jenen Papieren, welche Baron Donner von seinem

Vater erhalten hatte und meinte, es sei überaus nothwendig, einen Versuch zu machen, um in den Besitz derselben zu gelangen.

„Ich sehe jene Nothwendigkeit nicht ein," sagte Pastor Western, „wozu könnten sie uns nützlich sein? Meinen Sie vielleicht mit Hilfe derselben auf Norbert Finkenstein eine Pression zu üben, damit er sich dadurch bewogen finde, die Erklärung abzugeben, daß er schuldlos seine Schwägerin verfolgt habe?"

„Ja, das meine ich!" antwortete Postel.

„Das ist ein Winkelzug der nichts taugt," entgegnete Western. „Norbert Finkenstein soll aus Furcht vor einer strafgerichtlichen Untersuchung sich selbst zu einer strafbaren Handlung bekennen? Ein politisches Verbrechen wiegt doch leichter als jene Familienintrigue. Das Eingeständniß des gedungenen Mordes würde ihn infam machen, anderseits läßt sich vermuthen, daß der verhaftete Donner, wenn er weiß, daß ihn seine Freunde im Stiche lassen, ohnehin bei Gerichte den Aufbewahrungsort jener verrätherischen Correspondenz bekannt geben wird und ist es jedenfalls besser, wenn die Anklage gegen Norbert von dem Sohne jenes Mannes ausgeht, den derselbe als Mörder zur Frau v. Finkenstein gesendet."

„Wie?" fragte Postel, „der Vater des Barons ist derselbe Jäger gewesen?"

„So ist es! Er erhielt damals, wie man ihm zugesagt hatte, eine Forstmeistersstelle, die er jedoch bald wieder aufgab. Norbert Finkenstein machte ihn zu seinem Privatsecretär und brachte ihn hierauf als Inspector bei dem Verwaltungspersonale des Congreßhauses unter; dort erwarb er sich so hohe Verdienste, daß er nach Beendigung des Congresses mit einem Orden ausgezeichnet

und in den Ritterstand erhoben wurde — wie schade, daß dieser Mann nicht mehr lebt! Er wäre vielleicht zu bestimmen gewesen, in der Sache der Frau v. Finkenstein gegen seinen Gönner Norbert aufzutreten."

„Und wie verhält es sich denn mit dem Hauptmann Reindel," fragte Postel, „sollte dieser nicht —"

„Mein Herr," sprach Western, „fassen wir vor Allem jenen mir von Ihnen mitgetheilten Fall bezüglich des Hermann Finkenstein in's Auge! Es ist richtig, daß derselbe auf einem Schlosse, bei Baden gelegen, von seinem Bruder gefangen gehalten wird und es heißt allgemein, daß er geisteskrank ist. Sie brachten mir die Neuigkeit, daß man mit ihm eine ärztliche Operation vornehmen wolle und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Norbert auf diesen Einfall gekommen ist, als er hörte, daß seine Schwägerin Frau v. Finkenstein plötzlich aufgetaucht sei, um den Proceß gegen die Grafenfamilie von Neuem aufzunehmen."

„Auch ich vermuthe dies," antwortete Postel; „man will Hermann Finkenstein tödten. — Da man diese Absicht hat, so muß man es bezweifeln, daß Hermann wirklich geisteskrank ist und annehmen, daß Norbert befürchtet, sein Bruder könnte für die von ihm verstossene Gemahlin Partei ergreifen — man muß ihn zu retten suchen."

„Nun so versuchen Sie's."

„Ich hoffe, Sie werden mich dabei mit Rath und That unterstützen?"

„Glauben Sie denn wirklich," sprach Western, „daß ich das Alles für baare Münze nehme, was Sie sagen?"

„Sie müssen es, Herr Pastor," entgegnete jener mit Lebhaftigkeit, „denn es wäre ein großes Unglück, wenn wir nicht gemeinsam wirkten."

„Aber das Unglück wäre größer, wenn wir durch Sie in eine Falle verlockt würden — ich muß gestehen, daß Sie Hermine günstig beurtheilte, und daß auch ich mächtig von Ihnen angezogen werde — aber die Klugheit warnt mich vor Ihnen."

„Das sind kindische Bedenklichkeiten," entgegnete Postel, „welche große Dinge gefährden; stellen Sie mich nach Belieben auf die Probe, aber verzägern Sie dadurch nicht unsere Unternehmungen. Wir müssen Hermine's Vater der Gewalt des Grafen Norbert entreißen."

„Wie wollen Sie das anstellen? Sollen wir ein Dutzend Kerle dingen und Hermann's Gefängniß stürmen?"

„Auch das müssen wir, wenn es kein anderes Mittel gibt!"

„Vielleicht deßhalb, damit ich als ein gewaltthätiger und gefährlicher Mann eines Verbrechens überführt werde!?"

„Ein unglückseliges Mißtrauen!" rief Postel; „doch mißtrauen Sie mir, wie es Ihnen beliebt. Ich habe einen glücklichen Einfall, auch ohne Sie den Grafen Hermann in Freiheit zu setzen und ich will Ihnen denselben mittheilen."

„Das wünsch' ich nicht! Denn nach Paragraf so und soviel wird auch der Mitschuldige bei dem Kopfe genommen."

„Auch gut, aber es gibt keinen Paragraf so und soviel, durch den es verpönt wäre, daß Sie mich nach Baden hinausbegleiten und mir das Schloß zeigen, wo Hermann gefangen gehalten wird."

„Das könnte allenfalls geschehen, obwohl ich Bedenken trage, ob es räthlich ist mit Ihnen Wien zu verlassen. Sie wissen selbst, daß man eine ganze Meute von Spionen gegen mich aufgeboten hat und ich mußte mich zu meinem Freund, den nordamerikanischen Consul, flüchten, weil es mich genirte, daß ein ganzer Sicherheits-Cordon um meine Person von der weisen Polizei gezogen worden ist, — aber

auch hier wurde ich entdeckt und zwar durch den hochwürdigen Herrn Postel."

„Dann hat der hochwürdige Herr Western," entgegnete Jener, „auch keine besondere Ursache, sich hier länger aufzuhalten."

„Sie haben es mir auch klar bewiesen, daß Sie als Spion nach mir und Frau Finkenstein ausgesendet worden sind. Was spricht denn eigentlich zu Ihren Gunsten?"

„Ich bin davon fest überzeugt, daß Hermine die Bürgschaft für mich übernehmen wird!"

„Herr Postel, Sie werden Herminen nie wiedersehen, daher fällt auch der Grund für Sie weg, sich in unsere Händel zu mischen."

„Wahrlich nein! ich verlange nicht Hermine zu sehen; sondern mich ihr nützlich zu machen, — es ist vielleicht gut, wenn ich sie nie wieder sehe!"

Western verfiel in Nachdenken. „Es ist kaum möglich, daß Sie uns noch größern Nachtheil bringen könnten, als Sie ohnehin schon gebracht haben, wir wollen denn sehen, wie Sie manövriren werden."

„Gut! so fahren wir nach Baden hinaus."

„Ich weiß es, daß Sie ein herzhafter und entschlossener Mann sind und daß, nachdem Sie sich mir anvertrauen, auch ich mich Ihnen anvertrauen muß."

„Herr Western, ich räume Ihnen das Recht ein, mich ohne weiters niederzuschießen, wenn Sie sich überzeugt haben, daß ich ein Verräther bin!"

„Das werd' ich nicht," entgegnete Jener sanft lächelnd, „ich führe keine Mordwaffen bei mir! Verrathen Sie uns, so werd' ich höchstens zu Hermine sagen: Dieser Postel ist doch ein grundschlechter Mensch, den du verkannt hast, und Hermine wird bejahend mit dem Kopfe nicken."

„Einverstanden," entgegnete Postel gleichfalls lächelnd, und schon in der nächsten Minute machten sich die beiden Geistlichen, der Katholik und der Lutheraner, gemeinschaftlich auf den Weg nach Baden.

Siebzehntes Capitel.

Pater Postel geht in's Feuer.

Seitwärts dem Curorte Baden und zwar in dem Hügellande gegen Osten zu und dort fast mitten in einer ansehnlichen Ortschaft liegt ein artiges Schlößlein im modernen Style erbaut, mit hohen weiten Räumlichkeiten, einer Reihe von Salons mit einer in den Lustgarten führenden Veranda und einigen Nebengebäuden, vorzüglich geeignet für den Sommeraufenthalt eines vermöglichen Mannes. In der Umgebung ist dieses Schlößlein unter dem Namen „Freihof" bekannt.

Dieser ist es, welcher dem alten Militär und Grafen Hermann v. Finkenstein in seinen Mauern umschlossen hält, der in früheren Tagen jenen Freihof aus dem Trümmerwerke eines alten Baues aufrichten ließ und es selbst überwachte, daß dieser Bau fest und stark werde, um, wie er sagte, im Nothfalle einer Belagerung zu trotzen.

Hermann hatte sich hiemit sein Gefängniß selbst gebaut.

Seit mehreren Jahren bereits wird er dort, im Auftrage seiner beiden Brüder und mit Zustimmung der Landstände festgehalten. Seine alten Diener hat man fortgeschickt bis auf einen derselben, Namens Jean, den der Graf durch sein besonderes Wohlgefallen ausgezeichnet und statt jenen zwei Wärter aus der kaiserlichen Irrenanstalt aufgenommen, welche ihm ausschließlich ihre Dienste zu leisten haben. Die beiden Irrenwärter und Jean bewachen

in der That auf das Eifrigste jenen alten Grafen. Niemand wird zu ihm eingelassen und nur selten gestatten sie ihm in den Garten hinauszugehen. Geschieht aber dies, dann folgen sie ihm mit Hundspeitschen in der Hand auf Schritt und Tritt, da es schon einmal vorgekommen ist, daß der alte Herr einen Fluchtversuch machte.

In stiller Nacht vernimmt die Nachbarschaft oft ein lautes Geschrei, das aus jenem Schloße herausdringt, und dieß wirkt um so schauerlicher, da mit jenem Geschrei auch klatschende Schläge vernommen werden, woraus man schließt, daß der alte Herr droben im Schlosse von seinem guten Jean und den andern beiden liebevollen Pflegern auf das Grausamste behandelt wird.

Dies geschah in letzterer Zeit fast jede Nacht und so war es auch damals, als die beiden Geistlichen Herren, welche miteinander, wie bekannt, zur Befreiung des Grafen Hermann ausgezogen sind, zur Ringmauer jenes Freihofes gelangten. Sie sahen kein Licht in den Fenstern des Wohnhauses, aber dennoch wurde darinnen mit der Karabatsche auf ein empfindendes Geschöpf unbarmherzig losgeschlagen. Der Mann, welcher diese Mißhandlungen erlitt, rief durch ein offenes Fenster die Worte in die Nacht hinaus: „Ihr Hunde! Ihr Banditen! Ihr Henkersknechte! zu Hilfe! Gibt es kein Erbarmen mehr im Himmel und auf Erden? Ist denn das Mitleid in jeder Menschenbrust schon erloschen? Gibt es nur noch blödsinnige Schurken und Bestien auf dieser Welt?"

So schrie, bellte und stöhnte stoßweise erschöpft und athemlos der alte Graf in dem rechten Seitenflügel seines Hauses bei dem offenen Fenster und Niemand rührte sich, um ihm zu Hilfe zu eilen.

Der Nachtwächter, welchen sein Weg hier vorüberführte, sagte zu den beiden Lauschenden an der Ringmauer:

„Heute wird er wieder aus dem Salz gehauen. Schade, daß er ein Narr ist, und daher nicht weiß, daß es ihn angeht."

„Warum ist es schade?" fragte Pater Postel jenen tölpelhaften Menschen.

„Weil er stets ein Phantast gewesen ist! Ja, das war ein Erznarr," entgegnete Jener, „als er noch gescheidt gewesen ist, und wenn der jetzt nicht geprügelt würde, müßte man an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln."

„Ihr redet Unsinn, mein Freund," sagte Western.

„Warum nicht gar!" entgegnete der alte Nachtwächter; „ich bin länger auf der Welt, wie die beiden Herren und die Gemeinde hätte mich sicher nicht zum Nachtwächter gemacht, wenn sie einen Anderen gewußt hätte; aber das sag' ich den Herren, recht geschieht dem Finkenstein! wenn ich noch daran denke, vor zwanzig oder dreißig Jahren, was der Herr Graf nicht damals für ein liebes Weibchen gehabt hat und so saubere, herzige Kinder. Dieser Ochsenkopf hätte seiner Frau auf den Knieen nachrutschen sollen, aber ausgejagt hat er sie sammt seinen Kindern und mit der Nessi dazu, die ich so gerne geseh'n hab'. — Zugehau'n, daß es kracht, er verdient's nicht besser!"

Der Nachtwächter ging weiter und die beiden Priester blieben in Gedanken versunken stehen.

Man hatte den Hilferufenden vom Fenster hinweggezogen; sein Geschrei verstummte plötzlich, woraus jene schlossen, daß man ihn geknebelt habe.

„Der Nachtwächter hat recht," sagte Postel. „Die Hand der Vergeltung ist schwer auf ihn gefallen."

„Wenn der Graf nicht verrückt gewesen wäre," sagte Western, „so müßte er es in Folge dieser Behandlung werden und so schwindet auch meine letzte Hoffnung dahin; was soll man beginnen, wenn der Graf total unzurechnungsfähig ist?"

„Davon muß man sich erst überzeugen," antwortete Postel, „und selbst wenn er wirklich geisteskrank sein sollte, ich lasse ihn nicht in der Gefangenschaft seiner Brüder, denn einer milden, gütigen Behandlung kann es vielleicht gelingen, seine Geisteskrankheit zu besiegen."

„Versuchen Sie es!" entgegnete Western, „gelingt es Ihnen, den Grafen Hermann seinen Peinigern zu entreißen und in Freiheit zu setzen, so will ich dann weiter für seine Pflege Sorge tragen."

„Nun ich bin da, um zu handeln."

„Gut denn, so handeln Sie."

„Und Sie fragen noch immer nicht, wie ich das anstellen will."

„Nein! handeln Sie selbstständig! Ich begebe mich nach Baden zurück und erwarte Sie dort in dem Gasthofe auf dem Hauptplatze, oder fordern Sie mich zur Mithilfe auf?"

„Nein, Herr Pastor, es ist mir sogar lieber, wenn Sie mich allein lassen."

Ist das aber auch klug?"

„Ja, mein Herr, es ist sogar nothwendig ; ich wünsche nicht, daß es bekannt wird, daß Sie mit dem von mir befreiten Grafen in Berührung gelangen."

„Das spricht für Sie selbst günstig," sagte Western, „nun denn, so treffen Sie Ihre Anstalten und ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Unternehmung."

„Das verstoßt auch nicht gegen Paragraph so und soviel!" antwortete Postel lächelnd und begleitete den Pastor zu der Kutsche, in welcher er mit ihm von Baden gekommen war.

Die beiden Geistlichen drückten sich die Hand und schieden von einander.

Der Kreuzherr ging zu dem Ortsrichter, einem Schankwirthe, welcher sein Locale noch offen hielt; er zeigte ihm sein Credetiv als geheimer Polizei-Agent erster Categorie vor und forderte Assistenz, um eine Amtshandlung im Freihofe vornehmen zu können.

„Lieber Herr," antwortete dieser, nachdem er in das Papier Einsicht genommen, „ich verstehe mich nicht auf das, was in Ihrer Schrift angegeben ist — ich habe auch mein Leben nichts davon gehört, daß es bei der Polizei außer Commissären und Vertrauten auch Agenten und Categoristen gibt, aber bleiben Sie nur hier, die Badner Polizei kommt längstens in einer halben Stunde hieher und wird sich bei mir ihren Rapport bestätigen lassen; der Feldwebel Stöckel ist der Patrouilleführer, mit dem müssen Sie reden — der wird sich schon auskennen."

Postel setzte sich und ließ sich ein Glas Wein geben.

Der Richter, welcher ihn bediente, ließ sich dann an seiner Seite nieder und sprach zu ihm im vertraulichen Tone, „was denn eigentlich im Freihof Straffälliges geschehen sei."

„Es scheint, daß dort jede Stunde etwas Straffälliges geschieht," antwortete Postel. Der Herrschaftsbesitzer Finkenstein soll in seinem eigenen Hause die schlechteste Behandlung erfahren, und obwohl man es gar noch nicht weiß, ob der Graf ein gefährlicher Narr sei, so werden über ihn solche Züchtigungen verhängt, die in einer zweckmäßig geleiteten Irrenanstalt gar nicht vorkommen."

Der Richter lächelte und sagte, es hätte lange gedauert bis den Herren in Wien drinnen einmal das Licht aufgegangen ist! „Es ist schon außer aller Weise, was der Herr v. Jean und seine beiden Hausknechte mit dem Gutsherrn treiben. Die Gemeinde hat sich voriges Jahr schon darüber aufgehalten und bei einem Kreiscommissär, der

wegen der Miliärstellung hiehergekommen ist, Beschwerde geführt; der hat uns angerathen, eine Eingabe dagegen schriftlich zu machen, was wir auch gethan haben, aber darauf ist eine Nase gekommen, daß die ganze Gemeinde daran genug gehabt hat und in dem Bescheide wurde mit unwissenden Bauern und dergleichen sehr anzüglich für uns herumgeworfen. Das soll eine Kur sein, welche mit Finkenstein vorgenommen wird, — eine saubere Kur! Von Zeit zu Zeit kommt ein Doktor von Wien heraus, der ihm wahrscheinlich die Stockprügel vorschreibt, welche der arme Narr von seinen Leuten täglich erhält! Sie müssen schauen, daß Sie das Rezept bekommen, welches eine solche unmenschliche Behandlung seines Herrn von Jean vorschreibt."

„Worin soll denn eigentlich der Irrsinn des Grafen bestehen?"

„Der Finkenstein hat immer mit Geistern zu thun," antwortete der Richter; „bald verfolgt ihn seine gottselige Frau und bald erscheinen ihm seine unschuldigen Kinder, die mit der Mutter vor vielen und vielen Jahren eines unnatürlichen Todes gestorben sind. Es ist eine sehr räthselhafte Geschichte, bei welcher man sich denken kann, was man will, — aber laut darf man seine Meinung darüber nicht sagen, denn sonst — nun als Polizeibeamter werden Sie am besten wissen was unter dem „Sonst" zu verstehen ist."

„Soll denn der Irre gar keine lichten Augenblicke haben?"

„O ja. — Der Rasirer, der zu ihm in den Freihof geht, hat erst neulich hier gesagt, daß der Finkenstein eigentlich nicht närrisch, sondern zu gescheidt sei. Das glaub' ich aber nicht! Es ist wahr, heut' zu Tage werden viele zu gescheidte Leute als Narren eingesperrt, damit man leichter regieren kann; aber zu diesen gehört Finkenstein sicher nicht. Es sind nur Familiensachen, die ihn verrückt gemacht haben."

Fortsetzung folgt im nächsten Bande.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor Scheibe.

„Ist das Ursache genug, jenen Unglücklichen auf das Grausamste zu behandeln?“ fragte Postel.

„Das habe ich auch schon gesagt,“ entgegnete der Richter, „aber man ist mir deßhalb derb über das Maul gefahren. Ein Kreiscommissär hat mich deshalb für einen Raisonneur erklärt und mit dummen Bauern herumgeworfen, daß ich mich heute noch darüber ärgere.“

„Nun das wird sich jetzt ändern,“ entgegnete Postel.

„Gut wär's,“ meinte der Gastwirth, „denn wie man hört, haben sie auf dem Gute des Finkenstein schon dessen Gruft hergerichtet; seine Familie will ihn schon mir scheint unten haben! Doch was ich Ihnen gesagt habe, brauchen Sie nicht zu notiren, ich will mich mit Niemandem verfeinden und der Inspector im Freihof ist ein sehr aufsäßiger Mensch.“

„Ist der Graf zu transportiren, so wird er noch heute von hier fortgeschafft und es wäre gut, wenn ich deßhalb einen Wagen gegen Bezahlung zu diesem Zwecke erhalten könnte.“

„Den bekommen Sie bei mir,“ sagte der Gastwirth, „und zwar meine schöne Kalesche. Ich sage Ihnen, lieber Herr, daß mich Ihre Neuigkeit überaus freut, denn es ist schändlich, wie man mit dem alten Grafen verfährt.“

Die Badener Polizei war bereits da. Vier Mann hoch marschirte sie in die Gaststube und der Feldwebel, welcher die anderen führte, rief dem Wirthe zu: „Nichts haben wir getroffen! Die Weisung, welche wir von Wien aus erhalten, war nichts anderes als eine Dummheit. Es ist schon lächerlich! Weil ein verrückter Kopf nach dem Kronprinzen in Baden geschossen hat, sollen sich hier in jedem Winkel politisch Verdächtige herumtreiben!“

Der Wirth gab dem Feldwebel einen Wink und wies nach seinem Gaste.

„Was ist's?“ fragte Jener, Postel argwöhnisch anblickend.

Der Richter flüsterte ihm hierauf einige Worte in das Ohr, worauf derselbe lebhaft erschrack.

Aeußerst respectvoll näherte er sich hierauf dem Kreuzherrn und fragte ihn nach seinem Wunsche.

„Lesen Sie dies,“ sagte Postel, sein Document ihm anbietend.

„O, nicht nöthig!“ antwortete Jener; „ich glaub' Ihnen schon auf das Wort!“

Der Polizeifeldwebel las es trotzdem und sagte hierauf mit großer Verehrung: „Erste Kategorie! das hab' ich mir gleich gedacht — was steht zu Befehl?“

Postel fand sich ganz gut in die Stelle eines Polizeiagenten. „In den Freihof werden wir gehen,“ sagte er, „und uns dort den alten Herren vorführen lassen — wahrscheinlich nehme ich ihn mit.“

„Sehr wohl,“ antwortete der Feldwebel und setzte leise im flehenden Tone hinzu: „Haben Sie die Gewogenheit, nichts über meine früher fallen gelassenen Worte zu rapportiren!“

„Gewiß nicht,“ lautete die Entgegnung; „Sie hatten auch ganz recht, sich über die Demagogenriecherei zu moquiren. Die Aengstlichkeit, womit jener bedauerliche Fall behandelt wird, schweift schon in's Lächerliche! Es ist doch offenbar, daß es Niemandem Vernünftigen einfallen wird, unserm Kronprinzen nach dem Leben zu streben.“

„Wahrlich, der hat keine Feinde! Doch, viele Köpfe, viele Sinne.“

„Es sind noch einige Herren bei uns, welche kein Bändchen im Knopfloche haben und die sich durch irgend etwas Ungewöhnliches bemerkbar machen wollen.“

„Lassen Sie den Leuten eine Maß Wein geben und dann gehen wir."

Die Polizeisoldaten machten freundliche Gesichter und der Feldwebel sagte halblaut zu ihnen: „Geheimer Polizeiagent erster Kategorie — das ist schon etwas Vornehmes! Der bezieht Diäten wie ein Hofrath."

In bester Harmonie zog Postel nun mit seiner Schaar aus, um dem alten Grafen im Freihofe seine Visite zu machen.

Die Glocke an dem Thore des Freihofes wurde gezogen, und nachdem dies noch durch ein Dutzend Male wiederholt wurde, wurden sie endlich von dem Hausbesorger eingelassen und dieser führte sie auf ihr Verlangen nach der Wohnung des Grafen Hermann, welche sie unversperrt fanden. Man gelangte in ein mit Gobelins tapezirtes Gemach, welches nach so Vielem, was man hier erblickte, ehedem mit dem bestem Comfort für einen vornehmen Mann ausgestattet sein mochte.

Wie sah es aber jetzt aus? Hier wohnten die beiden Irrenwärter, welche auf den marmornen Sims des Kamins ihre schmutzigen Stiefel gestellt hatten. Verschlafen saßen sie in ihren schmutzigen Betten und horchten auf die von Postel an sie gerichteten Worte.

„Dort drinnen ist der Patient!" sagte hierauf einer von denselben, nach der Thüre weisend; „der Schlüssel steckt ohnehin, Sie brauchen nur umzudrehen."

Postel und seine Begleiter standen nun vor dem unglücklichen Manne; völlig angekleidet saß er auf einem Häufchen Stroh, welches man auf dem Parquettboden für ihn hingeworfen hatte. Er trug eine Zwangsjacke, in Folge dessen seine Hände fest aneinander gebunden waren; sein Haupt war silberweiß, sein Antlitz abgezehrt und runzelvoll; obwohl er die Augen geschlossen hatte, so mochte er doch nicht

schlafen, denn er stöhnte unaufhörlich. Die Luft in diesem kleinen Kabinete, das fast keine Einrichtungsstücke hatte, war mit ekelerregenden Miasmen geschwängert und ein Wasserkrug so wie ein Stück schwarzes Brod, welches auf dem Tische lag, zeigte deutlich, auf welche Art Hermann hier verpflegt wurde.

Lange schaute Postel schweigend auf den alten abgezehrten Mann, durch diesen Anblick mächtig ergriffen. Da kam Jean, der ehemalige Bediente und jetzige Despot, im Schlafrock und mit der Hundspeitsche in der Hand hastig zur Thüre herein, und sah nun betroffen die Anwesenden an, die Worte vor sich hinsprechend:

„Ich hab schon geglaubt, daß etwas Anderes vor sich geht."

„Wo befindet sich der Besitzer dieses Hauses, der hochgeborene Graf v. Finkenstein?"

„Da liegt er ja!" sagte der Inspector Jean.

„Welcher Schurke," donnerte der Kreuzherr, „hat den Unglücklichen in diese schreckliche Lage gebracht?"

Graf Hermann schlug die Augen auf und machte eine lebhafte Bewegung. Man sah es deutlich, daß er sich aufzuraffen suche.

„Lassen Sie ihn von der Zwangsjacke befreien!" sagte Postel zu dem Feldwebel.

Dieser und noch ein anderer Mann befreiten den Grafen von der Jacke und waren ihm behilflich, sich vom Boden zu erheben und auf einen Stuhl niederzulassen.

„Herr Graf," richtete Postel an Hermann die Frage, „wie kommt es, daß wir Sie in einem so jämmerlichen Zustande gefunden haben?"

Hermann sah um sich und stammelte die Worte: „O Gott, nun wird es mit mir endlich ein Ende nehmen! O diese Schurken! Jean ist der Schlechteste von Allen!

Wenn man das beim Regiment wüßte, daß ich von meinem eigenen Burschen geschlagen werde, man würde mich infam cassiren!"

„Haben Sie gehört, was der Graf spricht?" fragte Postel den Hausinspector.

„Nun ja," antwortete Jener dreist; „mit Gutem läßt sich bei ihm nichts richten, und wenn er in das Phantasiren hineinkommt, da ist der Teufel schon gar los! Auch wird er öfters so toll, daß er Alles zusammenschlägt und deßhalb muß man ihn ärztlich behandeln."

„Ihr hättet mich schon längst vergiften sollen," sagte der Graf, einen kläglichen Seufzer ausstoßend, „warum denn ewig diese Pein? — Ich wurde von zwei Seiten chicanirt," sprach er leise, „von meiner verstorbenen Frau — und die ist immer da, wenn man die Lichter nicht anzündet — o die Arme! — man hat sie mit ihren Kindern ersäuft!" Der Graf wand sich im Stuhle und jammerte: „Ach, mein Rücken! Sie haben mir das Kreuz abgeschlagen — o weh! o weh!"

„Er ist ein Narr," sagte Jean, „und weiß daher gar nicht, was er spricht! Wir behandeln ihn wie ein kleines Kind. Aber dann und wann müssen wir ihn doch bestrafen, sonst ist mit ihm nicht auszukommen."

„Das ist ein empörender Frevel!" eiferte Postel; „wer ein unvernünftiges Thier mißhandelt, kann zur Verantwortung gezogen werden und Ihr wagt es, mit diesem Greis so schmählich zu verfahren? — Warum gebt Ihr ihm nicht einmal ein Bett zu seinem Lager?"

„Das verstehen Sie nicht," sagte Jean, „hierüber müssen Sie mit dem Kreisphysicus sprechen. — Was wir thun, muß recht sein."

„Ihr werdet sogleich erfahren, daß es anders ist! Der Graf wird Eurer Mißhandlung entzogen und Ihr werdet deshalb vor das Strafgericht gestellt."

Jean erschrack hierüber und sagte: „Das geht mich eigentlich gar nichts an, ich halte mich an die Vorschriften des Excellenz-Herrn, des Herrn Bruders des Wahnsinnigen."

Der Graf rief in gereiztem Tone: „Der ist ein Mörder! Er soll sich nur weiß brennen, wenn er es vermag! O dieser Kerl! Gebt mir meine Pistole, ich will ihm das Lebenslicht ausblasen!"

„Seien Sie ruhig, lieber Herr," sagte Postel, vor den Grafen hintretend und seine Hand ergreifend; „ich entziehe Sie der Gewalt dieser schlechten Menschen!"

„Ist es wahr?" lallte jener in Thränen ausbrechend, „o gebt mir nur geschwind meinen Zweispitz und meine Gallauniform, aber auf die Pistole vergeßt nicht, die muß ich haben, um mit diesem Schurkenkleeblatt fertig zu werden!"

Postel sprach zum Feldwebel und dieser befahl seinen Leuten, dem Grafen behilflich zu sein, damit er seinen Arrest verlassen könne.

Hermann erhob sich mit Hilfe derselben von seinem Stuhle und wankte, von ihnen an seinen Armen gehalten, gegen die Thüre.

„Fort! fort!" rief er dabei, „hier haust der Tod!"

„Was geschieht denn eigentlich?" fragte Jean.

„Das werdet Ihr nächster Tage beim Gerichte hören," antwortete Postel trocken.

„Sollen wir ihn nicht gleich mitnehmen?" fragte der Feldwebel, auf den Inspector zeigend.

„Nicht nöthig," antwortete Jener, „man wird ihn zu finden wissen! Er wird ebensowenig, als sein Herr, die

Excellenz, der strafenden Gerechtigkeit entgehen. Einen Hut und einen Mantel für den Grafen!"

Jean, welcher in das Bockshorn gejagt worden war, lief eilig fort und brachte die gewünschten Kleidungsstücke.

Hermann wurde in den Mantel eingewickelt, man setzte ihm den Hut auf und trug ihn, da er zu schwach war, um selbst auszuschreiten, aus dem Hause.

Die Nacht war nicht mehr so finster als vorhin, denn am östlichen Horizonte zeigte sich bereits das Licht des aufgehenden Mondes; man hatte den Grafen vor dem Hause des Zimmermeisters auf das dort befindliche Gebälke gesetzt, da die Kalesche des Wirthes noch nicht da war.

Postel stand vor ihm mit den Polizeisoldaten und suchte sein aufgeregtes Gemüth in Ruhe zu halten, indem er ihm freundliche Worte gab. Hermann war wirklich höchst aufgeregt.

„Was ist dort für ein Licht?" sagte er, über die Ebene hin nach dem aufgehenden Mond zeigend; „dort kommt gewiß mein Bruder mit dem Arzte, der mir den Kopf zersägen will! Stellt Euch nur vor mir hin, damit er mich nicht bemerkt!"

„Sie haben von Ihrem Bruder nichts mehr zu besorgen," sagte Postel, „er kommt auch nicht, wie Sie befürchten — Sie befinden sich unter dem Schutze des Gesetzes."

„Die Gesetze hat mein Bruder schon längst abgeschafft," entgegnete der Irre; „für uns hohe Herrschaften gibt es überhaupt keine Gesetze, und die Behörden sind nur deßhalb da, um das auszugleichen, was wir durcheinanderwerfen; geht doch ein wenig beiseite, da kommt meine kleine Hermine mit ihrem Brüderchen, — die Kinder sehen sehr gut aus und tragen weiße Kleider und einen Kranz von weißen Rosen, — Ihr seid liebe Engel,

wie schade, daß der Pfaffe Euch nicht auf meinen Namen taufen will! — Wo ist denn heute Euere Mutter? Ist das Wasser zu tief? Oder der Weg zu weit? — Sie zankt immer mit mir und hat auch ein gutes Recht dazu, — aber sie soll nur kommen! Es wäre gar traurig für mich, wenn sie sich nicht mehr um mich kümmern möchte."

Dieses und Aehnliches sprach der Irre und unterbrach seine Reden nur von Zeit zu Zeit mit schweren Seufzern, welche von seinen körperlichen Leiden herrühren mochten.

Der Wagen, mit Lichtern in den Laternen, rollte heran und Postel ersuchte die Polizei, den Grafen in denselben zu heben; dieß geschah denn auch.

Hermann erschrack, als man ihn anfaßte, und rief kläglich: „Schlagt mich todt, ich gehe nicht mehr zurück!"

„Keine Sorge, Herr Graf," entgegnete Postel, „Sie reisen von hier ab und Ihr Bruder Norbert soll es nicht erfahren, wohin Sie gehen."

„A la bonheur, das lass' ich mir gefallen," sagte der Graf, sich nach einer Seite hinlehnend. „O! hier werde ich gut schlafen! Vergeßt mir ja auf meine Kleinen nicht, der Pfaffe mag sagen was er will, es war ein angezettelter Handel."

„Soll ich Ihnen einen Mann mitgeben?" fragte der Feldwebel den Kreuzherrn.

„Wozu!" antwortete dieser. „Der Mann ist sanftmüthig, ich hoffe das Beste für ihn, wenn er in eine gute Pflege kommt. Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre Assistenz."

„Es ist meine Schuldigkeit gewesen, ich wünsche Ihnen glückliche Reise!"

„Ich danke Ihnen, Herr Feldwebel!"

Postel schlüpfte in den Wagen und setzte sich an die Seite des Grafen Hermann.

„Wohin soll ich denn fahren?" rief der Kutscher in das Coupé.

„Nach dem Hauptplatze in Baden, aber hurtig! Du hast ein gutes Trinkgeld zu erwarten! In einigen Minuten müssen wir auf dem Platze sein!"

„Schon recht," entgegnete Jener und hieb in die Pferde, welche hastig zu laufen begannen.

Der Irre verhielt sich ruhig, nur wenn der Wagen über einen Stein fuhr und dadurch erschüttert wurde, schrie er vor Schmerz kläglich auf.

„Nun war ich zum erstenmale im Feuer," sprach Postel bei sich, „und habe mich gut gehalten; aber der Kampf ist nur erst eröffnet! Unser Feind wird verzweifelt kämpfen, möge doch einmal das Recht glänzend siegen!"

Der neue Morgen brachte ein stürmisches Wetter. — Planken wurden von der Gewalt des Windes umgerissen und die Dachziegel flogen vom Freihofe herab auf die Straße, daß dieselbe an jener Stelle fast bedeckt war. Trotz dieses Sturmes kam eine elegante geschlossene Equipage herangerollt, welche in den Freihof einfuhr.

Se. Excellenz Graf Norbert war mit seinem Leibarzte und einem Barbiergehilfen gekommen, welcher ein Kästchen mit chirurgischen Instrumenten auf seinem Schooße liegen hatte.

Graf Hermann sollte trepanirt werden, um ihn durch Oeffnung seines Scheitels von dem Wasser zu befreien, welches die Ursache seiner Geisteskrankheit war.

Der Leibarzt Dr. Lanconi hatte das Wasser durch seine vorzügliche Diagnose entdeckt, nachdem Graf Norbert bereits von der Existenz desselben in dem Gehirne seines

Bruders eine dunkle Ahnung hatte und man kommt nun mit dem Trepan, um dem Grafen Hermann seinen Schädel zu öffnen. Diese chirurgische Operation, welche in den seltensten Fällen gelingt, sollte bei Hermann um jeden Preis jetzt vorgenommen werden. Sein theurer Bruder will es und hat auch versichert, daß er beim Mißlingen derselben nie wieder heiter gestimmt sein würde. —

Der gute, gemüthliche Bruder und der große Lanconi! — Bisher galt Letzterer nur für einen lächerlichen Charlatan, der aus Italien nach Wien gekommen war, um seine Geheimmittel gegen die Wuthkrankheit und gegen das Ausfallen der Haare sich privilegiren zu lassen. Man hätte ihm auch beinahe die Praxis entzogen, und zwar in Folge einer unglücklichen Operation, welche er an einer Schwangeren vorgenommen, die er für wassersüchtig hielt. Doch diesmal will er sich bei seiner Diagnose nicht geirrt haben und in dieser Voraussetzung hatte ihn der Cabinetsrath allsogleich zu seinem Leibarzt gemacht.

Graf Norbert hielt sich auch mit dem Chirurgen und Doctor nicht lange im Freihofe auf, seine Equipage kam nun zu dem richterlichen Gasthofe herangebraust und er stürmte in die Wohnung des Richters, dem er in vollster Wuth die Worte zurief: „Wo ist mein Bruder?" Jener antwortete wie Kain lakonisch: „Ich bin nicht der Wächter Ihres Bruders! Ein Polizeibeamter aus Wien war da, der ihn abgeholt hat; wollen Sie nähere Auskünfte erhalten, so fragen Sie sich hierüber bei der Polizei in Baden an."

„Wer hat das Recht, mir meinen Bruder zu entreißen?" rief Jener; „ich bin in größter Angst, daß der Wahnsinnige in schlechte Hände gerathen ist!"

„In schlechtere Hände als bei seinem Herrn Bruder kann er unmöglich kommen," antwortete der Richter. „Mir ist schon recht, daß diese Lumperei einmal aufgehört hat."

Graf Norbert zuckte auf das heftigste zusammen, er war mehr bestürzt als verletzt. „Also ein Complott gegen mich," sagte er hierauf; „nun, es wird sich schon zeigen, wer Recht behält!"

Graf Norbert fuhr nun mit seinem Begleiter nach Baden, um über die Fortführung seines Bruders dort Aufschlüsse zu erhalten. Der Polizei-Feldwebel wurde vorgerufen und rapportirte den Vorfall.

„Das ist doch seltsam," sagte Graf Norbert; „ich habe erst vor Kurzem mit dem Polizeipräsidenten gesprochen und kann mit Bestimmtheit sagen, daß derselbe keinen geheimen Polizeiagenten herausschickte, um mir meinen theuren Bruder der nothwendigen Aufsicht zu entziehen. Hatte der Agent hiezu eine specielle Ermächtigung? Doch was frage ich nur? Schriften lassen sich nachahmen und ich könnte darauf schwören, daß es ein falscher Polizeiagent gewesen sei, der die Polizeisoldaten dupirte."

„Das ist leicht möglich," antwortete der Polizeibeamte erzürnt, „warum haben Sie, Feldwebel, den Polizeiagenten nicht hieher gewiesen?"

„Ach, warum nicht gar!" antwortete Jener, „der war ja erster Kategorie, der hat mehr zu schaffen, als Sie, Herr Commissär! Ueberdies war es sehr gut, daß es geschehen ist, ich werde selbst zu Protokoll geben, in welchem jämmerlichen Zustande wir den theuren Herrn Bruder aufgefunden haben."

„Seine Behandlung war der ärztlichen Anordnung gemäß," entgegnete Norbert, und ich verlange hier nichts weiter zu erfahren, als wohin man den Wahnsinnigen gebracht hat und wie der geheime Agent geheißen."

„Eines wie das Andere weiß ich nicht," sagte der Feldwebel, „und wenn ich es auch wüßte, so möcht' ich es nicht sagen."

„Lassen Sie diesen Mann sogleich arretiren!“ rief Graf Finkenstein; „ich aber werde ohne Verzug zum Grafen Sedlnitzky fahren, um mit ihm hierüber Rücksprache zu nehmen; es ist entsetzlich, daß dieser gefährliche Irre gleichsam entsprungen ist. Ich sehe ein schwarzes Complott, — ich ahne einen unerhörten Betrugsfall!“

Norbert eilte davon und fuhr mit seinem Leibarzte nach Wien zurück, welcher es tief beklagte, daß ihm die Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu erproben, durch Schicksalstücke genommen worden sei.

Graf Norbert aber rief: „Das ist das Werk der aufgetauchten Betrügerin! Man muß diese Elende vernichten!“

Achtzehntes Capitel.

Das Landhaus am Grünberg bei Meidling.

Schon graute der Morgen, die Pferde trieften von Schweiß und noch hatte Western mit seinen Begleitern das Ziel nicht erreicht.

Der Irre lehnte in der Ecke des Wagens und regte sich nicht; er mochte vor Erschöpfung eingeschlafen sein.

Auch zwischen Postel und dem Pastor wurde kein Wort gewechselt.

Noch heulte der Sturm und hemmte durch seine Heftigkeit oft den eiligen Lauf der Pferde.

Western sah nun zum Fenster hinaus und sagte: „Noch einige Minuten und wir haben die Fahrt zu Ende gebracht. Der Wagen fuhr nun langsamer, es ging eine Anhöhe hinauf und Postel sah beim ersten Licht des Tages eine langgestreckte Villa im Renaissancestyle gebaut, nach welcher sich die Kutsche hinbewegte.

Nun hielt sie an. Der Kutscher sprang vom Bocke herab und öffnete das Thor in einer Ringmauer und lenkte dann Pferde und Wagen durch dasselbe. Man gelangte in eine Allee von großen alten Bäumen und dann auf den großen freien Platz und zu dem Thore der Villa.

Niemand kam dem Wagen entgegen, aus welchem nun Western und Postel stiegen.

Wie öde und unwohnlich sah es hier aus! Die hohen Fenster der Villa waren zum Theil in dem schlechtesten Zustande; der Sturm hatte hier ein leichtes Spiel gehabt, einige Fensterflügel herabzureißen und mit Glassplittern den Platz vor dem sandigen Eingange zu bedecken, welcher fast gänzlich vom Grase überwuchert wurde.

„Wohin bringen Sie den Kranken?" fragte Postel.

„In dieses Haus zur Frau von Lauber. Bleiben Sie einen Augenblick hier, ich werde bald zurück sein."

Western verschwand in das Haus und es währte nicht lange, so erschienen zwei Bediente, welche Postel meldeten, daß sie den Patienten in das Haus zu bringen haben.

„Ich will ihn wecken," sagte Postel, „da er schläft."

„Wozu denn das," sagte einer von den Bedienten, welcher den Grafen anblickte; „ich werde es versuchen, ihn langsam aus dem Wagen zu heben, er muß federleicht sein."

Jener Mann von großem Wuchs und starker Muskulatur faßte leise den Schläfer an und trug ihn nun wie ein Kind auf seinen Armen fort. Der Graf bewegte sich leise und sein Kopf fiel auf die Schulter des Mannes, welcher ihn trug und veränderte auch dort seine Lage nicht. Man brachte ihn in den Gartensalon, welcher durch die zum Theile mit Spalettläden geschlossenen Fenster von dem Morgenlichte nur matt erhellt wurde. Dort auf dem Divan wurde Graf Hermann niedergelassen.

Ein Wehlaut entrang sich seinen Lippen — seine Augen öffneten sich, aber schlossen sich im nächsten Augenblicke wieder und nun lag er so sanft und ruhig da, ohne daß ein Traum aus seiner schlimmen Vergangenheit ihn erschrecken mochte.

Die Bedienten zogen sich hierauf zurück und Postel ließ sich auf einem Stuhle nieder, den weiteren Verlauf der Dinge ruhig abwartend.

Leise öffnete sich nun die Thüre und eine ältliche würdevolle Dame, in einen einfachen Frauenschlafrock gekleidet, kam mit einer seidenen Decke, von Western gefolgt, heran und näherte sich mit leisen Schritten dem Schläfer — das war Herminen's Mutter. Sie war in sichtlicher Aufregung.

Als sie vor dem Lager des Grafen stand, da entfiel ihren zitternden Händen die Decke und schwere Thränen rollten ihr über die Wangen hinab. Sie hob jene Decke nun wieder auf und breitete sie über Brust und Füße des Schläfers — aber auch jetzt war sie in ihrem Gemüthe noch nicht beruhigt und ihren stummen Thränen folgte ein lautes Schluchzen.

Western ergriff sie sanft am Arme und führte sie aus dem Salon.

Wenige Augenblicke nachher kam der Pastor wieder zurück und ersuchte Postel, ihm zu folgen.

Er führte ihn in ein nett eingerichtetes Zimmerchen und sagte: „Ich ersuche Sie, sich mit dieser kleinen Wohnung zu begnügen. Hier sind Sie so gut wie zu Hause; Sie werden von Ihrer Reise ermüdet sein und es ist noch immer nicht zu spät, ein kurzes Morgenschläfchen zu machen."

„Ich bin nichts weniger als ermüdet," antwortete Postel, „und halte es für entsprechend, wenn ich mich

von hier entferne. Mein Wort habe ich gelöst. Bei Hermine's Mutter befindet sich nun der Graf von Finkenstein, und wird mit Gottes Hilfe in deren Pflege an Kraft gewinnen."

„Er ist schwer krank," sagte Western, „und man muß sich auf eine traurige Katastrophe gefaßt machen. Wir haben vielleicht den Grafen Hermann nur deßhalb hierher gebracht, daß er in der Mitte der Seinen aus dem Leben scheidet."

„Es kann auch eine Wendung zum Guten eintreten."

„Aber kaum eine derartige, welche zu einer glücklichen Lösung führen könnte; wenn Hermann auch eine zeitlang sein Leben noch fortfristet, so wird er kaum mehr seinen klaren Verstand erlangen."

„Ich bin einer entgegengesetzten Ansicht," antwortete Postel. „Was sich da ereignet hat, ist so erstaunlich, daß ich von dem Erfolge selbst überrascht bin; ich vertraue auf die ewige Vorsicht, welche sich in dem Walten der Geschicke so wunderbar manifestirt, um auch auf Erden Gerechtigkeit zu üben — ja das muß geschehen! Alle Bande der Gesellschaft wären schon längst gelöst, wenn nicht die Gottheit durch ihre Intervention die Triumphe der Nichtswürdigkeit vereiteln würde — was bisher geschehen ist, mußte geschehen! Ich wurde gewaltsam nach einer Richtung fortgerissen, gegen welche ich mit allen Kräften mächtig ankämpfte — meine Gesinnungen wurden verändert und was ich haßte, muß ich nun lieben — das geht über das Maß des Natürlichen hinaus!"

„Mein werther Freund," sagte der Pastor, „es gibt eine leitende Hand für die Geschicke der Einzelnen sowohl, als für die, ganzer Völker. Mit der Freithätigkeit des Menschen sieht es eben nicht so brillant aus, als man im ersten Augenblicke wähnt, und wenn in den vorgezeichneten

Bewegungen der Dinge eine störende Entgleisung eintritt, wird diese durch die innere Kraft und gewaltsame Anstrengung von selbst beseitigt. So auch hier! Und deßhalb müssen wir auch zugreifen, um die moralischen Mängel zu heilen, ob wir es eben wollen oder nicht! Wir würden jedoch in arge Irrthümer verfallen, wenn wir uns der Ueberzeugung hingeben, daß dieser Kampf, welcher hier nothwendiger Weise zu Ende geführt werden muß, nur einen für den Betreffenden günstigen Verlauf nehmen kann.

„Der Anstoß ist einmal gegeben und die gestörte Ordnung wird jedenfalls hergestellt. Das „Wie" ist den unerforschlichen Rathschlüssen der Gottheit anheimgestellt, und es kann geschehen, daß wir alle der Vernichtung anheim fallen, ohne daß uns Klarheit geworden ist oder auch nur im letzten Augenblicke das beruhigende Bewußtsein, das erreicht zu haben, was wir anstrebten!"

„Wie es auch sei," antwortete Postel, „was ich für gut und recht halte, das werde ich um jeden Preis durchzuführen suchen, einem solchen Feinde gegenüber ist die List erlaubt, ja sogar geboten, wenn man etwas erreichen will; meinen guten Muth hab' ich nicht verloren, und ich erkenne es klar, daß es großer Ausdauer bedarf, wenn man bedeutende Erfolge erringen will."

„Sie bleiben also hier?"

„Das heißt nur für den Fall, als Sie dies für unumgänglich nothwendig halten."

„Mein lieber Postel, ich bin nicht Ihr Commandant, handeln Sie weiter nach Ihrem Ermessen."

„Es muß ein Commandant da sein," entgegnete Jener, „denn ohne einen bestimmten Plan und ohne Einheit in der Sache läßt sich nichts durchführen."

„Da haben Sie recht, mein Herr; doch ich will mich nicht zum Haupte jener Unternehmung aufwerfen, um nicht

die Verantwortlichkeit eines möglichen Mißerfolges tragen zu müssen, und meine, daß sich der gemeinsame Plan wohl am Besten durch einen gemeinsamen Entwurf der Agirenden feststellen ließe, und in diesem Falle wäre es gut, wenn Sie sich nicht jetzt von hier entfernen würden. Der Sohn des Hauses, Herminens Bruder, ist jedenfalls der wichtigste Factor in unserem Kalkül, man muß ihn anhören und sich mit ihm verständigen; für den Augenblick jedoch kann dies nicht geschehen, denn er befindet sich nicht zu Hause."

„So werde ich denn auf seine Ankunft warten."

„Ich kehre nun zu den Frauen zurück", sagte Western, „um sie zu beruhigen und ihren Muth zu stärken — Sie werden mir nicht dahin folgen — nicht wahr, Sie werden es nicht?"

„Nein, Herr Pastor! Hermine weiß, daß Sie hier sind, sie hat Sie vielleicht wohl auch aus dem Fenster gesehen! Aber sie weiß es auch bereits, daß ihr Bild einen mächtigen Zauber auf Sie geübt, und daß es höchst nothwendig sei, daß sie sich von Ihnen fernhalte."

„Nothwendig, mein Herr? Weshalb?! Glauben Sie, ich bin ein Don Juan?!"

„Suchen wir im Inneren Frieden zu halten, um nach Außenhin kräftig wirken zu können."

„Herr Pastor, ich werde nie vergessen, daß ich ein katholischer Priester bin. Es berührt mich unangenehm, daß Sie Hermine von Dingen berichtet haben, die für sie doch eigentlich hätten ein Geheimniß bleiben sollen."

„Lieber Postel, ein kluger Freund läßt es vorzeitig an der guten Warnung nicht fehlen. Ihr sollt mir nicht mit dem Feuer spielen, damit die Leidenschaften nicht, schlecht behütet, in einen unheilvollen Brand gerathen. Hermine wird sich von Ihnen so viel wie möglich ferne halten und Sie werden gleichfalls bestrebt sein, ihre Nähe zu vermeiden;

ein muthiger Entschluß, ein kräftiger Wille und die gefährliche Klippe ist glücklich umschifft."

„Sie meinen es ehrlich mit mir", sagte Postel, die Hand des Pastors drückend. „Ich danke Ihnen, mein Herr!"

Western ging — und Postel sprach mit einem schweren Seufzer zu sich: „Es ist eine große Pein, in Herminens Nähe zu athmen und sie nicht sehen zu dürfen; ob das zu meiner Ruhe beiträgt, zu wissen, daß Hermine sich vor mir fürchtet und daß sie die Schwäche meines Herzens kennt? Nach den Eröffnungen, welche der Pastor gemacht hat, muß sich Hermine von mir, wie von einem Pestkranken ferne halten, und wenn ich hier jahrelang weilen würde, werde ich sie doch nicht begegnen." — Traurig senkte sich das Haupt des Kreuzherrn und in diesem Augenblicke war es, als sich leise die Thür öffnete und eine Frauengestalt in das Zimmer schlüpfte, deren sanftes schelmisches Lächeln den Geistlichen auf die Vermuthung bringen mußte, daß ihr bekannt sei, was zwischen ihm und Western gesprochen worden.

Hermine stand vor ihm!

„Willkommen! hochwürdiger Herr", sagte sie lächelnd, indem sie ihm ihre Hand bot, „ich hätte nicht gedacht, daß ich Sie jemals wieder sehen werde."

„Auch ich nicht", entgegnete Postel, welcher die gebotene Hand beinahe mit Aengstlichkeit ergriff, „ich habe mich damals in mein Stift zurückgezogen und mir gelobt, daß ich an das Fräulein vergessen wolle, welches mich so großmüthig in meiner Krankheit gepflegt hatte. Aber über den Sternen war es anders geschrieben! Mein Prälat hat mich Ihnen gleichsam nachgesendet."

„Es ist gut, daß Sie gekommen sind," sagte Hermine, „denn erst durch Ihr Eintreten in unser Bündniß

wurde etwas Ersprießliches geleistet, ich weiß es, daß wir es Ihnen allein verdanken, den Vater bei uns zu haben."

„Ich handelte wie ich mußte, mein Fräulein, und habe es mir zugeschworen, meine ganze Kraft einzusetzen, damit Sie zu Ihrem Rechte gelangen."

„Sie sind gut, mein Herr! Sie sind unendlich gut," sagte Hermine. „Western hat Ihren Charakter verkannt, obwohl er Ihren Eifer für unsere Sache rühmlich anerkannte — denn er warnte mich vor Ihnen! Der gute Pastor sieht am hellen Tage Gespenster, mein Herz beachtet nicht diese Warnung, wir kennen uns besser, als uns Western kennt! Ist es nicht so, hochwürdiger Herr?"

„Ja, so ist es!" entgegnete Postel, während seine Hand die des Fräuleins sanft drückte und dann losließ.

„Sie sind ein katholischer Priester, welcher, von dem Beispiele des Erlösers erbaut, sich für seine Mitmenschen opfert, um das Unglück derselben zu beschwören und sie auf die Pfade des Heiles zu leiten! Was bin ich anders als Ihr Schützling, welcher mit kindlichen Gefühlen sich dem frommen Manne anschließt, der für mich wie ein Vater, wie ein Bruder sorgt?"

„Das will ich auch, mein Fräulein. Gott wird mir Kraft und Muth verleihen, damit mein Wille nicht durch Herzensschwäche gelähmt werde."

„Das haben wir wahrlich nicht zu befürchten," antwortete Hermine; „ein Mann wie Sie, welcher jeden Gedanken sogleich den Freunden gegenüber ausspricht, wie er entsteht, der kann auch denselben nie gefährlich werden. Ja, diese Offenheit ist es, welche mich in hohem Grade an Sie fesselt. Western mag es wissen, daß ich Ihrem Herzen nicht gleichgiltig bin, doch er soll es nun aber auch erfahren, daß es ein erhabeneres Gefühl gibt, als sinnliche Liebe, und daß das Bündniß der wahren Freundschaft

erhebend auf die Geister und Seelen einwirkt. Diese Art von Zuneigung befleckt keinen Charakter und verstoßt wohl auch nicht gegen Ihr heiliges Gelübde."

„Wahrlich nein, mein Fräulein!" rief Postel begeistert, „ich fühle mich in Ihrer Nähe so wohl, so glücklich, daß ich gar keinen anderen Wunsch in meinem Herzen trage, als vor Ihnen dies jede Minute auszusprechen; ich bin Ihnen ergeben von ganzem Herzen, ich will für Sie kämpfen, für Sie sterben!"

In diesem Momente öffnete sich die Thüre und Western trat mit Herminens Bruder in das Zimmer.

Der Pastor war überaus frappirt, das Fräulein bei Postel zu treffen und warf den Beiden einen strengen Blick zu, den Hermine mit einem sanften Lächeln erwiderte.

Arnold Finkenstein, welcher sich zum Gehen eines Stockes bediente, da er noch immer an den Folgen seines Beinbruches litt, ging auf den Kreuzherrn zu und umarmte denselben.

„Ich habe von Ihnen so viel Gutes gehört", sagte er, „daß ich den Zufall preise, der Sie zu uns geführt! Ich hoffe, unserem vereinten Streben wird es gelingen, meine nichtswürdigen Oheime ihrer Schuld zu überweisen."

„Rechnen Sie völlig auf meinen Eifer, meine Ergebenheit," antwortete Postel.

„Und nun wollen wir Kriegsrath halten," nahm Western das Wort, „man muß rasch und mit Entschlossenheit handeln, denn Fortuna, die uns jetzt begünstigt, könnte nächster Tage ihr Antlitz von uns abwenden und unser gewagtes Spiel durch ihre Mißgunst vereiteln."

„Dann werde ich mich zurückziehen," sagte Hermine. „Doch bevor ich gehe, erlaube ich mir noch eine Meinung auszusprechen, welche mir aus dem Herzen fließt, und sich

nicht zurückhalten läßt: Meine Herren, ich bitte es reiflich in Ueberlegung zu ziehen, ob der Preis des Sieges mit dem Wagniß, den derselbe kostet, im Einklange steht? Wir ringen um einen Grafentitel, wir setzen Alles auf das Spiel, um in eine Familie einzudringen, welche uns voll Haß und Mißgunst ausgestoßen; diese Sache muß umsomehr auffallen, da wir eine republikanische Erziehung genossen haben, und noch dazu in einem Lande, wo solche Dinge auch nicht den geringsten Werth haben; stürzt Euch in keine weitere Gefahr und erspart es uns Frauen, den schwersten Sorgen sich ferner hinzugeben. Man könnte in diesem Kampfe viel mehr verlieren als gewinnen, das mögt Ihr bedenken!"

„Liebe Schwester," entgegnete ihr Arnold, „ich müßte vor mir selbst schamroth werden, wenn es mir darum zu thun wäre, nach Vorrechten zu streben, welche nicht in der Menschennatur liegen und nur von Despoten geschaffen wurden, um die Eitelkeit der Menschen zu fesseln und die Thorheit zu glorificiren — wir werden es vielleicht noch erleben, daß diese Standesvorrechte bei erweiterter Aufklärung und Humanität ebenso abgeschafft werden, wie der Sklavenhandel, die Hexenprocesse und ähnliches lächerliches Zeug! Für Erlangung solcher Thorheiten kämpfen wir nicht — wohl aber für die Wiederherstellung der gekränkten Ehre unserer Mutter, und ich heiße jene braven Männer willkommen, die mir in diesem Strauße als Bundesgenossen zur Seite stehen!"

„So möge Euch denn der Himmel auf Euerem weiteren gefahrvollen Wege schützen," sprach Hermine mit einem schweren Seufzer begleitet. „Vielleicht ist auch der Begriff von verletzter Ehre ebenso falsch, wie alle andern Güter, die da als unvergänglich gepriesen werden — doch handelt als Männer."

Hermine entfernte sich aus dem Zimmer.

Die drei Herren setzten sich und Arnold begann: „Da ich von Hermine weiß, daß unser Freund, Herr Postel, die Leidensgeschichte meiner Mutter vollständig kennt, so will ich ohne weitere Einleitung sogleich von unseren nothwendigen Bestrebungen sprechen. Nachdem jener Jäger bereits gestorben ist, welcher unsere Mutter sowohl als mich und Hermine ermorden sollte, uns aus Mitleid jedoch entrinnen ließ, so haben wir uns vor Allem an jenen Hauptmann Reindel zu halten, damit wir ihn bewegen, es vor Zeugen zu bekennen, daß er unsere Mutter, vom Grafen Norbert bestochen, des Ehebruches falsch angeklagt hatte. — Dieser Mann wurde heute bereits nach der Festung Munkacs als Strafgefangener abgeführt und wir haben uns vor allem mit der Frage zu beschäftigen, wie wir es anstellen müssen, zu jenem Reindel in das Staatsgefängniß zu gelangen."

„Da gibt's keinen andern Weg," sagte Pastor Western, „als ihm nachzureisen und dieß will ich thun."

„Besser wär's, wenn ich diese Aufgabe übernehmen würde," nahm Postel das Wort; „denn ich habe die Bekanntschaft der Schwester des Festungscommandanten von Munkacs gemacht und kann mich der Hoffnung hingeben, durch ihre Intervention zu Reindel leicht zu gelangen."

„Sie sind ein wahrer Deus ex machina," sagte Arnold, „woher kennen Sie jene Schwester?"

Postel erzählte nun von seiner Verhaftung, vom jungen Baron, dessen erhaltenen Aufträgen und jener Dame, welche er in Folge derselben besucht hatte. „Meine Herren," setzte er dann hinzu, „das Schicksal begünstigt uns somit wunderbar, ich gehe ohne weiters sogleich nach Munkacs, was auch um so nöthiger, da hier meine Sicherheit in Folge der Befreiung des Grafen Hermann gefährdet ist;

einer von den Herren wird sich indeß der hinterlassenen Papiere jenes ehemaligen Jägers, der als Baron Donner gestorben ist, bemächtigen und deßhalb will ich Ihnen auch die darauf bezüglichen Papiere des Sohnes jenes Mannes übergeben."

„Diese Sendung übernehme ich," sagte Arnold, „vielleicht befindet sich bei diesen Papieren ein Document, welches sich auf diese Angelegenheit bezieht."

„Dann bleibt für mich nichts anderes zu thun übrig," sagte Pastor Western, „als jenen Personen nachzuspüren, welche daran Schuld tragen, daß der ehemalige Pfarrer von Mariabrunn es ausgesagt, die Gräfin von Finkenstein habe es ihm in der Beichte bekannt, ihre Kinder zufolge eines Ehebruches geboren zu haben. Der alte Pfarrer lebt noch und zwar im hiesigen Augustinerkloster; doch ist er völlig geistesschwach geworden und lebt nur dann auf, wenn man mit ihm Karten spielt, — für andere Dinge hat er keinen Sinn."

„Somit sind unsere Rollen ausgetheilt," sagte Arnold, „und wir können hiemit die Action beginnen, ohne Gefahr zu laufen, uns einander in unsern Plänen zu kreuzen; ich glaube aber, weiters haben wir nicht zu verhandeln; was meinen Vater betrifft, so müssen wir die Genesung desselben Gott anheim stellen und uns der Hoffnung hingeben, daß es uns auch ferner gelingen wird, hier auf dieser Villa unerkannt zu leben! Mein väterlicher Freund, der Pastor Western, hat hierin Vorzügliches geleistet. Niemand kann es ahnen, daß unter dem Namen der Frau v. Lauber meine Mutter sich verbirgt! Und wenn auch die forschende Polizei, von den Brüdern meines Vaters getäuscht, für diese auch ferner eifrig Partei nimmt, so ist doch die Möglichkeit geboten, aus diesem gefährlichen Kampfe als Sieger hervorzugehen." Die Verbündeten reichten einander die

Hände und ein Druck derselben bekräftigte das gegenseitige Uebereinkommen.

Der Kreuzherr speiste am Familientische und erfuhr aus den Mittheilungen des Pastors, der an seiner Seite saß, wie es denn gekommen sei, daß zwischen ihm und der Frau von Finkenstein ein enges Freundschaftsbündniß bestehe. Der Bruder dieser Dame, zu welchem dieselbe einst mit ihren Kindern Zuflucht genommen, war mit der Tochter jenes Western in Pensylvanien verehelicht, und Hermine hatte den größten Theil ihres Unterrichtes und ihrer Erziehung ihrem Großonkel zu verdanken. Es herrschten somit enge Beziehungen zwischen Hermine und dem Pastor, daher gebührte ihm auch das Recht, in allen Angelegenheiten des Hauses ein Wörtchen mitzusprechen und als Mentor Herminen gegenüber aufzutreten.

Herminens Mutter hielt sich nur für Augenblicke bei Tische auf, denn sie widmete ihre ganze Sorgfalt und ihr Interesse jenem Mann, der sie sammt ihren Kindern so grausam verstoßen und verkündete es nun den Anderen, daß der Graf bereits aufgewacht sei und sich so kräftig fühle, daß er sogar schon das Lager verlassen habe. Die Kinder eilten mit der Mutter zu dem Vater und auch Western und Postel folgten ihren Schritten.

Der lange Schlaf ohne jede Unterbrechung hatte den Irren überaus erquickt. In seinem blassen, fast leichenartigen Antlitze konnte man ein sanftes Lächeln wahrnehmen.

Er plauderte und zwar mit einem Dienstmädchen des Hauses, welche bei seinem Erwachen eben in seiner Nähe beschäftigt war und faßte hierauf seine Frau scharf in's Auge.

„Was will denn diese Matrone?" fragte er leise, „haben wir uns denn nicht schon irgendwo gesehen? In

längst vergangenen Tagen, als ich noch ein großer Herr war! O meine Gute, es ist so Vieles, Vieles anders geworden! Und ich besitze eine eiserne Kraft, dies Alles ertragen zu können!"

Nun bemerkte er Hermine und rief mit Lebhaftigkeit, jedoch ohne zu erschrecken: „Meine Frau! und wie gut sie heute ist! Blickt sie mich doch so mild lächelnd an, als wenn sie mir vergeben wollte."

Der alte Herr faltete wie zum Gebet die Hände und lispelte: „O Du Heilige! Im Engelsglanze der Tugend und Schönheit nimm mich mit Dir in Dein krystallenes Haus und laß mich nur ein einziges Mal noch meine schönen, meine so lieben Kinder schauen; flieh' nicht, ich habe schon dem Kaiser gesagt, daß meine beiden Brüder gar große Schurken sind und der Kaiser wird sich unserer annehmen! O komm, komm! Da Du heute so gut bist, möchte ich Dich ganz nahe bei mir haben."

„Mein armer Vater!" sprach Hermine leise mit höchst bewegter Stimme, während Thränen in reicher Menge ihren Augen entströmten, „mein guter armer Vater! Fasse Muth, Gott wird uns helfen!"

„Vater nennst Du mich?" sagte der Graf. „O da hast Du recht! Du blühst in ewiger Jugend, während mein Lebensbaum verdorrt! O, entweiche nicht, mein schöner Traum, Du bist nur Duft, welcher vor meinem Hauche entschwindet!"

„Berühre mich, Vater, ich lebe!" sagte Hermine und ergriff selbst seine Hand.

„Wahrlich, Du lebst!" entgegnete der Irre, auf das freudigste überrascht. „O sprich! wie hast Du es denn angestellt, um Dich wieder zu verkörpern?"

„Soll ich ihm Alles sagen?" fragte Hermine leise, sich zu dem Pastor wendend.

„Schone ihn jetzt", entgegnete dieser, „er ist noch zu schwach."

Der Bediente trat ein und sprach mit Western und mit Postel; er gab bekannt, daß die Kutschen zur Abreise der Letzteren bereit seien.

Der Kreuzherr ehrte die Gefühle der tiefsten Rührung jener unglücklichen Familie und zog sich von derselben zurück, ohne sich von ihr zu verabschieden. An der Thüre blickte er noch einmal nach Hermine zurück, um sich ihr Bild ja fest in seine Seele einzuprägen und dann ging er mit Western hinaus, welcher ihm eine Rolle von Dukaten in die Hand drückte. „Reisen Sie mit Gott," sagte er, „und erfreuen Sie uns bald mit einer guten Nachricht!"

„Hoffen Sie auf die Genesung des Irren?" fragte der Kreuzherr.

Western zuckte die Achseln und entgegnete nachdenklich: „Die Bande seines Geistes wird wohl erst der Tod zerreißen! Doch was ist bei Gott nicht möglich! Wie es auch sei — wir schreiten muthig vorwärts und überlassen alles Uebrige dem Walten der ewigen Vorsehung."

Die beiden Priester drückten sich die Hände und schieden von einander.

Postel stieg in die Kutsche und schon hatte er die Villa verlassen.

Das Wetter ist unfreundlich, der Regen fällt in Strömen und wird von dem Winde an die Fensterscheiben der Kutsche geworfen; welchen Gefahren gibt sich Postel preis?! Schon hatte er das Gelübde des Gehorsams, welchen er seinen Oberen schuldig ist, gebrochen! Nicht einmal die Briefe, nicht Einen der vielen Aufträge des Probstes hatte er besorgt, er stürzt sich in ein tolles Wagniß und hat dafür keinen Lohn zu ernten! Und doch

schleppt ihn das Verhängniß mit ehernen Ketten weiter dahin und sein Verhängniß heißt Hermine!

Neunzehntes Capitel.

In Munkacs.

Nach einer langen beschwerlichen Reise hat er die Festung erreicht, wohin der ehemalige Hauptmann Reindel als Staatsgefangener gebracht worden sein sollte. Er hat ihn auf seiner Reise, mit schweren Ketten belastet, auf einem von Dragonern escortirten offenen leichten Wagen gesehen und ist ihm vorangeeilt, um die Dinge, die sich entwickeln sollen, in Munkacs vorzubereiten. Nur bis in die Nähe der ungarischen Grenze hat ihn der Kutscher der Frau von Finkenstein gebracht, worauf er die Grenze zu Fuß überschritt, in der Hoffnung, daß man ihn ohne um einen Paß zu fragen, passiren lassen werde. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuscht! Man respectirte die Abzeichen seines geistlichen Standes, grüßte ihn freundlich, ohne ihn um einen Paß zu befragen.

Von Preßburg fuhr der Kreuzherr theils mit der Post, theils mit eigens gemietheten Fuhrwerken, wodurch er auch trotz der großen Wegesstrecke schon am vierten Tage seiner Abreise von Wien in Munkacs, einem elenden Marktflecken an den südlichen Ausläufern des Karpathengebirges, frisch und gesund eintraf. Die Festung Munkacs liegt außerhalb der Ortschaft auf einem hohen steilen Felsen und hat in Bezug auf ihre strategische Bedeutung sowie ihre fortificatorischen Anlagen eine Aehnlichkeit mit Kufstein, da jene wie dieses eine in das Land führende Thalstraße beherrscht.

Postel kehrte in einem Wirthshause ein, und erkundigte sich dort über den Charakter und die Eigenschaften des Festungs-Commandanten.

„Es ist ein braver Herr," sagte der Wirth. „Bei dem haben die Gefangenen sowohl als die Soldaten keine guten Tage, und das ist jedenfalls gut für uns Bürger. Er sieht es ungern, wenn das Militär in den Markt hinab geht und hier die Wirthshäuser besucht, was mir auch lieb ist, da es früher immer zwischen dem Militär und der hiesigen Einwohnerschaft Händel gegeben hat. Der Officier, der mit einem Civilisten spricht, ist schon verlesen und die Gefangenen werden so kurz gehalten, daß alle Augenblick sich einer aus Verzweiflung das Leben nimmt! Und das ist auch gut, wozu füttert man solche Leute?"

Das war eben keine gute Neuigkeit für Postel, denn nach diesen Schilderungen war der Festungscommandant ein schroffer und unfreundlicher Mann, von dem es sich nicht voraussetzen ließ, daß er selbst zu dem kleinsten ungesetzlichen Unterschleife die Hand bieten werde.

„Wissen Sie nicht," fragte Postel den Wirth, „ob sich Frau von Somonyi hier bei ihrem Bruder aufhält?" —

„O ja!" antwortete Jener, „sie ist seit einigen Tagen hier und kommt fast täglich in den Markt herunter, wie ich aber gehört habe, wird sie nicht lange hier bleiben. Das Geschwisterpaar verträgt sich nicht miteinander."

Auch das lautete nicht erfreulich. Postel hatte gewünscht, daß der Commandant von seiner Schwester beherrscht werde, denn mit dieser glaubte er leicht in der erwähnten Angelegenheit sprechen zu können. Er ging in sein Zimmer und machte Toilette, denn er hatte die Absicht, die Entscheidung in Beziehung auf die mögliche Durchführung seines Projectes nicht lange hinaus zu verschieben.

Noch war er keine Stunde in dem Orte, so machte er sich bereits auf den Weg nach der Festung. Als er fast zwei Drittel des Bergpfades zurückgelegt hatte, bemerkte

er ein Frauenzimmer, das seiner Kleidung nach dem besseren Stande angehörte und mit schnellen Schritten den steilen Weg herab kam. — Welche frohe Ueberraschung für Postel — es war Frau von Somonyi, mit welcher er in Wien gesprochen hatte. Wie erwünscht war es dem Geistlichen, daß dieselbe keine Begleitung hatte, denn er konnte sie nun ohne Zeugen sprechen und ihr zugleich anvertrauen, was ihm auf dem Herzen lag. Postel trat ihr nun in den Weg und begrüßte sie auf das Freundlichste.

Frau von Somonyi sah ihn verwundert an und richtete an ihn die Frage:

„Was führt Sie denn, hochwürdiger Herr, hieher?"

Der Kreuzherr steigerte die Ueberraschung der Dame, indem er ihr bekannt gab, daß er hieher gekommen sei, um eine gute, jedoch ungewöhnliche That hier in Vollzug zu setzen und daß er dabei auf ihre Mitwirkung zähle; er bat hierauf Frau v. Somonyi, sie auf dem Wege begleiten zu dürfen, da er ihr Vieles mitzutheilen habe, um die Situation ihr klar zu machen.

„Hochwürden," antwortete Jene, „ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich weder Zeit noch Lust habe, mich mit fremden Angelegenheiten zu befassen; doch wenn sie darauf bestehen, mir Eröffnungen machen zu wollen, so thun Sie dies hier und sogleich."

Dies that auch Postel; mit einer glücklichen Beredsamkeit sprach er von dem unglücklichen Lose der Gräfin Finkenstein und ihrer Kinder, welche in Folge der gegen sie von Hauptmann Reindel erhobenen Anklage als Ehebrecherin mit ihren Kindern von ihrem getäuschten Gatten aus dessen Hause gestoßen worden sei und ehe ein Viertelstündchen verging, so wußte Frau v. Somonyi bereits, wie sich jene Dinge weiter gestaltet und kannte auch das Vorhaben des Geistlichen. Er ersuchte sie um ihre Mithilfe,

und meinte, daß er dann auf einen glücklichen Erfolg hoffen könne, wenn sie dies ihrem Bruder mittheile und bei ihm Theilnahme für das Loos der unglücklichen Familie zu erwecken suche.

(Zu Seite 180.)

„Hochwürden," antwortete Frau v. Somonyi, „Sie haben sich weder an die richtige Person gewendet, noch die richtige Zeit für die Realisirung Ihrer Pläne gewählt;

ich habe mich mit meinem Bruder überworfen und er ist so erzürnt gegen mich, daß er gerade das Gegentheil von dem thun würde, was ich ihn ersuche, und dieser Zwist läßt sich durch nichts ausgleichen; er ist eine Folge meines früheren Verhältnisses mit jenem Baron Donner, worüber er durch andere, mir feindselige Menschen genau unterrichtet ist. Wenn Sie von ihm etwas erreichen wollen, so können Sie dieß höchstens nur dann, wenn Sie Schlechtes über mich sprechen. Uebrigens liegt es gar nicht in dem Charakter meines Bruders, auf Ihr Ersuchen einzugehen und Ihnen Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Sträflinge, der hier zu erwarten ist, zusammen zu kommen, und überhaupt Ihnen bei der Ausführung Ihrer Pläne Vorschub zu leisten. Er ist ein alter Soldat, der sich genau nach seinen Vorschriften hält, und dessen starres Herz gar nicht zugänglich ist. Sein übertriebener Soldateneifer und sein falsches Ehrgefühl schweift schon in das Lächerliche. Sie werden bei ihm gar nichts erreichen."

„Wie, ich sollte, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, umkehren?"

„Gehen Sie hinauf zu meinem Bruder und sprechen Sie mit ihm. Sie werden sich nicht lange bei ihm aufhalten und wir werden uns wahrscheinlich auf diesem Wege begegnen — und jetzt Adieu, mein Freund, ich habe Eile, denn noch heute will ich von hier abreisen!"

Frau v. Somonyi setzte, ohne auch nur auf eine Antwort zu warten, mit hastigen Schritten ihren Weg weiter fort.

Postel blickte ihr lange nach und überlegte, was er nun thun solle. — „Versuchen muß man es," sagte er zu sich; „nach dem was ich gehört habe, kann bei dem Festungs-Commandanten eine offene Darlegung des Sachverhaltes nichts helfen, doch meine Hoffnung ist noch immer nicht niedergebeugt — versuchen wir es durch List, hier etwas zu

erreichen — nein — nein, ich kann es nicht glauben, daß ich unverrichteter Dinge hier abziehen soll!"

Postel stieg den steilen beschwerlichen Weg, der zu der Festung führte, weiter empor und gelangte zu den Vorwerken, wo er von dem aufgestellten Posten mit: „Halt wer da?!" angerufen wurde; aber als er diesem sagte, daß er sich zu dem Festungscommandanten begebe, ließ ihn dieser passiren. Kaum hätte er jedoch noch an hundert Schritte zurückgelegt so wurde ihm von Neuem von einem Wachtposten „Halt!" zugerufen, der auf seine Antwort laut seine Stimme erhob, einen Vorgesetzten von der Ankunft eines Fremden zu verständigen. Zum Festungsthore, das sich nun erst öffnete und augenblicklich schloß, kam eine Patrouille heraus, welche, als sie vor Postel stand, ihre Musketen mit den gefällten Bajonetten gegen seine Brust richtete und an ihn die Frage stellte, was er hier zu suchen habe.

Seine Antwort, daß er den Festungscommandanten dringend zu sprechen habe, war hier nicht genügend; er mußte seinen Stand und Namen angeben und wurde auch um den Grund befragt, weshalb er die Absicht habe, den Festungscommandanten zu sprechen. Erstere Frage beantwortete Postel wahrheitsgetreu, in Bezug auf die Letztere jedoch sagte er, daß dies ein hochwichtiges Geheimniß sei, welches er nur dem Festungscommandanten anvertrauen könne. Der Führer der Patrouille schrieb dies mit Bleifeder auf ein Pergamenttäfelchen und schickte dann einen Mann mit demselben nach der Festung.

Es verging längere Zeit, bis endlich die Antwort schriftlich zurückkam und diese lautete insoferne für Postel günstig, da ihm der Patrouillenführer mittheilte, daß er ihn zum Herrn Commandanten zu escortiren habe.

So gelangte Postel in die Festung.

Nachdem er zwischen hohen alterthümlichen Mauern einige hundert Schritte weiter zurückgelegt hatte, führte man ihn in ein einstöckiges Haus, vor welchem ein Wachtposten stand und endlich hatte er den Oberstlieutenant von Baraniay, den Commandanten der winzigen Festung Munkacs, vor sich.

Sein Anblick konnte Postel nicht zu guten Erwartungen beruhigen, er war ein Mann von sechzig Jahren, der in steifer militärischer Haltung ihn finster anstarrte, und nachdem sich die Wache entfernt hatte, barsch die Worte entgegenrief: „Was wollen Sie von mir, hochwürdiger Herr?!"

„Ihnen mein Creditiv überreichen," entgegnete der Kreuzherr und zog jenes Document hervor, welches er von dem Grafen Sedlnitzky zu seinem Ausweise erhalten hatte. —

Baraniay prüfte mit Genauigkeit die erhaltene Schrift, während er eine der Spitzen seines langen borstigen Schnurbartes drehte, gab dann dieselbe wieder zurück und sagte minder unfreundlich: „Es ist gut. Doch was weiter?"

„Ich habe den geheimen Auftrag erhalten," antwortete Postel, die Gesinnungen jenes Uebelthäters, Hauptmann Reindel auszukundschaften, welcher wegen dem verübten Attentate an der königlich ungarischen Majestät — dem kaiserlichen Kronprinzen als Gefangener nach der Festung Munkacs gebracht wurde."

„Was ist das?" rief Baraniay mit Heftigkeit auffahrend, „welche schwarze Verrätherei ist hier im Spiele? Ich habe den Reindel nicht hier!"

„Er befindet sich auf dem Wege hierher," entgegnete Postel, „und wird wahrscheinlich heute Abends hier eintreffen."

„Auf den freu' ich mich," entgegnete Baraniay, „den Kerl werd' ich hauen lassen, daß ihm das Fleisch von den Knochen fällt!"

„Es kommt mir nicht in den Sinn, dem Herrn Festungscommandanten Rathschläge zu ertheilen," sagte Postel, „aber ich vermuthe, daß eine schlechte Behandlung den Attentäter noch halsstörriger und trotziger machen würde, als er ohnehin ist; deshalb wurde auch der listige Plan in Vorschlag gebracht und angenommen, mich hieher zu senden, damit ich es versuche, ihn auszukundschaften, ohne daß er es merkt und ich glaube, daß sich dies am leichtesten dadurch erreichen läßt, wenn ich zu ihm als Gefangener gesperrt werde."

„Was wollen sie denn eigentlich auskundschaften?"

„Man vermuthet, daß Reindel zu jenem abscheulichen Attentate angestiftet worden sei und wünscht seine Mitschuldigen kennen zu lernen."

„So steht es bei uns!" rief der Commandant mit großer Lebhaftigkeit, „dann will ich meine Sicherheitsmaßregeln verdoppeln; das Land wimmelt von Malcontenten und es möchte mich gar nicht wundern, wenn der Aufenthalt jenes Reindel's auf meiner Festung dieses nichtswürdige Gesindel zu einem Angriff auf meine Veste verleiten würde. Aber ich werde diese Elenden mit Kartätschen niederdonnern und sogleich Munkacs bombardiren, denn dort wohnen die Aergsten von Allen!"

„Und das ist höchst weise," sagte Postel; „Se. Majestät kannte den Mann, welchem er diese höchst wichtige Festung anvertraute!"

Mit dieser Erklärung hatte der Kreuzherr den Festungscommandanten völlig für sich gewonnen, denn dieser starrte verzückt zu der gewölbten Zimmerdecke hinauf und sagte hierauf: „Man soll sich nicht in meiner Person geirrt haben,

kommt's zum Aeußersten, dann spreng' ich mich mit der Festung in die Luft!"

„Das läßt sich vom Helden Baraniay erwarten," sagte Postel, „der Ruhm eines Zriny ist noch zu übertreffen."

Die Schwester des Commandanten war nicht wenig überrascht, als sie bei ihrer Nachhausekunft den Postel bei der Mittagstafel in der Wohnung ihres Bruders sitzen und gemeinschaftlich mit ihm das Mahl einnehmen sah.

„Ich kann heute noch nicht fort," sagte sie hierauf zu ihrem Bruder, „denn ich erhalte erst bis morgen den Reisewagen."

„Schon gut," murrte der Bruder; als sich Jene darauf entfernte, gab der Festungscommandant jenem Postel, zu welchem er sich besonders hingezogen fühlen mochte, seinen Familienzwist bekannt. Heillos zog er über seine Schwester los und erzählte ihm, daß sie in wilder Ehe mit einem sicheren Baron Donner gelebt, den man seiner Betrügereien wegen schließlich eingesperrt hat.

Da der Kreuzherr lebhaft wünschte, daß Frau v. Somonyi auf der Festung länger weile, so suchte er diesen günstiger für seine Schwester zu stimmen, indem er sagte: „Es ist nicht zu wundern, daß sich eine Frau von jenem Baron Donner täuschen ließ, hat er doch Se. Majestät den Kaiser selbst getäuscht, welcher in ihn das größte Vertrauen setzte. Am Wiener Hofe ist man von den lebhaftesten Sympathien für die unglückliche Braut jenes Gefallenen erfüllt."

„Also Sie wissen auch von dieser Geschichte," sagte Baraniay, „das ist mir lieb, denn nun hab' ich doch Jemand an meiner Seite, mit welchem ich hierüber sprechen kann! Sagen Sie mir, kann ich als Mann von Ehre meine Schwester noch länger bei mir behalten?"

„Ich denke, ja!“ entgegnete Jener und wußte für seine Behauptung so Vieles vorzubringen, daß Baraniay sich von seinem Sitze erhob und ausrief: „Ich lasse sie nicht fort!“

Der Festungscommandant ging hierauf zu seiner Schwester in ein anderes Zimmer, wo eine lebhafte Unterredung stattfand; dann kam er zurück und sagte zu dem Kreuzherrn: „Sie sind ein beredter Mann, welcher die Verhältnisse genau kennt, sprechen Sie doch mit meiner Schwester, sie will mit Teufelsgewalt fort! Mich ruft der Dienst von hier ab; ich hoffe, wenn ich wiederkehre, zu hören, daß Sie meine Schwester umgestimmt haben!“ Baraniay entfernte sich aus seiner Wohnung und im nächsten Augenblicke schon stand Frau v. Somonyi vor Postel.

„Ich begreife nicht, mein Herr,“ sagte sie erzürnt, „wie Sie sich in fremde Händel mischen können. Mein Bruder hat mich so schwer beleidigt, daß ich um jeden Preis fort muß. Was sollen diese Schwänke, die Sie ihm erzählt haben müssen? Sie lügen wie gedruckt und das ist abscheulich.“

„Geehrte Frau,“ sagte Postel, „ich habe wahrlich anderes im Auge als Sie mit dem Bruder auszusöhnen und muß deshalb auch die entsprechenden Mittel anwenden. Es ist mir erinnerlich, daß Sie mir in Wien gesagt haben, Sie hoffen bei Ihrem Bruder in Munkacs ein Asyl zu finden, und ich erachte es daher für meine Pflicht, Ihnen auch dieses Asyl zu sichern; deshalb sollen Sie nicht zürnen. Ich zeigte ihm nur die Dinge in einem anderen Lichte und wenn es nicht eben so ist, so mag es eben nicht viel anders sein.“

„Sie sind ein listiger Kopf,“ sagte Frau v. Somonyi lächelnd. „Man muß wahrlich auf den Gedanken kommen, daß Ihnen meine Person nicht ganz gleichgiltig

ist. Sagen Sie mir aufrichtig, erzählen Sie mir vielleicht eine Fabel, um dadurch Mittel und Wege zu gewinnen, in meine Nähe zu gelangen?"

„Und wenn dies wäre?" fragte Postel, Frau von Somonyi scharf mit seinen lebhaft feurigen Augen anblickend, „würde dies vor Ihnen, hochverehrte Frau, keine Gnade finden?"

„Das ist köstlich," entgegnete Jene, welche diese Erklärung nichts weniger als unfreundlich hinnahm. „Also ist kein wahres Wort an dem Geschichtchen, das Sie mir erzählt haben!?"

„Es ist viel Wahres daran," entgegnete Postel, „vielleicht Alles. — Aber es fragt sich nur, ob ich mich einer solchen beschwerlichen Sendung unterzogen und ob ich dieselbe selbst angeregt hätte, wenn mich nicht das Hochgefühl der Liebe dazu verleitet."

Postel hatte diesmal keine Lüge gesagt, denn ihm schwebte bei dieser Erklärung Herminens Bild vor den Augen. Aber Frau von Somonyi hatte keine Ahnung davon, daß sie nur ein Mittel für die Zwecke des Kreuzherrn sein sollte und sie äußerte sich: „Wenn es so ist, so würde es von mir als eine Feigheit gelten, wenn ich nun flugs davonliefe! Aufrichtig gestanden, ich bin so überrascht von Ihren Einfällen, daß ich hell auflachen sollte; wie Sie es doch anstellen werden, um mein Herz zu gewinnen? — Eigentlich sollte ich mich vor Ihnen in Acht nehmen, denn Sie scheinen sehr unternehmend zu sein."

„Verehrte Freundin, ich bin entzückt, aus Ihrem Munde zu hören, daß ich mich einer fröhlichen Hoffnung hingeben darf."

„Herr Pater," entgegnete Jene lächelnd, „Sie sind sehr vermessen in ihren Hoffnungen, aber ich will Sie deshalb nicht verdammen, denn ich werde wenigstens den

Vortheil daraus ziehen, daß mich allenfalls Ihr Liebeswahnsinn von der tödtlichen Langeweile befreit, welcher man hier sonst ausgesetzt ist und deshalb denn will ich hier bleiben."

Postel war herzlich froh, keine weiteren Erklärungen geben zu müssen.

Eben trat der Festungscommandant in das Zimmer und vernahm auch die zuletzt geäußerten Worte.

Zwanzigstes Capitel.

Postel und Reindel.

„Bravo!" rief er heiter, „Sie sind ein Tausendsassa! Sie müssen sehen, daß Sie in den Landtag kommen, den unsere Gutgesinnten reden dorten immer Dummheiten, daß man sich ärgern muß, wenn man das Protokoll liest. — Doch für Sie habe ich eine interessante Neuigkeit," fuhr er fort, während er auf Papiere zeigte, welche er in der Hand hielt. „Geheime Instructionen für mich, in welchen wahrscheinlich von Ihnen eine Erwähnung gethan wird. Reindel ist schon da und diese Papiere hat mir der Transportführer übergeben. Da Sie der Geheime sind, so kann ich Ihnen vielleicht auch Manches aus den geheimen Instructionen mittheilen!"

Der Commandant las die Schriften und wurde von denselben nichts weniger als erbaut.

„Es ist arg!" rief er, nachdem er die Papiere gelesen, „jener Böswicht hat auf allerhöchsten Befehl nicht allein als Staatsgefangener behandelt zu werden, sondern der Kronprinz hat aus seiner eigenen Chatouille einen Gulden täglich für seine bessere Verpflegung bestimmt. Was sagen Sie dazu?"

„Ich sage," entgegnete Postl, „daß an Herzensgüte Niemand dem Kronprinzen Ferdinand gleich kommt. Ein

solches Beispiel hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Welch' erfreuliche Hoffnungen für Oesterreichs Zukunft!"

„Als ob die Güte und die Nachsicht die Menschheit bessern würde," entgegnete Jener, „wozu haben wir Kartätschen, Bomben und Granaten?"

„Herr Kommandant, Sie haben immer Recht, "entgegnete Postel, „Kronprinz Ferdinand hat es auch nicht veranlaßt, daß ich hieher gekommen bin."

„Ich verstehe," entgegnete Baraniay, „deshalb ist auch von Ihrer Mission in meiner Instruction gar nichts erwähnt worden. Was doch dieser Schuft für Unannehmlichkeiten macht. Doch nun müssen Sie d'ran."

Der Commandant rief Soldaten in das Zimmer und befahl denselben, auf Postel zeigend: „Dieser Mann hier wird zum Profosen und dann als Gefangener auf Nr. 21 geführt, Springeisen Nummer zwei sind ihm anzulegen."

Postel wurde abgeführt und frappirt blickte ihm Frau v. Somonyi nach.

Drei Tage und Nächte bereits war der Kreuzherr der Kerkergenosse des Attentäters und noch immer war er seinem Ziele auch um kein Haar breit näher gekommen. Aber seine Hoffnung wuchs von Tag zu Tag, denn jener Reindel war nichts weniger als ein verschlossener Charakter. Als er zu Postel kam, zeigte er sich sehr aufgeregt. In der kasemattirten länglichen Zelle auf- und ablaufend declamirte er ohne zu ermüden; er schrie, daß er keine Begnadigung verlangt habe und daß er ausdrücklich gefordert, auf dem Schaffote sterben zu wollen; dann weinte er wieder, nannte sich einen ehrlosen Schurken und betheuerte, daß er der größte Thor sei, der jemals auf Erden gelebt habe. Mit größter Bravour verkündet er es seinem Mitgenossen, daß vor ihm alle Despoten gezittert und daß er mit fester Hand auf den Kronprinzen von Oesterreich geschossen habe.

„Warum haben Sie dies gethan?“ fragte Postel.

„Warum!“ entgegnete Jener pathetisch; „ich dürstete nach Unsterblichkeit und diese habe ich nun; in der Geschichte wird es heißen: es gab einen Hauptmann Reindel; von anderen niedrig geborenen Persönlichkeiten, die mit mir gelebt haben, wird die Geschichte nichts melden. Finden Sie nicht, daß die Geschichte ein elender Kram ist, da sie nichts Weiteres als die Genealogie der Fürsten enthält? Wenn die Studenten jenen Absatz memoriren werden, in welchem ich vorkomme, werden sie mich Fürst Reindel nennen, denn erst bei dem Fürsten fängt sich die Unsterblichkeit an.“

„Sie scheinen ein Demokrat zu sein,“ sagte Postel.

„Fehlgeschossen!“ entgegnete Jener, „Demokraten kommen nicht in die Weltgeschichte, es müßte denn sein, daß einer von diesen einige erhabene Häupter à la Robespierre und Genossen durch das Fallbeil abschlagen ließ.“

Mit Reindel war nichts Gescheidtes zu reden, er affectirte eine heroische Stimmung, welche er gar nicht besaß, und wollte sich als Held bewundern lassen. Aus diesen und anderen Reden jedoch konnte Postel abnehmen, daß Reindel ein Feind der Aristokratie sei. Am vierten Tage endlich lüftete er unaufgefordert jenen Schleier, welcher seine innere Welt bisher verhüllte, und dies geschah, als Postel ihn einlud, mit ihm Thee zu trinken, welchen dieser in einer großen Bowle auf sein Verlangen aus der Küche des Festungscommandanten erhielt. Auch eine Flasche Rum hatte der Kreuzherr verlangt und die wurde ihm gleichfalls nicht verweigert. Reindel sprach der geistigen Flüssigkeit mit überaus großem Wohlbehagen zu und beklagte sich bitter, daß man ihm für das von dem Kronprinzen für ihn ausgegebene Geld nicht einmal eine Flasche Wein gebe.

„Ich habe die Erlaubniß,“ entgegnete Postel, „zu essen und zu trinken, was mir beliebt; leider werde ich von

derselben keinen Gebrauch machen können, wenn meine kleine Barschaft zu Ende ist."

Reindel begnügte sich mit dieser Erklärung, und leerte mit Wohlbehagen ein Glas nach dem anderen.

„Einen besseren Mitgenossen hätte ich mir nicht wünschen können," sagte er, „Sie gefallen mir überaus gut und deshalb möchte ich auch gerne wissen, wie Sie heißen und weshalb Sie hier sind?"

„Ich spreche nicht gerne über meine Geschicke," antwortete Postel, „doch, um Ihren Wunsch zu befriedigen, will ich Ihnen meine Schicksalsgeschichte enthüllen. Mein Name ist Arnold Finkenstein."

„Finkenstein?" sagte Reindel, „ich kenne eine Grafenfamilie, die gleichfalls den Namen führt."

„Ich stamme aus dieser Familie."

„So!" rief Jener überrascht und setzte mit Lebhaftigkeit hinzu: „dann haben Sie mehr oder minder auch verdient, hier in Munkacs gefangen zu sitzen."

„Weßhalb?" lautete die Entgegnung.

„Weßhalb?" entgegnete Jener, und setzte nach einer längeren Pause hinzu: „Ich bin ein completer Narr, der gar nicht weiß, was er spricht; verzeihen Sie mir. Ich wollte Sie nicht beleidigen; ich kenne einige Grafen Finkenstein, welche unschön gegen mich handelten und das ärgert mich, wenn ich daran denke."

„Dann sind Sie in meiner Lage," sagte Postel, „auch ich habe nicht Ursache, meine Verwandten zu loben. Wissen Sie, mein Herr, ich bin der Sohn eines gewissen Grafen Hermann Finkenstein und wurde als Gefangener hieher geschickt, weil ich mit meinen beiden Oheimen in argen Conflict gerieth, und zwar deshalb, weil ich meine angeborenen Familienrechte zur Geltung zu bringen suchte! Ich bedaure, dies versucht zu haben, denn, als meine Mutter

als Ehebrecherin unrecht beschuldigt wurde, da wurde ich böse und vergriff mich an dem Grafen Norbert Finkenstein. Ich habe ihn jedoch nur unmerklich verletzt."

„Sie hätten diesen Hund todtschlagen sollen!" rief Reindel heftig aufgebracht; „merkwürdig — sehr merkwürdig, und deshalb sitzen Sie hier? Man sollte dieser faulen Metze „Justitia" in das Gesicht spucken — und deshalb wurden Sie hier eingesperrt und mit mir? — das ist zum kranklachen!"

Postel erzählte mit großer Ruhe, daß Gräfin Finkenstein von ihrem Gatten verstoßen worden sei und daß sie dann mit ihren Kindern aus dem Lande sich geflüchtet habe, nachdem es erwiesen war, daß die Verwandten ihres Mannes sich ihrer und der Kinder durch Meuchelmord zu entledigen gesucht.

In der Erzählung Postel's war nichts Anderes falsch, als seine Behauptung, daß er Arnold Finkenstein sei.

Reindel sah mit starren Augen den Erzähler an und sagte dann: „Ja wir Menschen sind Spielbälle des Zufalls; daß sich dieser Zufall stets nur für die Großen interessirt, das ist impertinent. Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir, junger Mann, und tragen Sie mit Standhaftigkeit Ihr Leid."

„O, was liegt an mir," antwortete Postel, „nur meine arme Mutter ist zu beklagen!" und er malte mit den lebhaftesten Farben das Schicksal einer armen verlassenen Frau, welche durch die Bosheit und Tücke der Menschen aller ihrer Freuden beraubt worden sei.

Reindel wurde sichtlich ergriffen von dieser Erzählung, dennoch bemühte er sich, dies zu verbergen.

„Was einmal nicht zu ändern ist," sagte er, „muß man mit Geduld ertragen; es gibt keine erbärmlicheren Kreaturen, als die Menschen sind. Ich war einmal ein

seelenguter Kerl, der mit den Armen seinen letzten Groschen theilte, die Welt jedoch hat mich verdorben — gänzlich verdorben wohl nicht, ich bin noch immer besser, als tausend Andere und habe wahrlich nicht aus Mordlust auf den Kronprinzen meine Pistole abgefeuert; aufrichtig gestanden, junger Mann, es war mir nur darum zu thun, mich in andere Verhältnisse zu bringen, da mir die bestehenden unerträglich wurden; ich habe gedarbt und gehungert und konnte durch meine Bitten Niemanden gewinnen, der mir in meiner Noth geholfen hätte. Wenn ich wirklich die Absicht gehabt hätte, den Kronprinzen zu ermorden, würde ich es nicht so dumm angestellt haben; sehen Sie, jetzt bin ich versorgt und ich weiß gewiß, daß man künftighin einen quittirten Offizier nicht ohne jede Unterstützung lassen werde; doch Sie sind sehr verstimmt, mein junger Freund — tragen Sie Ihr Schicksal als Mann."

„Das würde ich auch," entgegnete Jener, „wenn nur meine arme Mutter nicht wäre; auch ärgere ich mich über die Weltordnungen; die schlechten Thaten gelingen so trefflich und die Guten können sich zu keiner Geltung bringen. Jener Norbert Finkenstein schwelgt im Glücke und Ansehen, seine Brust ist mit glänzenden Orden bedeckt und Niemand wagt es, ihm diese abzureißen und ihn der Schande und Verachtung preiszugeben. Viele werden es wissen, daß jener Norbert ein Schurke ist, aber dennoch ziehen sie voll Ehrfurcht den Hut vor ihm ab, oder suchen seine Wege zu meiden, und so steht meine arme Mutter allein und verlassen da."

Der Kreuzherr zog sich zu seinem Lager zurück und sprach kein Wort mehr jenen Abend mit Reindel. Auch dieser wurde schweigsam. Die Tabakspfeife in dem Munde, ging er durch eine volle Stunde in der Zelle auf und ab und legte sich dann endlich spät auf seine Strohmatratze.

An dem nächstfolgenden Morgen wurde Postel von dem Profoßen abgeholt und zu dem Festungscommandanten geführt und nahm dort mit ihm und der Frau von Somonyi das Frühstück ein.

Der alte Eisenfresser, der jeden Augenblick bereit war, die halbe Welt durch Bomben und Kartätschen zu verzehren und auf einem angezündeten Pulversacke eine Reise nach dem Mond zu machen, zeigte sich so wohlwollend gegen Postel, als würde der Geist der Humanität in ihn gefahren sein. Das Feuerauge der jungen Dame strahlte Postel Wonne und Seligkeit. Er wurde von den Beiden mit einer Vertraulichkeit, als würde er ein Familienmitglied sein, behandelt, und man erkundigte sich voll Neugierde, ob er bereits jenen Reindel ausgeforscht habe.

„Nun geht es vorwärts", sagte Postel, „schon weiß ich, daß Reindel ein grundschlechter Mensch ist, der sich zu vielen anderen Spitzbübereien schon gebrauchen ließ, doch genau konnte ich mich bisher noch nicht unterrichten und sowie die fallenden Tropfen nur allmälig den Stein aushöhlen, so werde ich wohl erst nach langer Zeit mein Ziel völlig erreichen."

„Auf einen Streich fällt kein Baum," sagte der Festungscommandant; „es ist auch nicht nöthig, daß man sich dabei gar so sehr beeilt; doch die Sache ist nun eingeleitet und es genügt wohl, wenn Sie sich von Zeit zu Zeit bei jenem Reindel sehen lassen. Sagen Sie ihm, daß Sie durch mich auf Arbeit commandirt worden sind, welche von Früh bis Abends dauert und er wird im besten Glauben Ihre Mittheilung entgegennehmen, während des Tages jedoch bleiben Sie bei uns und amüsiren sich hier, so gut Sie eben können, und wissen Sie gar nicht, was Sie anstellen sollen, um die Zeit durchzuschlagen, so revidiren Sie mir gefälligst das Festungsarchiv."

„Vom vorigen Jahrhunderte sind noch eine Menge von Schriften hier, die sicher zu nichts Anderem als zu Maculatur taugen. Sie werden Spreu vom Weizen sondern, wodurch Sie mir einen großen Freundschaftsdienst erweisen. Meine gute Schwester wird Ihnen bei dieser Arbeit schon helfen. Ich möchte gerne in diesen Räumen Ordnung machen, bevor ich inspicirt werde. Der Palatin, Erzherzog Josef, hat sich, wie ich aus der Zeitung erfahren habe, nach Schemnitz aufgemacht und es wäre möglich, daß er bei dieser Gelegenheit uns besucht, und wenn Sie unser Archiv sehen werden, dann überfällt Sie sicher ein Grauen; ganze Ballen alter Acten liegen dort, und mir fehlt es an Zeit und Geduld, diese Papiere zu sichten."

„Wenn ich dem Herrn Festungscommandanten," sagte Postel, „damit einen Gefallen erweisen kann, so will ich mich gerne dieser Arbeit unterziehen."

„Abgemacht, mein Freund, von heute an speisen Sie an unserer Tafel und ich werde schon dem Profoßen sagen, daß er ja seine Zunge im Zaume hält, wenn er zu Reindel geht, der Kerl braucht nichts davon zu erfahren."

Postel wurde hierauf von Baranian in das Archiv geführt, das mit dessen Wohnung zusammenhing und überzeugte sich, daß in der That dieser Raum mit mehreren hundert Zentnern alter Papiere angefüllt war. Unverweilt machte er sich auch daran, hierin nachzusehen, was das für Papiere seien und ob dieselben vielleicht von historischem Interesse wären.

Der Commandant ließ Postel bei dieser Arbeit allein und kaum war er fort, so war auch schon Frau von Somonyi da, welche lächelnd zu ihm sagte: „Nun ist es mir doch gelungen, Sie in meiner Nähe zu haben, das Ihnen aufgetragene Geschäft war mein Einfall, denn, ich

muß es gestehen, Sie haben mir einiges Interesse eingeflößt und ich habe ein zu gutes Herz, Sie grausam verschmachten zu lassen."

„Gnädige Frau, Sie sind ein Engel!" sprach Postel, indem er ihre Hand ergriff und küßte, aber es rieselte ihm dabei eiskalt durch alle Adern.

Er hatte nicht gedacht, daß der Versuch seiner Zärtlichkeit ihn überaus schnell in die Lage bringen werde, diese auch durch die That beweisen zu müssen.

Und die Somonyi war eine gar feurige Ungarin, welche die Prüderie sowohl als auch die sanften Regungen einer platonischen Liebe längst schon überwunden hatte.

Zum ersten Male befand sich Postel in einer solchen gefährlichen Situation, und er erinnerte sich an seinen Vater, welcher sich dahin ausgesprochen, daß noch jeder aus seiner Familie dem weiblichen Geschlechte gegenüber den Lockungen der Sinnlichkeit nicht widerstanden habe. Er appellirte an seine Fantasie, damit ihm Herminens Bild lebhaft vor Augen trete und ihm in der Gefahr der Versuchung seine Tugend bewahre.

Aber was half ein kaltes Bild, das ihm nur in matten Farben vorschwebte, gegen jenes lebhafte und farbenreiche Bild der Wirklichkeit? Er recapitulirte an sein abgelegtes Priestergelübde und nahm sich fest vor, den Lockungen der Sünde eine eherne Standhaftigkeit entgegenzusetzen, aber die Gefahr wuchs von Minute zu Minute, denn diese Somonyi war eine hübsche Frau, welche durch die Macht ihrer Reize den Schüchternen verwirrte und bezauberte. Ein süßer Taumel befiel ihn und er wußte es gar nicht, wie es gekommen sei, als er es gewahr wurde, daß er um den Nacken der schönen, üppigen Frau seinen Arm gelegt hatte und mit ihr Küsse tauschte.

Fußtritte und Sporengeklirr scheuchten nun die Liebenden auseinander und zu Postel's nicht geringer Ueberraschung kam mit dem Festungscommandanten ein alter Herr in der Campagneuniform eines Generals der Cavallerie, gefolgt von zwei anderen Officieren zur Thüre herein.

„Hier ist, Ew. Hoheit, jener geheime Polizeibeamte," sagte Baraniay, auf Postel zeigend, „welcher von Wien hiehergeschickt worden ist, um die Gesinnungen jenes nichtswürdigen Reindel auszukundschaften."

Der General sah Postel scharf an und sagte: „Sie kommen eigentlich post festum, was wollen Sie denn mit diesem Reindel haben, ist er doch ohnehin bereits abgeurtheilt.

„Das gefällt mir gar nicht, das ist eine Procedur, welche an die römische Inquisition erinnert!"

„Warum haben Sie sich als Geistlicher verkleidet?"

„Ich gehöre, Ew. Hoheit, dem Klerus an."

„Das auch noch!" rief der alte Herr in der Generalsuniform, „ein Geistlicher, der als milder Samaritan jeden Unglücklichen in seinen Schutz nehmen soll, um seinem leidenden Gemüth Erleichterung zu verschaffen — ein Geistlicher wird Spion?!"

„Euer Hoheit, die Wichtigkeit des Falles —"

„Soll nicht durch jesuitische Kniffe weiter fortgeführt werden. Wer hat Sie hergeschickt?"

Postel zog sein Certificat hervor und überreichte es dem Zürnenden.

„Sedlnitzky," sagte dieser, auf die Unterschrift blickend, „ein gar gescheidter Herr — und dazu fromm, sehr fromm; erinnere ich mich doch, daß er sich einmal meinem Bruder gegenüber geäußert haben soll, „die Kirche ist die beste Polizei." Nun dieser Ansicht bin ich nicht und befinde mich in der glücklichen Lage, hier nicht gezwungen

zu sein, mir von Sedlnitzky das Evangelium auslegen zu lassen. Herr Commandant, binnen vierundzwanzig Stunden hat der Gefängnißspion aus der Festung zu sein."

„Sehr wohl, Euere Hoheit."

„Nun weiter."

Der General entfernte sich mit den Officieren aus dem Archive. Frau von Somonyi blieb zurück und sagte nun, aus einem Winkel hervortretend, in welchen sie sich geflüchtet: „Das war der Palatin Erzherzog Josef. Ich habe ihn noch niemals so zornig gesehen!"

„Ein sehr vernünftiger Herr," sagte Postel; „ich sehe es selbst ein, daß ich hier eine unziemliche Rolle spielte."

„Ich weiß es, daß Sie mir ein hohes Opfer bringen — es ist mir gar nicht recht, daß man Sie so schnöde fortschickt und bis morgen nur! Mein lieber Karl, man hat unserer Liebe ein kurzes Ziel gesteckt."

„Meine schöne Freundin! Gott wird die Gefahr glücklich von uns abwenden," entgegnete Postel.

„Wie so, mein Herr?"

„Sie werden es vermitteln, daß der Herr Bruder mich noch länger hier behält."

„Ich fürchte, daß er hierauf nicht eingehen wird!"

„Wir müssen es doch versuchen."

„O, mein theurer Freund! Ich werde Alles aufbieten, damit das harte Machtgebot uns nicht von einander trennt. Doch nein, wenn Sie mich wahrhaft lieben, so ist zwischen uns keine Trennung möglich. Wenn Sie von hier fortgehen, werde ich nicht einsam zurückbleiben.

„Verbannen Sie die Sorge, welche Ihnen aus den Augen zu lesen ist, ich verlasse Sie nicht!"

Ein glühender Kuß besiegelte dieses Gelöbniß, und diesem folgten noch viele andere.

Frau von Somonyi geizte mit der kostbaren Zeit, um sich ihrer Liebe zu freuen, und sie blieb bei Postel, bis ihr Bruder, der Commandant, endlich wieder zurückkehrte.

Erzherzog Josef hatte nicht allein die Festungswerke, sondern auch die Gefangenen und Gefängnisse in Augenschein genommen.

Er ließ sich auch jenen Reindel vorstellen und richtete an ihn die Frage, weßhalb er auf den Kronprinzen geschossen habe.

„Euer Hoheit," entgegnete Jener, „ich weiß nicht, weßhalb ich dies gethan habe, es war eine verrückte Idee und es kommt mir so vor, als wenn ich damals ein Anderer gewesen wäre."

Dies erzählte der Festungscommandant seiner Schwester und zu Postel gewendet, setzte er hinzu: „Mein werther Freund werden froh sein, daß Sie so schnell wieder von hier wegkommen und es nicht mehr nothwendig haben, mit dem Hallunken Reindel in einem Gefängnisse zu schlafen."

Frau von Somonyi sowohl, als auch der Spion gaben sich alle Mühe, den Festungscommandanten zu bewegen, den Befehl des Palatins zu ignoriren.

„Ihr seid nicht klug," antwortete Jener, „oder scherzt wohl nur mit mir! Was der Palatin befiehlt, muß geschehen, und wenn er auch Unmögliches befehlen würde. — Postel muß heute noch fort."

„Heute?" entgegnete dieser; „dahin lautet nicht der Befehl des Erzherzogs, ich kann noch vierundzwanzig Stunden hier bleiben."

„O nein, nur zweiundzwanzig! Seit jener Zeit sind bereits zwei volle Stunden verstrichen."

„Auch recht, diese Zeit jedoch will ich in dem Thurm bei Reindel verbringen und bitte daher, mich sogleich dahin führen zu lassen."

„Jetzt speisen Sie mit mir und nach Tische mögen Sie dann wieder nach dem Kerker wandeln."

So geschah es auch. Postel saß bei der Mittagstafel des Commandanten und erhielt so manchen zärtlichen Händedruck, ohne daß Baraniay davon eine Ahnung hatte. Nachdem das Mal zu Ende war, erhob sich der Gast, die Wache wurde gerufen und Postel von Neuem in das Gefängniß zu Reindel gebracht. Nur wenige Stunden sind ihm gegönnt, mit diesem noch zusammen zu bleiben; hat er bis zur gegebenen Frist nichts erreicht, dann war alle Mühe, aller Eifer vergebens, und Frau von Finkenstein und ihren Kindern würde es niemals gelingen, ihr gutes Recht zu erlangen.

Reindel war überaus erfreut, den vermeintlichen Arnold Finkenstein wieder zu sehen und dieser gab ihm bekannt, daß er nur kurze Zeit mehr bei ihm zu bleiben habe.

„Ich komme von hier fort," sagte er, „das ist mir bereits bekannt gegeben worden; wohin ich komme, was mit mir geschieht, das weiß ich leider nicht. Der Grimm meiner Oheime hat mich vernichtet und was meiner armen Mutter widerfahren wird, welche für ihr gutes Recht streitet, davon habe ich leider keine Ahnung.

„Ach, wenn sie doch einen Freund fände, der uns zu Hilfe eilen würde; ich weiß es, Norbert Finkenstein ist bei Hofe lange nicht mehr gut angeschrieben, er ist beinahe überwiesen, zur Zeit des Congresses bereits wichtige Staatsacten, welche geheim gehalten werden sollten, den Preußen verrathen zu haben. Ein leiser Windhauch

müßte ihn stürzen, doch leider verzweifle ich schon an dem Walten einer ewigen Vorsehung."

„Man soll nicht verzweifeln," sagte Reindel nachdenklich, „dieser Norbert ist der größte Schuft, den es jemals gegeben hat, und wenn ich reden würde, könnte es ihm passiren, daß er von der Altane hinabstürzt."

„Wenn Sie reden würden?" antwortete der Postel, „lieber Freund, das ist wohl Selbsttäuschung; aus Ihren treuherzigen Augen lese ich es, daß Sie an mir und meiner Mutter warmen Antheil nehmen, und wenn in Ihren Händen unser Geschick läge, so würde dieses sich gewiß froh gestalten, denn Sie wissen nur zu gut, daß Sie dann auf unsere Dankbarkeit sicher rechnen könnten. Ja ich würde es Ihnen zusichern, daß ich, wie es auch immer sein würde, alle Minen springen lassen würde, um Ihre Amnestie zu erwirken."

„Das ist die Frage, wenn Sie wissen möchten — Lassen wir das, ich will mich nicht weiter compromittiren — aber dieser Norbert ist ein großer Schurke und ich würde wahrlich froh aufjauchzen, wenn ich erführe, daß man ihn mit Schand' und Spott davongejagt hat. Es könnte ihm auch passiren, daß er durch meine Aussage gleichfalls als Gefangener nach Munkacs kommen würde, aber — ich kann es nicht."

„Dann sind Sie ein Feigling," entgegnete Postel, „verzeihen Sie, mein Herr, mir diesen Ausdruck, aber — —"

„Sie haben recht, ich bin ein Feigling, eine gemeine Bestie!"

„Das glaubte Niemand, Ihre kühnentschlossene That — reden wir nicht mehr von diesen Dingen — Norbert Finkenstein ist ein Elender, und damit basta!"

Postel sprach nichts weiter; er warf sich auf sein Lager, stützte sein Haupt in die Hand und gab sich den

Anschein eines melancholischen Träumers. Der Hauptmann spazierte wieder mit heftigen Schritten in der Zelle auf und ab, welche er mit Tabakqualm erfüllte. Nach mehr als einer Stunde stellte er sich vor Postel hin und richtete an ihn die Frage: „Schlafen Sie schon?"

„Mein unglückliches Schicksal läßt mich nicht schlafen," entgegnete Jener.

„Vielleicht wird sich dies bald ändern," entgegnete Reindel.

„Auf welche Art?"

„Darüber sprechen wir morgen! Schlafen Sie ruhig und geben Sie sich guten Hoffnungen hin, ich werde Ihnen beweisen, daß ich kein Feigling bin — gute Nacht — gute Nacht!"

Reindel blies die Lampe aus und ging zu Bette.

Am Morgen, als die Visitation kam, erhob sich Postel vom Lager und weckte Reindel, von welchem er sich verabschiedete.

„Sie gehen schon fort," entgegnete jener schlaftrunken, „schreiben Sie mir nur recht bald."

Reindel wendete sich nach der anderen Seite, um seinen Schlaf weiter fortzusetzen.

Postel verlangte zu dem Festungscommandanten hinabgeführt zu werden, was ohne Weiteres geschah, da der Profoß den Auftrag hatte, ihm unbedingt Folge zu leisten.

Dort fand der freiwillige Arrestant Frau von Somonyi eben beschäftigt, ihren Koffer zu packen und ihr Bruder, welcher ihr zusah, rief mit Heftigkeit Postel die Worte zu:

„Es ist zum Verzweifeln! meine Schwester besitzt einen Starrkopf, an welchem ein Granitblock zerschmettern würde! sie will fort und das auf der Stelle; ich bitte Sie doch, mein lieber Postel, predigen Sie ihr Vernunft!"

„Es hilft nichts," sagte Frau von Somonyi, „ich habe zum dritten Male bereits geträumt, daß ich in den Pulverthurm bei der Sternschanze eine brennende Fackel geworfen habe, worauf dann die ganze Festung mit Maus und Mann in die Luft geflogen ist; schon deshalb, Bruder, kann ich nicht hier bleiben, denn der fürchterliche Gedanke will mich nicht verlassen, daß ich vom Schicksale auserlesen bin, diese Feste von der militärischen Landkarte Ungarns zu streichen; ich stehe für nichts gut, Bruder! Laß' mich wenigstens für einige Zeit fort, bis mein Kopf wieder in Ordnung gekommen ist."

„Gnädige Frau," sagte Postel, „wer wird sich leeren Einbildungen hingeben; ein fester Wille und eine gute Zerstreuung wird Sie gewiß von Ihren schrecklichen Gedanken abziehen."

„Ich kann nicht bleiben," erklärte Jene und sagte leise zu Postel: „Sprechen Sie nur eifrig gegen meine Reise, damit wir ihn täuschen, denn wir reisen gemeinschaftlich."

„Nun, haben Sie etwas erreicht?" fragte Baraniay.

Postel zuckte die Achseln und sagte: „Dies wird im Laufe des Vormittags zur Entscheidung kommen. Reindel nämlich hat versprochen, mir in Bezug auf jene Personen wichtige Eröffnungen zu machen."

„Es wär mir sehr lieb, wenn Sie etwas erreichen würden. Ich will ihn gleich holen lassen."

„Thun Sie dies, Herr Festungscommandant. Ich habe dem Reindel gesagt, daß ich Arnold Finkenstein heiße und ich ersuche, ihn auch in diesem Wahne zu lassen."

„Schon gut." Reindel wurde dem Commandanten vorgeführt.

Mit hastigen Schritten trat er in das Zimmer und richtete an den Commandanten mit Lebhaftigkeit die Frage: „Ist Finkenstein noch hier?"

Ohne ein Wort zu entgegnen, wies Baraniay auf Postel, welcher von demselben bei seinem Eintritte nicht bemerkt worden war. Jener saß in einem Stuhl und hat sein Haupt nachdenklich in die Hand gestützt. Reindel ging auf ihn zu, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Muth, junger Mann, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Der Herr Kommandant soll mich zu Protokoll nehmen lassen."

Baraniay ließ einen manipulirenden Unterofficier kommen und trug ihm auf, die Angaben des Sträflings niederzuschreiben. Reindel begann hierauf zu dictiren:

„In meiner Jugend war es mir nicht bestimmt, daß es mit mir ein schlechtes Ende nehmen werde; ich stamme aus gutem Hause, und als ich nach kurzer militärischer Dienstzeit Officier wurde, hatte ich eine Jahresrente von dreitausend Gulden. Die Kameradschaft verleitete mich aber zu noch größeren Ausgaben, und ehe ich noch Hauptmann wurde, hatte ich mein ganzes Vermögen verpraßt. Gewohnt auf großem Fuß zu leben und mich gegen meine Kameraden freigebig zu zeigen, kam ich in arge Schulden und wurde von meinen Gläubigern hart bedrängt. In meiner Nothlage vertraute ich mich dem Grafen Norbert Finkenstein an, und dieser sagte mir: es ist nicht meine Sache, irgend Jemandem eine Unterstützung zu geben, doch bin ich in der Lage, Sie in eine günstigere Vermögenslage zu bringen, wenn Sie mir einen guten Dienst erweisen. Mein Bruder, Ihr Commandant, hat eine Plebejerin geheiratet und bereut schon längst diese Verbindung.

„Seine Frau, mit welcher Sie persönlich bekannt sind, taugt nichts; helfen Sie uns, daß wir Graf Finkenstein'sche Familienglieder dieser Frau loswerden und wir wollen Sie dafür fürstlich bezahlen. Klagen Sie dieselbe des Ehebruches an. Mein Bruder Hermann ist ohnehin vom Zweifel befangen, ob die Kinder seiner Frau auch seine eigenen wären. Sie kamen zur Zeit, als Gräfin Finkenstein sich Mutter fühlte, oft in ihr Haus und Niemand ist im Stande, Sie Lügen zu strafen, wenn Sie vorgeben, der begünstigte Verehrer dieser Frau gewesen zu sein. Dafür sollen Sie von mir eine lebenslängliche Jahresrente von zweitausend Gulden erhalten und außerdem verpflichte ich mich, Ihre Schulden zu zahlen.

„Lange widerstand ich dem Versucher, aber als ich mir nicht mehr zu helfen wußte, so ließ ich mich endlich herbei, nach dem Plane des Grafen Norbert zu handeln. Ich wurde von ihm beschuldigt, daß er mich bei einer zärtlichen Scene mit seiner Schwägerin überrascht habe, und als ich diese Anschuldigungen zu widerlegen suchte, machte ich solche verleumderische Angaben, daß dadurch in der Hauptsache Gräfin Finkenstein arg von mir compromittirt wurde. Späterhin erklärte ich, daß ich die Wahrheit, wenn dies ohne Nachtheil meiner Dienstverhältnisse geschehen könnte, eingestehen wolle. Kurz, die Sache war so listig angelegt, daß Finkenstein völlig überzeugt zu sein glaubte, ich wäre bei seiner Frau der Hahn im Korbe gewesen und habe ihn zum Hahnrei gemacht, und dadurch erreichte Norbert Finkenstein, daß seines Bruders tugendhafte Gemalin, welche mich nie eines Blickes gewürdigt, sammt ihren Kindern aus dem Hause gejagt wurde. Durch diesen Fall hatte ich jedoch meine Standesehre so sehr verletzt, daß ich meine Charge quittiren mußte.

„Meine schlechte That hat mir kein Glück gebracht; von meinem Stande losgerissen, versuchte ich Vieles, hatte viele Sorgen und dennoch schlug Alles fehl. Schließlich wurde ich Tabakverleger in einer Provinzstadt und Norbert Finkenstein vermittelte es, daß ich die dazu nöthige Caution erhielt, ich konnte mich aber auch in dieser Stellung nicht behaupten und mein Verführer zog nun seine Hand völlig von mir ab. Als ich ihm drohte, die Sache publik zu machen, lachte er mir in das Gesicht und sagte: Versuchen Sie es einmal, gegen mich aufzutreten, ich glaube aber, es wird Ihnen schwer werden, daß Sie beweisen, was Sie mir nachreden.

„Als ich sah, daß ich von Norbert Finkenstein geprellt worden sei, so spuckte ich ihm in das Gesicht und ging meines Weges. Späterhin machte ich noch einige Male den Versuch, ihn zu verhalten, sein gegebenes Wort einzulösen; aber von diesem Elenden war kein Denar mehr herauszubekommen, seine Absicht hatte er erreicht und er behandelte mich mit der größten Geringschätzung und zeigte sich aufgelegt, mich noch dazu als zudringlichen Bettler arretiren zu lassen.

„Ich will diese meine Aussage mit einem Eide bekräftigen und bitte den Herrn Festungscommandanten, mein Protokoll an Se. Majestät den Kaiser gelangen zu lassen, damit der unglücklichen Frau, welche ich verleumdet, und ihren braven Kindern ihr Recht zu Theil werde. Diese Geschichte war es eigentlich, die mir meinen Kopf verwirrte und mich auf jenen Pfad getrieben hat, der mich auf die Festung brachte. Es ist mir jetzt völlig leicht, daß man es weiß, zu welcher Büberei ich mich verleiten ließ. Ich habe keine Ursache, ein falsches Zeugniß zu geben, denn ich weiß doch zu gut, daß ich, so lang ich lebe, niemals in Freiheit athmen werde. Das bitt' ich gleichfalls

in das Protokoll aufzunehmen, damit Se. Majestät dadurch erfahre, daß der Reindel in sich gegangen sei und sich gebessert habe."

Der Sträfling war mit seiner Aussage zu Ende und wendete sich nun mit den Worten an Postel: „Nun, sind Sie mit meiner Aussage zufrieden?" Dieser trat zu ihm hin, schüttelte ihm die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Gott möge es Ihnen lohnen! Sie haben sich wie durch eine Beichte von der Sünde losgesagt, und ich hoffe, daß durch Ihre Aussage jener Mann gestürzt werden wird, der Sie zum Bösen verleitet hat. Ich sage Ihnen Dank, im Namen der unglücklichen Gräfin von Finkenstein — Leben Sie wohl."

Reindel wurde auf Befehl des Commandanten in seinen Kerker wieder zurückgeführt und jener sagte hierauf zu Postel: „Das ist jedenfalls etwas Wichtiges, was Sie aus diesem Schurken herausgebracht haben."

„Ich ersuche Sie, Herr Commandant, mir von dieser Aussage eine Abschrift machen zu lassen und dieselbe zu legitimiren, damit ich Sie in Wien vorzeigen kann."

Baraniay nickte zustimmend und bald befand sich Postel in dem Besitze jenes Documentes.

Nachdem dies geschehen war, verlangte der Festungscommandant von dem Kreuzherrn, es noch einmal zu versuchen, seine Schwester zu bereden, ihn nicht zu verlassen. Diese aber hatte sich bereits aus der Festung entfernt und ihr Gepäck von dienstfreien Soldaten fortschaffen lassen. Als Baraniay diese Entdeckung machte, wurde er teufelstoll und sagte: Sie soll nun machen, was ihr beliebt, ich will nichts mehr von ihr wissen, sie hat kein Herz für mich!"

Eine Stunde später — und auch Postel hatte die Festung Munkacs verlassen.

Nicht ohne Aengstlichkeit sah er, als er den Berg hinabstieg, in die Ferne. Er fürchtete, Frau von Somonyi zu begegnen; er fürchtete es, denn er mußte es sich doch gestehen, daß es nicht wahre Liebe sei, welche ihn in die Arme jener Dame geführt.

Und wirklich, dort wo der Berg zu Ende ist und im Thale sich die ebene Straße gegen die March dahin zieht, steht eine bespannte Kutsche und unfern derselben ein Frauenzimmer in einem blauen Kleide und mit einem schwarzen Hut auf dem Kopfe. Wer kann dies anders sein als die Somonyi? Sie harrt auf Postel's Ankunft, um ihn auf seiner Reise zu begleiten.

Der Kreuzherr erschrack über diese Entdeckung und ihn ergriff eine Angst, als wenn man ihm die Verpflichtung auferlegen wollte, daß er sich für seine Lebenszeit an Frau von Somonyi binden solle.

Um sich der Gefahr dieser Begegnung zu entziehen, nahm er nun seitwärts, über steile Felsen, seinen Weg, schlich zwischen Abgründen dahin, bis er endlich nach der andern Seite hin das Thal erreichte und nun eilte er auf Waldwegen nach der westlichen Richtung und wanderte ununterbrochen fort, bis der Tag endlich erloschen war, und ein Marktflecken sich mit einem Kirchthurme in seiner Nähe zeigte. „Ich will den Pfarrer des Ortes aufsuchen," sprach Postel zu sich, „und ihn um Nachtherberge bitten."

Das that er denn auch.

Er traf den Pfarrer an der Seite eines hübschen, jungen Weibchens, umgeben von einer ganzen Schaar von Knaben und Mädchen zwischen vier und zwölf Jahren.

Der Pfarrer gehörte der protestantischen Kirche an — es beirrte ihn jedoch nicht, den katholischen Geistlichen mit Freundlichkeit aufzunehmen.

Der beste Ton, die reinsten Sitten herrschten in dieser Familie und als Postel eine Parallele zwischen dieser und der Wirthschaft eines katholischen Pfarrers zog, welcher sich genöthigt sieht, sich an eine Haushälterin gemeinster Art zu fesseln und ihre Launen sowohl als die Stichelreden der Bewohnerschaft zu tragen, so fiel diese auch entschieden zu Gunsten des Lutheraners aus. Er war ein zärtlicher und strenger Vater zugleich im Kreise seiner Kinder, und hatte bei Allem, was die Familie betraf, das klarste Verständniß, welches den katholischen Geistlichen gewöhnlich mangelt.

Durch dieses Familienleben erlangte derselbe auch die Möglichkeit, den richtigen Tact, seinem hohen Berufe entsprechend, sich mit der Veredelung der Sitten und mit der Verbesserung der Erziehung in seinem Sprengel zu befassen. Wie sorgsam und sittig waltete die Frau Pastorin in ihrer Häuslichkeit und wie erhebend, wie beglückend mußte dies auf das Gemüth ihres Mannes wirken. Hier gab es keinen Kampf mit finsteren, verzehrenden Leidenschaften, die gar leicht auf die Bahnen des Lasters führen und Postel sagte zu sich, als ihm dieses so beseligende Stillleben auch in tiefer Nacht in heiteren Farben vor seinem Auge schwebte: „So möchte ich mit Herminen leben — ach mein Gott, wenn dies möglich wäre, wie glücklich könnte ich sein! und wie unglücklich bin ich in meinem Stande — mit meinen Empfindungen!“

Einundzwanzigstes Capitel.

Scene in Wien.

Nach einer vierzehntägigen Abwesenheit gelangte Postel wieder nach Oesterreich zurück und unbehelligt erreichte er im Abenddunkel das Landhaus am Grünberg bei Meidling.

Er zog die Glocke an dem Gitterthore und es kam ein Diener, welcher das Thor öffnete.

„Nun wie steht's hier?" fragte Postel, als Jener ihn freundlich willkommen hieß.

„Nicht am Besten!" lautete die Entgegnung, „der junge Herr ist sehr krank."

„Was fehlt ihm?"

„Der Arzt sagt, er habe den Kopftyphus und er fürchte das Schlimmste für ihn."

„Und der alte Herr?"

„Dem geht es, Gott sei Dank, besser."

„Ist Herr von Western hier?"

„Leider nein, er ist seit vier Tagen abgereist. Frau Lauber und Fräulein Hermine sind sehr betrübt. Ach, das wird heute wieder eine böse Nacht werden."

Der Kreuzherr folgte dem Diener in das Haus und gelangte zum Sterbebette des jungen Mannes, an welchem die Mutter und Schwester weinend, verwirrt und fassungslos standen.

Arnold war im Delirium, und man mußte wohl auf ihn achten, daß er nicht aus dem Bette springe; im Geiste sah er die Schreckensbilder seiner Oheime vor sich und bekämpfte diese in seinem Wahne mit bewaffneter Hand. Jener Norbert Finkenstein machte ihm viel zu schaffen, bald gebrauchte er gegen diesen geharnischten Raubritter eine Doppelpistole, bald einen dreischneidigen Degen, bis er endlich die ihn beruhigende Entdeckung machte, daß er ihm mit einem Stocke, an welchem sich ein Bleiknopf befand, den Ritterhelm und den Kopf eingeschlagen habe. Gegen Mitternacht zu begann der Fieberkranke ruhiger zu werden und verfiel endlich sogar in einen leisen Schlummer.

Postel bat die Frauen, sich nun von dem Lager des Kranken zu entfernen, und sich Ruhe zu gönnen.

Doch diese, von einer schrecklichen Ahnung erfaßt, daß es die letzte Nacht sein werde, in welcher Arnold leide, und die Stunde nahe sei, wo sie ihn für immer verlieren werden, blieben bei ihm.

Arnold's Schlummer war nur von kurzer Dauer, und als er erwachte, fragte er seine Mutter und Hermine: „Warum seid Ihr denn da? Man hat Euch wahrscheinlich gesagt, daß ich sterben werde?

„O, Du wirst es nicht!" sprach die Mutter, während sie die Hand ihres Sohnes mit Thränen bedeckte.

„Und wenn es wäre," sagte mit matter Stimme der Kranke, „warum macht Ihr mir das Herz so schwer. Es ist nicht meine Schuld, daß ich von Euch scheiden muß — behaltet mich in Eurem Andenken und ich bin für Euch unsterblich."

„Aber auch unsterblich ist Ihre Seele, junger Mann," nahm der Priester Postel das Wort, „und in dem Himmel werden Sie einst mit allen Ihren Lieben vereinigt werden."

„In dem Himmel —" sagte Arnold mit einem schweren Seufzer, „wenn man das wüßte! Wenn es ein Wiedersehen geben würde, vielleicht in dem Monde, oder der Venus, oder vielleicht gar in der Sonne! Das wäre köstlich! Aber würde denn dadurch gar so Vieles geändert? Trifft sich nicht der Ausgleich von selbst? Wir werden schlafen, Mutter, so süß schlafen, durch Ewigkeiten so wollüstig süß, so eisern fest, ohne daß die Posaune uns weckt! Die Menschheit aber lebt fort in ihrer Unsterblichkeit — und wir sind gewesen."

Diese wehmüthigen Worte erfüllten die Frauen mit einem unendlichen Schmerz, der sich in Thränen und Schluchzen Luft machte; auch Postel mußte bitterlich weinen, und war dadurch nicht fähig, den Trostlosen von Neuem an den Himmel zu weisen.

Arnold hatte weit mehr Fassung und Standhaftigkeit, als die Anderen. „Was sollen diese Thränen," sagte er — „sie ändern nichts an den ewigen Gesetzen und Euer Los wird sich nicht anders als das Meinige gestalten."

Arnold hatte seine völlige Geistesklarheit erlangt, er erkannte nicht allein Postel, sondern wußte es auch, daß sich derselbe zu Reindel nach Munkacs begeben habe, und als dieser ihm hierauf sagte, daß er von dem Hauptmanne wirklich den gewünschten Beweis von der Schuldlosigkeit der Frau v. Finkenstein erhalten, so erkundigte er sich mit Genauigkeit, worin dieser Beweis bestehe.

Postel zeigte ihm die Abschrift von dem aufgenommenen Protokolle.

Der Kranke versuchte sie zu lesen, aber sagte dann: „Vergebliche Mühe! Es ist finster hier, und ich ahne es, es wird für mich auch nicht mehr licht werden, wenn Ihr auch tausend Kerzen anzünden würdet. Das ist gewöhnlich bei Sterbenden der Fall; ja, meine Guten, ich muß fort, und das bald, sehr bald! So kalt weht es mein Herz an — das sind die Schauer des Grabes."

„Ach, guter Arnold," sagte die Mutter, „Dir war vorhin auch nicht besser, Du phantasirtest sogar, und doch hast Du Dich mit Gottes Hilfe wieder im Geiste gesammelt — gib nicht, mein Sohn, alle Hoffnung auf."

„Liebe Mutter," antwortete Arnold, auffällig verändert gegen vorhin — Leichenblässe überzog sein Angesicht und seine Stimme wurde tonlos; „ehe die Lampe erlischt, ehe der Rest des Oeles verzehrt ist, da schlägt noch einmal lustig die Flamme empor — dann aber ist es vorbei. Postel! — Hochwürden! Bald hat meine Mutter keinen Sohn — meine Schwester keinen Bruder mehr — helfen Sie dann nach Möglichkeit — Sie haben — die Ehre meiner Mutter gerettet — schützen Sie dieselbe auch gegen

die Böſewichter — verlaſſen Sie Hermine nicht — ſie hat ſie lieb — ſehr lieb! — Weſtern iſt ſchon alt und kann wie ich durch einen Keulenſchlag zu Boden geſtreckt werden — da kommt er ſchon der ſchwarze Mann! — die zerbrochene Grafenkrone in der Hand — wie kalt und bitter er lächelt — mit dem muß ich fort!" — Das waren die letzten Worte des Sterbenden. Er lehnte ſich an die Kiſſen zurück und begann laut und ſchwer zu athmen, dann verfiel er in einen feſten Schlaf.

Sein Athemgeräuſch wurde leiſer und leiſer — ein ſchwacher Hauch war es nur mehr, der über ſeine Lippen ſtrich, und auch dieſer ſchwand dahin, wie der verhallende Ton einer Flöte.

Arnold war verſchieden.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Weitere Unternehmungen des Kreuzherrn.

Weſtern kehrte zurück; er kam zum Leichenbegängniſſe von Herminens Bruder, welcher unter dem Namen Lauber auf dem proteſtantiſchen Friedhofe bei Matzleinsdorf beerdigt wurde.

Hermine, Poſtel und Weſtern begleiteten ihn nach der ewigen Friedensſtätte, die Mutter jedoch konnte dies nicht, ſie war ſo tief erſchüttert, daß ſie ſich nicht emporraffen konnte. Die Kraft ihres ſtarken Herzens war gebrochen und machte die ſchlimmſten Befürchtungen bei ihren Angehörigen rege.

Graf Finkenſtein, welcher ſich von den erlittenen Mißhandlungen ſo weit erholt hatte, daß er das Bett verlaſſen konnte, hatte ohne Thränen auf die Leiche ſeines Sohnes geſehen; ſein Geiſt war noch immer ſo zerrüttet, daß ihm das klare Bewußtſein fehlte.

Er sprach viel von seiner Frau und seinen Kindern, aber die Vorstellungen, welche er sich von diesen machte, stimmten nicht mit seinen Wahrnehmungen überein.

Er wollte es nicht glauben, daß der Todte sein Sohn sei und sagte auch bei dessen Anblicke: „Den kenne ich nicht! — Mein Arnold sieht ganz anders aus — er ist ein artiger Knabe, der mich öfters besucht."

Noch immer hielt er Hermine für seine Frau und wurde sogar böse, wenn man ihm dies auszureden suchte.

Wie ein Träumender irrte er im Hause umher und wenn Western oder Postel zu ihm kamen, so erzählte er ihnen von seinem großen Processe, den er mit seinen beiden Brüdern zu führen habe; er sagte ihnen, daß er nächstens wieder zu Hofe fahren werde, um hierüber mit dem Kaiser zu sprechen und meinte, daß er auf diesen weit mehr Vertrauen habe, als auf die gesammte Justiz.

„Auch wir werden Ihre Sache dem Kaiser vortragen," sagte Western, „und hoffen das Beste von diesem Schritte, denn wir haben bereits sprechende Beweise in den Händen, daß die gegen Ihre Gemalin erhobenen Angaben nur auf Machinationen Ihrer Brüder beruhen, welche weniger aus aristokratischem Stolze als vielmehr aus nichtswürdiger Speculation Ihren rechtmäßigen Kindern das ihnen gebührende Erbe zu entreißen suchen."

„So ist es auch," sagte Graf Hermann Finkenstein, „ich kenne schon die sauberen Patrone, sie wollten mich zu Grunde richten; aber das ist ihnen nicht gelungen, ich werde sie peitschen lassen und zwar vor dem ganzen Regiment."

Western sagte keine Unwahrheit dem geisteskranken Grafen, er trug sich wirklich mit dem Plane, bei dem Kaiser mit Postel Audienz zu nehmen und die Beweise der schmählichen Familienintrigue in dessen Hände zu legen.

Diese Beweise waren in der That bereits so vervollständigt daß man auf eine günstige Entscheidung hoffen konnte.

Die Papiere des Baron Donner befanden sich bereits in den Händen der Frau v. Finkenstein — Arnold hatte sie aus dem Verstecke hervorgeholt — und diese enthielten in der That den Beweis, daß Norbert Finkenstein bei dem Wiener Congresse dem preußischen Cabinete eifriger gedient hatte, als dem österreichischen. Das wichtigste Document war ein an den preußischen bevollmächtigten Minister eigenhändig von Norbert geschriebener Brief, worin er den Empfang von zweitausend Thalern bestätigte, und welchem er außerdem einen Bericht über Aeußerungen eines österreichischen Prinzen, die sich auf die sächsischen Angelegenheiten bezogen und sehr antipreußisch lauteten, beilegte. Diesen hatte der Zwischenträger zurückbehalten, um eine Waffe gegen seinen verrätherischen Herrn in den Händen zu haben.

Die anderen Papiere bestanden in copirten, geheimen österreichischen Staatsacten, welche Donner gleichfalls in Copiatur zu dem preußischen Minister getragen hatte. Donner schrieb diese ein zweites Mal ab, um sie bei Gelegenheit neuerdings zu verwerthen. In einem Briefe an seinen Sohn, der sich bei den Documenten vorfand, machte er genaue Mittheilung über die Art und Weise, wie er im Auftrage jenes Norbert sich mit den preußischen Diplomaten in Verbindung setzen mußte, und in diesem Briefe warnte auch der Vater seinen Sohn vor der Hinterlist und Gottlosigkeit des Grafen Norbert, der, wie er sich ausdrückte, gegen seine eigenen Angehörigen, wie ein Teufel gewüthet habe. Worin dieses Wüthen jedoch bestanden, war nicht aus jenen Papieren ersichtlich, und er erwähnte auch nichts von jenen Machinationen und von den Gewalt-

schritten gegen die Gräfin Finkenstein, bei welchen er doch eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Es ist noch erwähnenswerth, daß Arnold, als er diese Schriften las, von Ekel und Widerwillen ergriffen wurde, über Kopfschmerz klagte, welcher Zustand sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte, und einen für seine Familie höchst betrübenden Verlauf nahm.

Den wichtigsten Beweis von der schmählichen Intrigue hatte der Prediger Western glücklich herbeigeschafft.

Niemand wußte davon, außer den Eingeweihten, daß der Pfarrer von Mariabrunn dem Grafen gegenüber in seiner Angst ausgesagt, daß die Gräfin Finkenstein ihm gebeichtet habe, eine Ehebrecherin zu sein — dies kam erst durch folgenden Fall zur Kenntniß des Pastors.

Ein Domestik des Grafen Norbert, welcher bei der schändlichen Action in Mariabruun verwendet wurde, erhielt, damit er hierüber stillschweige, von seinem Herrn ein Geschenk von einigen hundert Gulden, und wurde von ihm späterhin seines Dienstes entlassen, als er sich äußerte, daß er gerne nach Amerika gehen möchte, da er gehört habe, daß ein Verwandter von ihm, der als Sattlergeselle nach Nordamerika gegangen, ein großes Vermögen sich erworben habe.

Norbert mochte froh sein, ihn auf diese Art loszubringen, und versprach ihm einen Empfehlungsbrief an einen Pflanzer in Cincinnati mitzugeben, der ihn bestens aufnehmen und für sein Fortkommen Sorge tragen werde.

Dies bestimmte auch den Domestiken, seinem Vaterlande Adieu zu sagen und mit dem Empfehlungsbriefe nach Cincinnati zu reisen; dort machte er jedoch die unangenehme Entdeckung, daß er von dem Grafen gefoppt worden sei, da jener Pflanzer, an welchen Norbert ihn gewiesen, niemals existirt hatte. Lange trieb er sich in Noth und

Elend, bald als Domestik, bald als Arbeiter in verschiedenen nordamerikanischen Staaten herum, bis er endlich nach Viscousin kam, wo er als Karrenschieber sein Dasein fristete. Dort sah er die verstoßene Gräfin Finkenstein, klagte ihr seine schwere Noth und bat sie um eine Unterstützung.

Die gutmüthige Frau bat Western, sich seiner anzunehmen, und dieser nahm ihn auch in seinem Hause auf und verschaffte ihm später eine gute Bedienstung bei der Stadtobrigkeit.

Jahre vergingen; der ehemalige Domestik verschwieg mit Beharrlichkeit sein Geheimniß, indem er sich schämte, gegen die wohlwollende Frau, welcher er seine jetzige Existenz zu verdanken hatte, schmählich sich vergangen zu haben. Dennoch machte ihm sein Gewissen unaufhörlich darüber Vorwürfe, und er kam eines Tages mit der Nachricht in das Haus des Western, daß er von Viscousin wegziehen werde, um als Kolonist sein Glück zu versuchen, da er unter günstigen Verhältnissen in einem fernen Bezirke sich einen großen Grundbesitz erworben habe; „bevor ich aber gehe," sagte er, „will ich an meine Wohlthäterin die Schuld der Dankbarkeit abtragen, indem ich Dinge aus der Vergangenheit enthülle, welche den Beweis liefern sollen, welche Teufelskniffe die Brüder des Hermann Finkenstein angewendet haben, um diesen gegen seine Frau aufzubringen."

„Als die Frau Gräfin schwer erkrankt auf der Villa des Grafen Hermann bei Mariabrunn darniederlag, beredeten diese eine Bedienstete der Gräfin daselbst, sich gleichfalls krank zu stellen, und dem Geistlichen, welchen man ihr schicken werde, zu sagen, daß sie die Gräfin Finkenstein sei und den Drang in sich fühle, ihr Gewissen durch die Beichte zu erleichtern. Dies geschah denn auch. Diese Person spielte mit gutem Glücke ihre Rolle und der herbeigeholte Geistliche glaubte wirklich, daß er die Gräfin vor

sich habe; was sie ihm beichtete, weiß ich nicht, aber wohl ist mir bekannt, was der Pfarrer, welchen man durch die Todesdrohungen in das Bockshorn jagte, aus jener Beichte bekannt gegeben hat. Norbert sagte dem Grafen Hermann dann: „Du hast es gehört, daß Deine Frau eine Ehebrecherin und Deine Kinder Bastarde sind, handle nun darnach.“ Graf Hermann, getäuscht, hat seine Frau und seine Kinder wirklich verstoßen, und ich war ein Schuft, daß ich damals nicht den Mund aufgemacht habe; aber geschehen ist geschehen!

„Ich will mich endlich mit meinem Gewissen abfinden, indem ich diese Enthüllungen mache. Ich hätte schon den Muth, dieß dem Norbert in das Gesicht zu sagen, aber ich mag nicht nach Europa zurückkehren, und deshalb habe ich auch mich hierüber heute bei dem hiesigen Gerichte zu Protocoll nehmen lassen und überreiche Ihnen hiemit die durch Zeugen und das Amtssiegel beglaubigte Abschrift jenes Protocolles. Ich weiß zwar nicht, ob Sie von diesem Documente einen Gebrauch machen werden, aber wenn es geschieht, so glaube ich, wird man dasselbe gelten lassen; wie jener weibliche Domestik geheißen hat, der sich für die kranke Gräfin ausgegeben, weiß ich nicht mehr, vielleicht aber ist dies der Frau Gräfin bekannt, und wenn nicht, so kann man dies wohl durch Nachfragen erfahren.“

Der Besitz dieses Documentes war auch die Ursache, daß die Gräfin Finkenstein mit ihren Kindern und Western nach Oesterreich zurückkehrte, um daselbst ihre Schuldlosigkeit zu beweisen, aber es kostete dem Pastor erstaunliche Mühe, um jene Person auszukundschaften, welche die Gräfin durch ihre schmähliche Lüge in's Unglück gestürzt hatte. Dieselbe war als Krankenwärterin nur kurze Zeit bei der Gräfin gewesen und diese wußte sich auch gar nicht an sie zu erinnern.

Western erfuhr endlich, daß dieselbe Barbara Fuchs geheißen und sich vor langen Jahren schon in ihre Heimat nach Böhmen begeben habe, und daß sie aus Glattau gebürtig sei. Western hoffte sie nicht mehr am Leben zu treffen und so war es denn auch.

Dieselbe war im Prager Versorgungshause als Pfründnerin gestorben, aber sie ging nicht aus der Welt, ohne ihren verübten Betrug dem Geistlichen der Anstalt sowohl, als auch zweien anderen Pfründnerinnen gestanden zu haben. Diese Personen hatten niemals hievon einen Gebrauch gemacht, aber da erschien Western und wußte die Sache so geschickt einzufädeln, daß er über jene Aussage der verstorbenen Fuchs eine beglaubigte Urkunde erhielt.

Und sonst waren alle Nothbehelfe herbeigeschafft, um die Angelegenheit der verstoßenen Gräfin von Finkenstein vor das Gericht bringen zu können und dies sollte nun unverweilt geschehen.

Postel hoffte mit Sicherheit auf einen glücklichen Erfolg und er war in seinem Gemüthe befriedigt, daß er zu jener Zeit für die unglückliche Frau Partei ergriffen habe, nachdem er die Verfolgung derselben eingeleitet. Jene Abschrift des in Viscousin aufgenommenen Protocolls, in englischer Sprache niedergeschrieben, war es auch, welche Hermine ihm in der Teufelsmühle zum Lesen gegeben hatte und das er später mit Hilfe eines Wörterbuches in seinem Kloster übersetzte; dies waren seine ersten Studien in der englischen Sprache gewesen.

An dem Tage nach der Beerdigung lernte Postel jenen Heißele kennen, dessen Namen er, wie bekannt, vor Hermine angenommen hatte. Er kam aus Böhmen, wohin er sich mit der Teufelsmüllerin begeben hatte, um dem Pastor Western behilflich zu sein, die Spur jener Fuchs aufzusuchen.

Eine Besprechung jenes Heißele mit Western war die Ursache, weshalb jener nicht damals zu Herminen reiste, obwohl die Teufelsmüllerin dem Fräulein geschrieben, daß sie ihn für die nächsten Tage zu erwarten habe. Er sowohl als seine Verwandte, die Müllerin, hatten durch ihren Eifer viel dazu beigetragen, um Western's Wege zu ebnen.

Seine Verwandte war, nachdem diese Unternehmung glücklich zu Ende geführt, nach Znaim und ihrem Besitzthume zurückgekehrt, um dort nachzusehen, wie es mit demselben stünde; ebenso wie Western und Hermine konnte auch Heißele nicht sagen, wer jener Mann gewesen sein mochte, welcher in der Teufelsmühle das Werk in Bewegung gesetzt und Postel angefallen hatte. Die Schilderung der Person jenes Mannes, welche Postel entwarf, paßte so ziemlich gut auf den Teufelsmüller selbst, es war jedoch unwahrscheinlich, daß dieser es wirklich gewesen, da seine Strafzeit noch nicht abgelaufen.

„Ich wüßte nicht," sagte Postel, „warum ich nicht bereits die angenommene Maske abwerfen sollte; wenn Sie, Herr Pastor, dagegen nichts einzuwenden haben, will ich mich an den Hofcaplan Pater Feigerle wenden, und ihm sagen, daß es ein Irrthum gewesen sei, in Ihnen einen revolutionären Agitator zu vermuthen und ihm ausführlich bekannt geben, zu welcher glücklichen Entdeckung meine Intervention geführt habe.

Feigerle ist ein gutmüthiger alter Herr, der sich gewiß der größten Angst über mein Verschwinden hingegeben hat; sein Einfluß bei Hofe kann uns jedenfalls von Nutzen sein, überdies halte ich es für nothwendig, mich vor ihm zu rechtfertigen und durch seine Verwendung und Aufklärung nicht allein meine Oberen mit mir zu versöhnen, sondern auch jeden Verdacht eines unlauteren Treibens von mir abzuwälzen."

„Gut, wählen wir diesen Weg," sagte Western nach kurzem Bedenken. „Ihre Rückkehr in das Stift, dem Sie angehören, muß jedenfalls, so bald wie möglich, angebahnt werden; Sie haben Ihr Versprechen glänzend erfüllt, und es ist nun an Ihnen, zu zeigen, daß Sie nur die edelsten Motive dazu bewogen haben."

„Sind Sie hievon noch nicht überzeugt?" fragte Postel.

„Völlig nicht!" entgegnete der Pastor. „Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, doch sie ist mir als Herminens väterlichem Freunde geboten. Ihre Zuneigung für ein weibliches Wesen von hoher Seelengüte könnte demselben ebenso wie Ihnen höchst verderblich werden; ich weiß, was das heißt, eine religiöse Ueberzeugung in seiner Brust zu haben, und ich darf nicht zweifeln, daß Sie ein braver katholischer Geistlicher sind, der die Anforderungen seiner Dogmen mit jenen der Humanität stets im Einklang zu erhalten weiß. Ihr längeres Beisammensein mit Hermine würde sie Beide sowohl, als mich selbst zu immerwährenden Folterqualen verurtheilen. Vermeiden wir es klüglich, die schwache Kraft zum Kampfe gegen das Geschick herauszufordern, und gehen wir jenen Gefahren gerne aus dem Wege, welche uns gar leicht in die Bande der finsteren Leidenschaft schlagen und um den Frieden unserer Seele bringen können. Sie müssen Hermine fliehen und auf sie vergessen."

„Vergessen werde ich sie nicht, aber fliehen!" Western drückte dem Kreuzherrn dankbar die Hand und ging von ihm fort.

Postel wollte die Kranke besuchen, da er aber hörte, daß sie schlafe, so zog er sich in sein Zimmer zurück, und entwarf beim Lampenlichte einige Notate, welche ihm als Anhalspunkte dienen sollten, um im Nothfalle eine

wirksame Vertheidigungsschrift aufzusetzen, wenn diese Pater Feigerle von ihm verlangen sollte. Als er da schrieb, öffnete sich leise die Thüre und Hermine kam zu ihm. „Gott sei Dank," sagte sie, „meine Mutter befindet sich besser und Gott wird mich vor dem Unglücke bewahren, sie auch zu verlieren." Hermine war sehr aufgeregt, ihre Hand brannte, welche sie in die des Kreuzherrn legte; Trauer und Kummer umnachtete ihr Auge, und der Schmerz über den Verlust ihres geliebten Bruders sprach aus jedem ihrer Züge.

„Gott wird sie schützen, mein Fräulein," antwortete Postel mit sanfter Stimme, „es kann nicht der Wille des Ewigen sein, schweres Leid bis zur Vernichtung Jenen aufzuerlegen, welche seine Wege wandeln."

„Ich habe von Western gehört," sagte Hermine, „daß Sie bereits morgen uns wieder verlassen werden?"

„Ja so ist es," entgegnete Postel, „was ich thun konnte, ist gethan — und ich kehre nun wieder in mein Stift zurück?"

„Weßhalb denn so schnell?" entgegnete Jene; „weßhalb wollen Sie uns in unserer traurigen Lage verlassen?"

„Sie haben ja ohnehin Freunde, welche Ihnen völlig ergeben sind, der arme Postel geht, um nie wiederzukommen."

„Das wollen wir aber nicht!" antwortete Hermine, „weder ich noch die Mutter — ich weiß es — Western will es," setzte sie zürnend hinzu, „doch mit unserer Selbstständigkeit ist es nicht so übel bestellt, daß wir uns sklavisch seinem Willen unterwerfen müßten und ich sag' es offen, daß Sie mir eine schwere Kränkung bereiten, wenn Sie von uns fortgehen."

„Großmüthiges Herz!" sagte der Kreuzherr gerührt, Hermine's Hand mit Inbrunst küssend, während ein tiefer Seufzer ihm entquoll und zwei schwere Thränen

auf die Hand des Fräuleins hinabfielen, „ich muß fort und darf Sie nie wieder sehen.“

„Und weßhalb?“

„Weil ich Sie liebe, mein Fräulein!“ sprach Postel mit gepreßter Stimme; „verdammen Sie mich nicht, weil ich mich erkühne, Ihnen dieses Geständniß zu machen; ich konnte es in der Stunde des Scheidens nicht zurückhalten.“ —

„Bin ich Ihnen nicht auch gewogen?“ antwortete Hermine mit einem verklärten Blick. „Ihre Versicherung erweitert mein gedrücktes Herz; doch wenn Sie mich lieben, weshalb wollen Sie von mir lassen?“

„Ich bin katholischer Priester.“

„Um so besser! Ihr Stand wird Sie vor Verirrungen schützen.“

„Nein! mein Fräulein, nein!“ entgegnete Jener mit Heftigkeit. „Was ist ein unbedachtes Gelübde gegen die Macht des Augenblicks — gegen den allmächtigen Zauber der Liebe! Und deshalb muß ich fort.“

Die Thüre öffnete sich und Western war da. „Die Mutter ist erwacht,“ sagte er, „und verlangt nach ihrer Tochter.“

Hermine, ohne ein Wort zu entgegnen, entfernte sich aus dem Zimmer.

„Schon wieder beisammen,“ sagte der Pastor mißmuthig — das ist mir nicht lieb, ich sehe es Ihnen aus den Augen an, daß Sie den Gotteslohn für ihre Thaten noch vor Ihrer Abreise einernten wollen!“

„Wozu dieser Spott!“ antwortete Postel aufwallend. „Sie wissen doch, daß ich gehe, und daß ich Herminen nicht vergessen werde, und das weiß sie nun auch und das mußte sie wissen.“

„Letzteres sollte sie nicht wissen! Ein katholischer Priester darf nicht von Liebe sprechen!"

„Herr Pastor, ich werde Ihnen den Streich spielen und das Beispiel des Gründers Ihrer Kirche beherzigen."

„Mir spielen Sie keinen Streich," entgegnete Jener, „wohl aber sich selbst! Innere Ueberzeugung war es, welche Luther bestimmte, sich vom Katholicismus loszusagen, nicht thörichte, beinahe unverschämte Liebe zu der Comtesse Finkenstein, zu einer Dame, welche hohe Ansprüche an die Welt stellen kann."

„Das ist eben keine republikanische Ansicht, wie man sie von Ihnen erwarten dürfte."

„Herr, mir spielen Sie keinen Streich, wenn sie mein Pflegekind verführen," rief Western zornig, „ich dulde es nicht, daß Hermine einem Pfaffen zum Opfer fällt!" —

Flora, welche sich, ohne beachtet zu werden, in dem Zimmer befand und wahrscheinlich durch die zornigen Worte des Pastors aus dem Schlafe aufgescheucht wurde, fuhr bellend gegen ihn; als Postel dies sah, sagte er: „Das Hündchen nimmt für mich Partei, es scheint dankbar und verständiger zu sein, als es Pastor Western ist. Ich habe gesagt, daß ich von hier gehe, genügt Ihnen das nicht? Und verdien' ich deßhalb eine Schmähung, wenn ich mit blutendem Herzen von hier scheide?

„Sie gehen also morgen bestimmt?"

„Ja, mein Herr?"

„Und werden zum Protestantismus übertreten?"

„Ich kehre in mein Stift zurück, was wollen Sie noch mehr?!"

„Verzeihen Sie meine Aufwallung," entgegnete Western kühler. „Sie haben einen Anspruch an meine Dankbarkeit, ich kann Ihnen auch meine Achtung nicht ver-

sagen, wenn Sie Ihr Wort halten. Gute Nacht, Herr katholischer Priester!"

„Gute Nacht, Herr Pastor!"

So schieden die beiden Geistlichen von einander und Postel bekam an jenem Abende Hermine nicht wieder zu sehen.

Noch mochte es nicht acht Uhr Morgens sein, so kam schon Western, in einem Mantel gehüllt, zu dem Kreuzherrn, welcher eben in seinem Brevier betete und sagte zu ihm: „Der Wagen ist schon bespannt, es wird mir angenehm sein, wenn Sie mir die Ehre schenken, in die Stadt mich zu begleiten."

„Ich stehe zu Diensten," antwortete Jener, das Brevier zuschlagend und sich von seinem Sitz erhebend. Im nächsten Augenblicke war er reisefertig. „Ich habe die Papiere," sagte er, „bei meiner Rückkunft bereits an Fräulein Hermine übergeben."

„Es ist mir bekannt."

„Kann ich mich von den Frauen empfehlen?"

„Ich werde Sie entschuldigen, mein Herr. Frau von Finkenstein hatte eine sehr unruhige Nacht und ist erst vor Kurzem eingeschlafen."

Ohne ein Wort zu entgegnen, folgte Postel mit schwerem Herzen dem Pastor. Als er in den Wagen steigen wollte, so bemerkte er das Hündchen Flora, das ihn freudig begrüßte und beugte sich nun zu demselben nieder, um es zu streicheln.

„Kommen Sie, mein Herr," sagte Western unwirsch. —

„Nur einen Augenblick Geduld," entgegnete Jener, der Abschied von dem Hündchen wird mir doch wenigstens erlaubt sein."

In diesem Augenblicke aber trat schon Hermine durch das Thor aus dem Hause und als Western dies sah, kehrte er ihr in seiner Mißstimmung den Rücken.

Hermine sah sehr trübselig und verweint aus. „Leben Sie wohl, lieber Postel," sagte sie, ihm die Hand reichend, „möge Ihnen das Glück freundlich lächeln; ich hoffe, Sie werden uns nicht vergessen und recht bald und viel uns schreiben."

„Das verspreche ich Ihnen — mein Fräulein," entgegnete Postel, dessen Augen sich mit Thränen netzten. — „Der Segen des Himmels begleite Sie auf allen Ihren Wegen und damit Sie glücklich jenes Ziel erreichen, welches Ihnen vor den Augen schwebt!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr — was Sie für mich gethan haben, ist unzerstörbar in meinem Herzen eingegraben und wenn Sie jemals in eine mißliche Lage kommen sollten, so bitte ich Sie, mein Herr, auch meine Dienste in Anspruch zu nehmen."

„Gewiß, mein Fräulein," entgegnete Postel von den wehmüthigsten Empfindungen ergriffen; er preßte einen glühenden Kuß auf Herminens Hand und stieg in den Wagen. Western setzte sich an seine Seite und der Wagen rollte von dannen.

Es war ein sehr trüber nebliger Morgen und paßte gar gut zur Stimmung des Kreuzherrn. Seine Sonne war auch nicht mehr am Horizonte sichtbar und er stierte so traurig und trostlos vor sich hin, als hätte er keine Freude mehr im Leben zu erwarten.

Western sah sein thränenvolles Auge und der stumme Schmerz des Kreuzherrn sprach gar beredt zu seinem Herzen, er konnte ihm nicht sein Mitleid versagen.

„Muth, mein Freund," sagte er, ihm die Hand hinstreckend, „wir sind zum Leiden geboren; auch ich habe

viele schwere Stunden gehabt und nur durch meinen festen Charakter gesiegt, auch Sie werden es! Es ist etwas Großes und Erhabenes um eine edle Resignation."

Die Stadt war erreicht und die weiteren Abmachungen bald getroffen.

„Sie gehen zu Ihrem Freund und Gönner, dem Hofcaplan, und ich begebe mich „zur Stadt London" am Fleischmarkt. Jedenfalls werden Sie mich dort zu Mittag treffen. Wir werden es bis dahin wohl wissen, ob jener einflußreiche geistliche Herr uns seine Hand bieten wird. Behandeln Sie diese Sache nicht für eine höchst wichtige. Stoßen Sie auf den geringsten Widerstand, so lassen Sie die Sache auf sich beruhen und ich werde meine eigenen Wege gehen. Leben Sie wohl!"

„Mit Gott, Herr Western!"

Postel stieg aus dem Wagen, welcher auf dem Burgplatze still gehalten und begab sich in die Wohnung des Pater Feigerle, welcher eben im Begriffe stand, auszugehen.

Der Hofcaplan mochte von Postel nichts Gutes gehört haben, denn er erschrack beinahe, als er ihn sah und legte dann sein Gesicht in gar bedenkliche Falten. Ruhig hörte er ihn an, aber bald verlor er seine Ruhe, rückte mit dem Stuhle hin und her und sagte dann, ehe noch Postel mit seiner Erzählung zu Ende gekommen war:

„Es ist genug; aus dem, was ich gehört habe, weiß ich bereits, daß der Dachs den Jäger gefangen hat. Sie sind in eine böse Gesellschaft gerathen und wurden von dieser zum Bösen mißbraucht — das werden Sie mir nicht ausreden — übrigens geht mich die Sache nur insoferne an, als es ein Ordenspriester ist, der meinem Stande Schmach und Unehre bereitet — was Sie getrieben haben, ist himmelschreiend.

Wenn ich Sie nur nicht dem Grafen Sedlnitzky anempfohlen hätte! aber wer hätte es denn ahnen können, daß Sie nach einer so langen guten Aufführung auf die furchtbarsten Abwege gerathen werden! Wo ist der unglückliche Irre, Herrmann Graf von Finkenstein, den Sie mit erstaunlicher Vermessenheit entführt haben?"

„Er befindet sich bei seiner Frau und seiner Tochter."

„Und wo befindet sich die Frau und Tochter?"

„Das kann ich noch nicht angeben, es handelt sich um die Sicherheit des Grafen sowohl, als seiner ehrenhaften Familie, welche, wie ich Ihnen gesagt habe, durch meine Mithilfe in den Besitz von Documenten gelangte, wodurch sie vollkommen ihr gutes Recht und die abscheulichen Intriguen des Norbert Finkenstein zu beweisen im Stande ist."

„Es ist noch kein arger Betrüger aufgetreten, der sich nicht falschen Documenten versehen hätte. Reden Sie mir nichts von Diesem. Und wer hat Ihnen denn erlaubt, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was man Ihnen aufgetragen hat? Sie haben die Befehle meines Freundes, Ihres Probstes mißachtet, und ihn so geärgert, als er Ihre schöne Aufführung hörte, daß er nun schwer erkrankt darnieder liegt! Sie müssen augenblicklich in Ihr Stift zurückkehren und wenn Sie sich dessen weigern, so übergebe ich Sie der Polizei, damit Graf Sedlnitzky mit Ihnen dann zusammenrechnet."

„Ich verspreche, Hochwürden, noch heute meine Heimreise anzutreten."

„Ist gar nicht nöthig, daß Sie mir dies versprechen. Ich lasse Sie nicht mehr los! Sie bleiben hier, bis Leute kommen, die Sie an Ort und Stelle transportiren. Sie sind mein Gefangener!"

Bei diesem Ausspruche blieb es.

Pater Feigerle schickte um den Pfarrer von den Karolern und besprach sich mit ihm über den ungehorsamen Sohn seines Ordens.

Der Pfarrer theilte die Meinung sowohl als die Entrüstung des Hofcaplans und übernahm es auch, Postel sogleich nach Hause transportiren zu lassen.

Postel fand sich nicht mehr in der Lage, weder mündlich noch schriftlich sich mit Pastor Western ins Einvernehmen zu setzen und befand sich wenige Stunden später bereits unter Beaufsichtigung eines Geistlichen und eines Laienbruders auf der Reise nach seinem Stifte.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Nach hundert Tagen.

Postel sitzt in der tiefen Fensternische seiner Zelle und sieht hinaus in die freie Natur; so sonnig und warm ist es draußen, so erquickend, so würzig ist die Lenzluft, die zu ihm in sein düsteres Gewölbe durch das offene Fenster eindringt. Mit Wollust schlürft er die frischen balsamischen Lüfte ein, und sein träumerisches Auge fliegt hinaus in die lachende sonnige Natur, über den Garten, den Fluß, die Stadt; frei und leicht wie der Vogel schwingt er sich empor, bis in den Lazur des hohen Himmels, und von dort wieder auf das ferne Gefilde, über jene schneeige Bergeshöhe, über jene grünen lieblichen Hügel, über die vom Gewässer schimmernde Ebene, um sein brennendes und durch eifriges Studiren bei der Nachtlampe empfindlich gereiztes Auge zu laben.

Dann ergreift er den Bleistift und schreibt, an dem Fenster sitzend, flüchtig ein Gedicht nieder, um die sein

Herz durchströmenden Gefühle in Worte zu kleiden und diesen Moment festzuhalten; es lautete wie hier folgt:

Geöffnet hab' ich meines Fensters Scheiben,
Dem jungen Tag mein Herz entgegenschwellt;
Was herrscht da draußen für ein munt'res Treiben?
Mein Gott — ein Paradies ist deine Welt!
Der Lenz hat weggerollt die Schneecourtine,
In buntem Schmelze prangt die Stadt — das Land,
Wild jauchzend reißt der Bach fort die Lawine
Und spinnt zum Strom sich hier als Silberband.
Des Weltalls ew'ges Sonnenauge säet
Auf jedes Sandkorn ein Juwel herab,
Die Maienglöckchen tönen duftumwehet,
Sie läuten froh den Winter heut' in's Grab!
Es freu'n sich alle Wesen dieser Erde,
Und jubelnd schallt es hin durch Feld und Hain:
Nur ich allein erliege der Beschwerde
Und bin verdammt, ein Mönch, ein Mönch zu sein!
Verberge grollend mich mit bangen Zähren
Scheu vor des Schöpfers Blüthenthron,
Als wollte ich im gräßlichen Empören,
Der gnadenreichen Fülle sprechen Hohn!
Mag ich auch jammernd an dem Bildniß hangen,
Des Weltversöhners, des Gekreuzigten,
Der kalte Stein kühlt doch nicht meine Wangen,
Vergebens ist mein blutig heißes Fleh'n!
Sink' ich am Altar hin beim Kerzenscheine,
Kann ich nur klagen um der Liebe Glück! —
Weh' mir! selbst in des Kelches heil'gem Weine
Seh' ich, Verworfener, Herminens Blick. —
O Lenz! Du darfst ihr nicht mein Leiden sagen,
Wie es zu Dir die kranke Seele spricht,
Ich muß allein und stumm es tragen,
Bis mir das arme Herz im Tode bricht!

Zu jener Zeit war Postel im Kreuzherrenstifte zu Prag, wohin er von seinem Großmeister gerufen wurde, um sich über seinen Ungehorsam und andere Ausschreitungen zu rechtfertigen.

Dies war ihm jedoch nicht gelungen.

Er wurde schuldig gesprochen und hatte es einer besonderen Gnade zu verdanken, daß man sich damit begnügte, ihm eine strengere Obedienz und einen längeren Hausarrest aufzuerlegen.

Während die Anderen sich einer hübschen Wohnung mit einigen Gelaßen erfreuen konnten, mußte er eine enge gewölbte Zelle bewohnen, in welcher er des Nachts eingeschlossen wurde.

In seiner Lage dachte er nicht daran, an Hermine zu schreiben, da sein Brief höchst wahrscheinlich in die Hände seiner Oberen gefallen wäre. Ebenso erfuhr auch er nichts von Herminen und ihrer Familie, ja es wurde ihm nicht einmal bekannt, ob diese ihr gutes Recht durchgesetzt und über ihre Feinde gesiegt habe. Es gab zwischen ihm und der Außenwelt keine Verbindung mehr und seine Strafhaft sollte so lange dauern, bis er sich vollständig gebessert. Während dieser Zeit beschäftigte sich Postel mit dem Studium der Philosophie und der englischen Sprache, und meldete sich auch wiederholt zu einer strengen Prüfung in diesen Gegenständen. Er wollte eine Professur an irgend einer philosophischen Lehranstalt haben.

Um sich von seinem Wissen zu überzeugen, oder ihn vielmehr für immer von seinen Entwürfen abzubringen, wurde er zu einer Vorprüfung vor seinen Großmeister gerufen, um vor diesem sowohl als anderen ihm vorgesetzten Ordenspersonen seine Befähigung zur Professur zu beweisen.

Diese fiel in der That auch höchst ungünstig für ihn aus. Talentlose unwissende Menschen bekämpften seine philosophischen Ansichten, obgleich er keine anderen vorbrachte, als solche, welche in Lehrbüchern enthalten waren,

und zum Schlusse der Prüfung wurde ihm mitgetheilt, daß er zu einer Professur nicht die geringste Befähigung habe.

Mit größter Gelassenheit fügte sich Postel in sein Geschick, aber er that dies nur deßhalb, um endlich wieder in eine günstige Lage zu kommen; nichts war für ihn peinlicher als der verhängte Hausarrest und von Tag zu Tag wuchs seine Sehnsucht nach der Freiheit.

An demselben Tage, als er jenes vorher bekannt gegebene Gedichtchen schrieb, wurde er zum Großmeister gerufen und erfuhr aus seinem Munde eine überraschende Neuigkeit.

„Lieber Postel," sagte der Großmeister, „ich will Sie, und zwar probeweise, als Beichtvater zu den Karmeliterinnen auf den Hradschin senden, denn wie Sie vielleicht wissen werden, ist der Seelsorger jenes Frauenklosters an einem Brustleiden erkrankt; die Oberin hat mich gebeten, ihr einen Priester zu senden, welcher der englischen Sprache mächtig sei, da sie eine Engländerin in dem Kloster hat. Ich weiß Sie lesen in englischen Büchern und kann daher auch voraussetzen, daß Sie das verstehen werden, was Sie lesen — deshalb ist meine Wahl auf Sie gefallen — ich sage Ihnen offen, daß ich nicht viel auf Sie halte — Sie kommen mir so vor, wie ein Vogel, dem man die Flügel gestutzt hat — aber da sie Ihnen schon einmal gestutzt worden sind, so werden Sie sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht wieder an Ihre wachsenden Fittige die Scheere anlege. Wie ich etwas Nachtheiliges von Ihnen höre, so kommen Sie wieder in den Kerker; — machen Sie mir ja keine Dummheiten, denn ich fürchte ernstlich, daß Sie von falscher Humanität geblendet, die erste beste Gelegenheit ergreifen, um irgend eine Nonne gegen ihr abgelegtes Gelübde aufzureizen — thun Sie mir das ja nicht, Postel, und denken Sie daran, daß man Sie bei

einem zweiten Fehltritte nicht wieder so schonend behandeln würde."

„Besitze ich nicht das Vertrauen meines hohen Vorgesetzten," entgegnete Postel, „dann ist es wohl besser, wenn es mit mir ferner so bleibt, wie es ist. Ich sehne mich nicht nach irgend einer Veränderung meiner Lage."

„Ich wünsche es aber, daß Sie jenen Dienst übernehmen, und schon deshalb, damit ich weiß, wie ich mit Ihnen daran bin. Es paßt nicht gut für unsere Disciplin, einen Gefangenen in dem Stifte zu haben — ich will Sie lieber ganz verlieren, als so besitzen. — Morgen acht Uhr werden Sie die Messe bei den Karmeliterinnen lesen und dann der Oberin daselbst mein Billet übergeben, das ich Ihnen im Laufe des Nachmittags zusenden werde."

Postel entgegnete kein Wort, doch er nickte zustimmend.

Der Großmeister änderte auch seinen Enschluß nicht, denn er sendete Postel das erwähnte Billet und mit demselben wurde ihm zugleich bekannt gegeben, daß er von morgen an eine andere Wohnung beziehen könnte, welche ihm besser zusagen werde.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Herkules am Scheidewege.

Postel las die Messe in der Kirche der Karmeliterinnen. Die Nonnen in dem vergitterten Oratorium stimmten zur heiligen Handlung ihre Gesänge an, welche von den Tönen der Orgel begleitet wurden. Die Anzahl der Frommen, welche sich aus der Umgebung zur Messe eingefunden hatte, war nicht bedeutend, und Postel beachtete wie gewöhnlich dieselben auch nicht. Er befand sich in einer sehr betrübten Stimmung; es verdroß ihn, daß

der Großmeister ihn wie einen Schulknaben behandle und daß man ihn nur hiehergeschickt habe, weil er sich ein wenig auf die englische Sprache verstehe und weil man ihn auf die Probe stellen wolle, ob er eine bessere Behandlung verdiene.

Noch hatte er nicht die Oberin gesprochen und er soll nun ihr gegenüber ein Betragen annehmen, damit sie ihn nicht als Seelsorger des Klosters refüsire, er ist aber trotz seiner Weltlust völlig menschenscheu geworden, und so geht es wohl jedem Priester, welcher zur Einsicht gelangt, daß er sich bei seiner Berufswahl geirrt habe.

Seit er von Hermine geschieden, hatte er nicht eine frohe Stunde mehr gehabt; seine einzige Hoffnung, durch Erlangung einer Professorsstelle sich in eine neue Richtung zu bringen und an den Brüsten der Wissenschaft Lethe für sein verlorenes Glück zu finden, ist gleichfalls gescheitert. Er kennt kein Ziel mehr, nach welchem er streben sollte und besitzt auch nicht mehr die Kraft, um sich aufzuraffen, die Fesseln seiner peinlichen Verhältnisse abzuschütteln.

Er ist ein verlorner Mensch, eine verlorene Seele. Seine herrlichen Anlagen wird er nicht weiter cultiviren, und wenn er aus der Welt geht, so wird er sich bekennen müssen, daß er gar nicht wisse, weshalb er auf der Welt gewesen sei. Und wenn bis dahin sein Herz noch nicht verknöchert ist, wird es ihn tief schmerzen, daß er sich dem beschaulichen Leben zugewendet habe, und nicht dem thatkräftigen. Es gibt kein erschaffenes Ding, das nicht zu etwas nütze wäre — wozu ist er es gewesen? Wenn sein Dasein vorübergerauscht ist, welche Spuren wird dasselbe zurücklassen? Er darf nicht den Anspruch machen, so viel genützt und geschaffen zu haben, wie das kleinste Insekt, das wenigstens für die Fortdauer seiner Gattung sorgt.

Solche Ideen kamen Postel in den Kopf, als er die heilige Messe las. Er war so zerstreut, daß er sich sicher hätte Fehler zu Schulden kommen lassen, wenn ihm nicht durch die Uebung die zu beobachtenden Ceremonien geläufig gewesen wären.

So war es fast bis zur Hälfte der Messe, aber dann geschah es, daß er in eine von jener weit verschiedene Stimmung gerieth und zugleich in eine Aufregung versetzt wurde, welche er nur mit großer Mühe den Augen der Andächtigen entziehen konnte: denn als er sich vor der Wandlung gegen die Anwesenden mit den Worten „Dominus vobiscum“ wendete, sah er in der ersten Bank Hermine, welche ihn scharf in's Auge faßte, während ein trüber Ernst auf ihrem von Trauer umnachteten Antlitze lag.

Hermine ist da! — Sie, die er nie wieder zu sehen gehofft!

Was bringt sie hieher?

Oder sollte sich sein Auge getäuscht haben? — Was hätte Hermine in Prag zu suchen? — Verfolgt sie als treue Freundin seine Spur und ist sie da, um ihn zu sprechen?

Postel erinnerte sich, daß Hermine, als er sich mit ihr in der Teufelsmühle aufgehalten, ihn gebeten, einen Brief, den sie an eine Freundin nach Prag geschrieben, der Post zu übergeben.

Mit frevelhafter Hand erbrach er damals den Brief und vernichtete denselben, weil Hermine ihre Freundin von ihrem Entschlusse abzubringen suchte, in ein Kloster einzutreten und den Schleier zu nehmen. Ist sie nun hier, um ihre Freundin zu besuchen? Das ist wahrscheinlich! Und sollte dies der Fall sein, dann ist es die große Frage, ob sie noch ferner für ihn einen freundlichen Blick hat; vielleicht ist er ihrem Herzen schon lange fremd geworden!

Vielleicht hegt sie nur Groll gegen ihn, denn es ist zu vermuthen, daß wenn ihre Freundin sich hier im Kloster befindet, dies ihr Mißmuth bereitet und daß sie es ahnt, daß Postel ihren Brief an dieselbe unterschlagen habe.

Hermine hatte in der That keinen seelenvollen Blick für ihn. Sie ist in Trauer gekleidet und jeder Zug in ihrem Antlitze harmonirt mit ihrem Anzuge. Als er „Ite missa“ gesprochen, entfernte sie sich aus dem Kirchenstuhle und schritt dem Ausgange zu. In der nächsten Minute verließ auch der Kreuzherr die Kirche und begab sich in die Sakristei zurück, wo er das Kirchengewand auszog. Er that dies in aller Eile, indem er die Absicht hatte, Herminen nachzueilen und sie anzusprechen.

Gegen diese Absicht erhob sich keine warnende Stimme in seiner Brust, er mußte ihren Tritten folgen, wenn er auch dem Tod in die Arme laufen würde. Schnell war er auch in dem Klostergange und dann auf der Straße; wohin er aber blickte, nirgends sah er mehr die schwarzgekleidete Dame. Mit Hast, ja in höchster Angst lief er die Straße hinab bis zu dem Seitengäßchen, spähte in jedes Haus, eilte dann nach der entgegengesetzten Seite hin, aber er fand Hermine nicht!

So wild und ungestüm hatte noch nie sein Herz gepocht und eine Trostlosigkeit überfiel ihn, daß er seinen Schmerz über Herminens Flucht kaum zu ertragen im Stande war. Sie hatte ihn erkannt und ist dennoch fort! Damit ist sein Loos entschieden — sie hat ihn erkannt, und will ihn nicht mehr kennen — er ist ihrem Herzen fremd geworden!

Traurig kehrte er in das Kloster zurück, um bei der Oberin vorzusprechen. In finsterem Groll mit seinem Geschicke, gleichgiltig gegen irgend einen Erfolg, trat er nun vor die Oberin hin, und übergab ihr das Billet.

Diese las dasselbe und sah den empfohlenen Beichtvater mit Aufmerksamkeit an, welcher mit gesenktem Haupte und halbgeschlossenen Augen vor ihr stand.

Sie sprach mit ihm — er antwortete ihr und es war ihm später gar nicht erinnerlich, was er mit ihr gesprochen. Nur die Schlußworte derselben prägten sich in sein Gedächtniß ein.

„Hochwürden," sagte sie, „sind ein Priester, wie er sein soll, ernst und kurz. Und so muß man es mit den Nonnen halten, welche dem Beichtvater gegenüber öfter so geschwätzig und zutraulich sind, als würden sie ihresgleichen vor sich haben. Ich habe meine liebe Noth mit ihnen, und Hochwürden werden es nicht besser haben, als ich. Es gibt so manche unter ihnen, welche es bereuen, Nonnen geworden zu sein, und nun die sogenannte Klosterkrankheit haben; sie sind mürrisch, verdrossen und weinen, wenn sie allein sind, Tag und Nacht. Doch ehe Sie noch Ihre neuen Beichtkinder besuchen, haben Sie die Güte, in das Sprechzimmer zu gehen, wir haben die Novize hier, welche von ihrer Freundin besucht wurde, und seit dieser Zeit gleichfalls die Klosterkrankheit hat.

„Heute ist sie wieder gekommen, um mit ihr zu sprechen, auf keinen Fall jedoch kann man sie zu ihr lassen; ich bitte, Hochwürden, diese Person doch auszuholen, damit man doch eigentlich erfährt, was ihre Besuche zu bedeuten haben, und sie dann ohne weiteres mit einem derben Verweis fortzuschicken, damit sie mir ja nicht wiederkommt!"

„Es soll geschehen," sagte Postel, „wie die hochwürdige Mutter wünscht;" und ließ sich durch eine Laienschwester nach dem Sprechzimmer führen.

Neue Hoffnungen waren in seiner Brust eingezogen, er glaubte in jener Freundin der Novize Hermine zu finden und seine Ahnung betrog ihn nicht!

Hermine war es, auf welche er nun zutrat und mit einer stummen Verbeugung begrüßte.

Herminens Auge glänzte feuriger wie zuvor — wie durch Regenschauern lächelte ihr Sonnenblick! Die hochwogende Brust — die hohe Röthe im Antlitze verkündeten es nur zu deutlich, daß Hermine noch immer den Kreuzherrn kenne und daß ihr seine Begegnung nicht, wie er vermuthet hatte, gleichgiltig sei. Schon öffnete sich ihr Mund, um ihn anzusprechen — aber da sah sie die Laienschwester durch die engvergitterte Rückwand von Holz, welche einen Theil des Sprechzimmers abschloß — und kein Wort kam von den Lippen.

Postel hatte es oft bewiesen, daß er ein Meister der Verstellung sei — aber noch nie war ihm dieselbe so schwer gefallen, wie in diesem Augenblicke.

„Wer sind Sie, mein Fräulein?" fragte er mit geheuchelter Kälte.

„Eine Waise," lautete die Entgegnung, „Vater und Mutter sind todt, und ich habe Niemanden, dem ich mein Leid klagen könnte, als eine Freundin, die sich hier im Kloster als Novize befindet. Ich bitte mir daher zu erlauben, oder es zu vermitteln, dieselbe besuchen zu dürfen."

„Mein Fräulein," antwortete Postel, „bevor Sie fernerhin Ihrer Freundin sich nahen, welche sich Gott dem Herrn geweiht hat, werden Sie mir ein förmliches Bekenntniß Ihres christkatholischen Sinnes und alles dessen ablegen, was Sie auf dem Herzen tragen; ich fordere Sie deshalb auf, sich sogleich nach dem Kreuzherrenstifte in die Altstadt zu begeben, dort werden Sie die Gnade des heiligen Geistes anrufen und dann die heilige Beichte mir ablegen."

Hermine nickte mit dem Haupte und sagte leise, gleichsam zerknirscht: „Ich will es."

„Gut," entgegnete Postel, „ich erwarte Sie bei meinem Stifte längstens in einer halben Stunde."

Hermine nickte abermals und zog sich zurück.

Postel ging hierauf zu der Oberin und sagte ihr, was er von jener Person verlangt habe.

„Das ist weise Vorsicht," sagte diese, „man muß solche Personen in der heiligen Beichte fassen, sonst läuft man Gefahr, Lügen und Vorwände anzuhören. Ihr Betragen, Hochwürden, ist höchst correct, und ich kann dem lieben Gott danken, daß die Wahl des hochwürdigen Herrn Großmeisters auf Sie gefallen ist. Sie werden mir redlich beistehen, um so manche Uebelstände auszurotten, welche sich durch den bösen Zeitgeist, gleichsam wie ein Contagium hier in dem Kloster eingeschlichen haben. Morgen werde ich Sie als Beichtvater meinen Nonnen vorstellen."

Postel verbeugte sich und ging.

Wie schlug nicht sein Herz so froh bewegt, als er aus dem Kloster heraustrat und in einer geringen Entfernung vor sich Hermine bemerkte.

Sie geht der Altstadt zu, und wohin sie auch gehen würde, er will sie nicht mehr aus den Augen verlieren.

„Ihr nach, wohin sie ihr Fuß trägt!"

Nur sie allein kann ihn aus dem traurigen Labyrinthe führen, in welches er sich verirrt hat, ja, wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß seine Bestimmung allein jenes Wesen sei, das ein guter Gott ihm zugeführt, und er wähnt plötzlich alle Abgründe geschlossen, welche zwischen ihr und ihm sich lagern! Immer hat er die Dame im schwarzen Kleide vor sich, welche langsamen Schrittes die volksbelebten Gassen dahinwandelt.

Seine Empfindungen werden jedoch durch traurige Gedanken getrübt. Hermine eine Waise.

„Ist es Wahrheit, was sie ihm vor der Laienschwester mitgetheilt? Ist auch ihre gute Mutter dahingegangen? Und weilt jener Irre, Hermann von Finkenstein, auch nicht mehr unter den Sterblichen?

Eine Welt voll Unglück und Leiden fassen dann jene hundert Tage für Hermine in sich, seit er sie nicht mehr gesehen — und die Frage, ob sie die Grafenkrone erlangt habe, ist keine belangreiche mehr.

An der steinernen Brücke blieb Hermine endlich stehen und blickte zurück.

Sie schien die Absicht zu haben, Postel, welcher ihr auf eine Entfernung von zwanzig Schritten folgte, zu erwarten.

Aber da trat ein Kreuzherr, aus der neuen Gasse kommend, an dessen Seite, und ging mit ihm nach der Brücke.

Dies bestimmte sie, ihren Weg weiter fortzusetzen.

Jener andere Kreuzherr war der Prior des Stiftes, welcher zu Postel sagte: „Eilen Sie nicht so sehr, mein Freund, ich habe Ihnen Neuigkeiten mitzutheilen, welche Sie interessiren werden; wir gehen miteinander."

Postel nickte zustimmend, obwohl er seinen Begleiter gern zu allen Teufeln gewünscht hätte, denn er kam ihm äußerst ungelegen.

„Es scheint, daß Sie sehr verstimmt sind," sagte der Prior, „man kann es aus Ihrem Gesichte lesen. Doch Geduld, mein Freund, nach Regen kommt Sonnenschein. Sie werden nicht wenig staunen, wenn ich Ihnen sage, daß Ihr Gesuch um eine Professorenstelle bereits erledigt sei."

„Man hat es ja gar nicht eingereicht," sagte Postel, an der Seite des Priors dahinwandelnd.

„Und doch ist es geschehen! Ich sage Ihnen im Vertrauen, man ist Ihnen nicht feindlich gesinnt. Ihre Vorprüfung, die Sie in Gegenwart des Vorstandes ablegten,

war eine meisterhafte! Wir machten Ihnen freilich Einwürfe aller Art, und zwar nur aus der Ursache, um zu erfahren, was Sie hierauf antworten werden. Nun, Sie zeigten sich bescheiden, wie es sich für einen Mann Ihres Standes geziemt und widerlegten es dadurch am Besten, daß Sie weder hochfahrend, noch aufgeblasen sind, wie man Ihnen nachsagte. Ihr Gesuch wurde eingereicht und sehr gut einbegleitet; heute bereits ist die Erledigung da. Sie kommen also nach Budweis als Professor der Philosophie, und beziehen vom Tag Ihrer Ernennung an, außer dem Beitrage aus dem Religionsfonde, einen Gehalt von zwölfhundert Gulden; nun was sagen Sie zu dieser Neuigkeit?"

„Daß sie überaus gut ist," antwortete Postel, „sie kommt mir in der That höchst unerwartet."

„Ich habe Ihr Ernennungsdecret schon gesehen — gehen Sie nur gleich nach Ihrer Zuhausekunft zum Großmeister und bedanken Sie sich bei ihm — die Sache ist kein Geheimniß mehr — kommen Sie mit mir gleich zu ihm."

„Augenblicklich kann ich dies nicht, ich muß in die Kirche, um dort die Beichte einer Person zu hören, welche die Absicht hat, bei den Karmeliterinnen sich einkleiden zu lassen — es geschieht auf den Wunsch der Oberin."

„Nun auch recht! Kommen Sie später zu mir und zwar bezugs Ihrer Reise nach Budweis, denn Sie müssen dieselbe unverzüglich antreten." Der Prior entfernte sich und Postel ging in die Kirche, in welche Hermine bereits eingetreten war. Er gab ihr hierauf einen Wink ihm zu folgen und setzte sich in einen Beichtstuhl an einer Seite der Kirche, wo sich keine Andächtigen befanden. Es wurde eben daselbst am Hochaltare die letzte Messe gelesen und die Kirchenbesucher hatten sich deßhalb in der Nähe des Kirchenschiffes postirt.

Hermine kniete sich in den Beichtstuhl und wendete sich nun dem Gitter zu, um zu hören, was ihr Postel sagen werde.

„Liebes Fräulein!“ sagte Derselbe; „endlich sind wir in der Lage, ungestört mit einander sprechen zu können. Ich bitte Sie, mir vor Allem zu sagen, ob es wahr ist, daß Sie Vater und Mutter verloren haben.“

„Leider ist es wahr!“ lautete die Entgegnung. „Der Vater starb vor zwei Monaten, während die Untersuchung jenes Ihnen bekannten Rechtsfalles bereits im Zuge war — und die Mutter ist seit vier Wochen todt — ich habe viel gelitten, ich leide noch unendlich viel! Wie bin ich doch so unglücklich geworden! O, warum habe ich es denn zugegeben, als die Mutter ihre Absicht aussprach, nach Europa zu reisen! Wie glücklich und zufrieden haben wir in Amerika gelebt! Wie bin ich jetzt so einsam und verlassen, außer jenem Heißig, einem ungestümen, rohen Menschen und meinem Rechtsanwalte, einem Wiener Advocaten, verkehre ich mit Niemanden!“

„Und wo ist Western?“ fragte Postel.

„Man hat ihn aus dem Lande gewiesen und er hält sich jetzt in München auf, von wo er mit mir correspondirt. Damit wissen Sie wohl Alles! Mit Widerwillen geht man daran, meine Rechtsansprüche zu überprüfen und es ist auch bisher nichts Anders erreicht worden, als daß man den Grafen Norbert Finkenstein wegen seines zweideutigen Charakters pensionirt hat. Western fordert mich auf, nicht vom Platze zu weichen und in Oesterreich das Ende des Processes abzuwarten. Es können aber Jahre vergehen, ehe dies geschieht und der Advocat sagt selbst, daß er auf gar nichts Anderes als auf einen günstigen Vergleich hinziele. Ich aber habe keine Lust, um Dinge zu kämpfen, deren Besitz ich nicht für begehrenswerth halte.

„Was soll mir der Titel einer Gräfin? Kann ich damit die theuern Todten erwecken? Was hilft es meiner Mutter, wenn ich es schriftlich erhalte, daß ich die einzige rechtmäßige Erbin des Hermann Finkenstein bin, und daß die Verstorbene eine brave tugendhafte Frau gewesen! Das weiß ich ohnehin, das wissen Alle, die sie gekannt haben! Ich habe Se. Majestät auch gesprochen, und er sagte selbst: Wir wissen es aus Ihren Papieren, daß Sie wirklich die rechtmäßige Tochter des Hermann Finkenstein sind, und eine sehr brave Mutter gehabt haben, die den schändlichsten Verfolgungen preisgegeben war, aber ich dächte, es wär für Sie besser, jenen Proceß fallen zu lassen, denn derselbe wird sich schwer gewinnen lassen; wenn Ihre Eltern noch leben würden, wäre dies leichter möglich, so fehlen doch die Hauptbeweise. —

„Ein Heil ist gleichfalls nicht aus der Proceßführung zu erwarten; Norbert Finkenstein hat nichts als Schulden und ist kaum in der Lage, sich selbst zu erhalten — man sagt, die Verschwendung seiner Frau habe ihn zu Grunde gerichtet. Ich bedaure Sie, liebes Kind, aber es ist Ihnen schwer zu helfen.

„So sprach der Monarch und eine innere Stimme sagt mir, daß ich seinen guten Rath beherzigen soll. Ich bin hierher nach Prag gereist, um nach dem Beispiele meiner Freundin eine Nonne zu werden — von ihr habe ich zwar erfahren, daß sie durch ihre Standeswahl sehr unglücklich geworden sei, — doch darauf darf ich keine Rücksicht nehmen. Unglücklicher als ich es ohnehin bin, kann ich nicht mehr werden."

„Mein Fräulein", erwiederte Postel darauf, „gestatten Sie mir nun, Ihnen eine Beichte abzulegen. Seit ich Sie gesehen habe, ist mein Seelenfrieden dahin; mein Stand ist für mich eine unerträgliche Last geworden, ich

habe lange mit mir gekämpft, aber ich vermag es nicht länger! Hermine, ich will aus Oesterreich fliehen, und zu dem Protestantismus übertreten, nicht aus innerer Ueberzeugung, daß der protestantische Glaube besser sei, als der katholische, ich glaube an Sie, Fräulein Hermine, und die Hochgefühle der Liebe sind es, welche mein ganzes Herz erfüllen, deshalb suche ich meine Verhältnisse umzugestalten, denn nur mit Ihnen will ich sein, Ihr Besitz könnte mich nur glücklich machen!"

„Er würde Sie nicht glücklich machen!" entgegnete Jene, „mein Herz hat das Leid gebrochen, und ich bin sehr arm, ich lebe nur von den Gnaden des Predigers Western."

„O, Hermine! Was hat das Dasein mir noch Freudiges geboten, das mich verwöhnt hätte, nur Blumenpfade aufzusuchen; das Leid, das Sie auf dem Herzen tragen, soll sich mindern, indem ich mich mit Ihnen in die Bürde desselben theilen werde. O, reichen Sie mir großmüthig Ihre Hand. Mein Schiff ist gescheitert, ich kämpfe mit den Wogen und bin meinem finstern Geschicke verfallen, wenn Sie mich nicht retten."

Eine lange Pause erfolgte, Hermine mochte von dem kühnen Geständnisse des Priesters überrascht sein.

„Würde ich nicht eine schwere Verantwortung auf mich laden," sagte sie, „wenn ich Sie Ihren Kreisen entführen und in eine neue fremde Welt versetzen würde. Der Traum verfliegt, das Spiel der Fantasie hört auf zu wirken, und — ich habe dann nur einen Unzufriedenen geschaffen!"

„O mein Fräulein, längst ist es mir klar geworden, daß ich mich auf einem traurigen Irrwege befinde — ich wußte es nicht. Wie beschränkt und kleinlich war früher mein Gesichtskreis! Ich war der Pilger in einer märchen-

haften Welt — ein naiver Knabe im Mannesalter, dem man alle Dinge im falschen trügerischen Lichte gezeigt; Sie mein Fräulein nahmen mir die farbige Brille von den Augen und leiteten mich mit der Hand zur wahren Erkenntniß und seit dies geschah — da rang ich vergebens, mich in meine knabenhaften Ansichten — in meine Kindheit mich wieder zurückzusetzen — ich kann in meinem Stande nicht länger leben und muß demselben entsagen, wenn es auch mein Leben gelten würde! O verlassen Sie mich nicht mehr, Hermine!"

„Lieber Postel," sagte das Fräulein, „glauben Sie, durch mich unerträglichen Verhältnissen entrissen zu werden, dann halten Sie sich denn an mich! Ich werde die Hand des Freundes nicht zurückstoßen."

„O, dann tausend Dank!" hauchte Postel durch das Gitter des Beichtstuhles; „Hermine, Sie haben mir das Leben gerettet!"

„Vielleicht werden Sie mich einst verwünschen."

„Ich bete Sie an, mein Fräulein! Was mich auch treffen könnte, es wird meine Gesinnungen nicht ändern."

„Nun wir wollen das Beste hoffen, und es wird zur Entscheidung kommen, ob der Mensch das Geschick, oder das Geschick den Menschen macht."

In dem Beichtstuhle fielen noch viele Worte zwischen Beichtvater und Beichtkind, die jeder Priester unnachsichtlich verdammen müßte; es wurden endgültige Verabredungen getroffen und endlich trennten sich die Beiden so leise wie Schattengestalten, die einander enteilen. — Und nun befindet sich Postel wieder in seinem Kloster und dem kühnen Entschlusse folgt die zaghafte Ueberlegung.

Er hat weder Geld noch Freunde, welche ihm bei seiner Unternehmung Beistand leisten würden — und wenn

das Werk mißlingt, dann hat er sich auch unglücklich gemacht. Ein ewiger Kerker ist sein Loos.

Und wenn er auch stark wie Titan alle diese Hindernisse überwältigt — wenn es ihm gelingt, mit jener Novize die Landesgrenzen zu übersetzen — dann hat er auch dem theueren Vaterlande Adieu gesagt! In dem fernen Frankreich soll er Hermine wiederfinden, und ihre Worte, daß sie vielleicht dort für längere Zeit bleiben werde, sind noch gar gut in seiner Erinnerung eingegraben. Zum Lohne der schwersten Opfer, der verwegensten Kämpfe hat er nicht einmal die Gewißheit, Hermine je wieder aufzufinden, und ihm bleibt wohl nichts anderes übrig, in allen Hoffnungen getäuscht, sich in Dünkirchen in das Meer zu stürzen, um in den Wogen sein Grab zu finden. Mußte er nicht schon völlig wahnsinnig sein, um noch bei seiner Wahl zu zaudern?

Mit hastigen Schritten durchirrt er sein Zimmer — wohl mehr als zwanzig Male tritt er zum Tische hin, wo das Decret liegt, um dasselbe aufzunehmen — schon streckt er die Hand nach demselben aus und dennoch — zieht er sie wieder zurück. Er schwankt noch immer! — dieser Rasende! Sollten ihm die von der Klugheit gebotenen Gründe nicht hinreichend sein, um ihn von der Versuchung zu erlösen? Ist es nicht auch Gewissenssache, in jedem Falle es reiflich zu überlegen, ob er denn die Mittel habe, für Herminens Zukunft ausreichend Sorge zu tragen? Sie ist arm und er ist es nicht minder; soll er sie, wenn der günstige Fall wirklich eintritt, im Elende dahinschleppen, und von ihr hören, daß sie Noth und Mangel leide?

Und wenn er wirklich unverfolgt mit ihr Amerika erreicht, was ist damit gewonnen? Was hat er denn gelernt, um dort eine Frau erhalten zu können? Sollte er dort

Fortsetzung folgt im nächsten Bande.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor Scheibe.

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.

durch Händearbeit im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdienen und wenn seine Aufopferung nicht hinreicht, das nackte Leben zu fristen — sollte er in diesem Falle seiner Gattin zumuthen, gleichfalls zu dem Unterhalte beizutragen?

Dieser Gedanken treibt Schamröthe auf seine Wangen und lauter wird die Stimme in seinem Innern, die sorgenlose, ehrenvolle Laufbahn eines Jugendbildners dem ungewissen Geschicke jenseits des Oceans vorzuziehen.

Der Verstand kämpft mit dem Herzen und lange bleibt der Sieg unentschieden — aber endlich erringt ihn voll und glänzend das Letztere.

„Leb' wohl — Vaterland, Familie, Lebensstellung — Alles was ich durch mein Scheiden verliere! Hermine liebt mich und das ist mir tausendfacher Ersatz für die kargen Lebensgüter, deren Genuß mir hier zu Theil wird! Die Liebe hat Gott in unsere Brust gepflanzt, aszetische Gelübde haben die Menschen erfunden und ich will der Thor nicht sein, welcher sie schon Hienieden einer Hölle überantwortet! — Fort in das Kloster und Arabella befreit!"

So sprach der Kreuzherr voll Begeisterung und traf die geringen Vorbereitungen, welche seine Flucht erheischten.

In wenigen Minuten war er damit zu Ende, denn er nahm nichts mit sich, als die kleine Baarschaft, über die er augenblicklich verfügen konnte, und seine Dokumente.

Noch warf er auf einen schmalen Papierstreifen flüchtig einige Zeilen hin, die für Arabella bestimmt waren, dann verließ er seine Wohnung.

Als er aus dem Stiftsgebäude trat, begegnete er mehrere hochwürdige Kollegen, die ihn lebhaft beglückwünschten.

Postel zeigte sich erfreut über seinen Glückwechsel und unterrichtete die Kreuzherren, daß er sich in das Nonnenkloster begebe, um die Oberin von demselben zu verständigen.

In den gottgeweihten Mauern des Frauenklosters angelangt, ließ er sich von der Pförtnerin nach der Zelle der Novize führen.

Die Laienschwester respektirte den Wunsch des neuen Seelenhirten, und fand in seinem Begehren nichts Auffallendes, da sie mittlerweile in Kenntniß gesetzt worden war, daß Pater Postel sich entschlossen habe, die verdächtige Freundin der Syborn in Bezug auf deren moralische und religiöse Grundsätze auszuforschen.

Er fand die Novize auf dem Betschemel kniend, das Haupt in die Hände gestützt.

Postel trat an sie heran und drückte ihr das zusammengefaltete Zettelchen in die Hand, das er für sie vorbereitet hatte, wobei er leise die Worte sprach: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben, sagt die Schrift. Der Augenblick der Erlösung ist da!“

Das Kreischen der Thürangeln belehrte ihn, daß die Pförtnerin lausche, deshalb schritt er eilfertig in den Kreuzgang hinaus, auf welchen die Zelle mündete.

Der fragende Blick der Laienschwester veranlaßte ihn, derselben die Worte zuzuflüstern: „Sie zeigt sich verstockt gegen mich und die hochwürdige Mutter soll ihr selbst den Mund öffnen. Ich bedarf Euerer Führung nicht weiter, da mir der Weg zu der Wohnung der Aebtissin bekannt ist.“

„Eueren Segen, hochwürdiger Herr!“ näselte die Pförtnerin, und von Widerwillen gegen solche Frömmelei

erfüllt, machte Postel mit den geweihten Fingern seiner Rechten das Zeichen des Kreuzes über die Nonne.

Gebete murmelnd schlich diese von dannen und der Pater suchte die Oberin auf, unterwegs den Schwur sich leistend, daß diese Segnung die letzte priesterliche Handlung sei, die er ausgeübt.

„Wie steht es mit dem Frauenzimmer?" fragte ihn die Domina überaus freundlich, schon aber setzte sie voll Besorgniß die Worte hinzu: „Ihre krause Stirne verkündet mir, daß Sie gar schreckliche Dinge vernommen haben mögen!"

„Ich kenne die Krankheit der Novize, aber glücklicherweise auch die Heilmethode, hochwürdige Mutter," antwortete der Kreuzherr.

„O wir haben an Ihnen eine vortreffliche Acquisition gemacht. Ein Seelenarzt, wie Sie, mangelt uns schon lange."

„Mit Ihrer Erlaubniß will ich in Ihrer Gegenwart sogleich mit der Kur beginnen," sagte Postel, mit einer Verbeugung sich für das Kompliment bedankend. „Es wäre zeitraubend, Sie, hochwürdige Mutter, erst über die Mittel zu belehren, welche ich in Anwendung bringen muß, um jene Arabella endgiltig für das ewige Heil zu gewinnen —"

„Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken, Hochwürden, Sie besitzen mein ganzes Vertrauen!"

„Dann bitte ich, die Sünderin rufen zu lassen, und zwar soll sie ihre Habseligkeiten mitbringen."

„Zu welchem Zweck?"

„Zweifeln Sie an mir?"

„Durchaus nicht, wenngleich ich Sie noch nicht verstehe."

Nach wenigen Augenblicken stand Fräulein Syborn vor den Beiden; sie trug einen Bündel in der Hand.

Postel war überrascht über die hohe Schönheit der Freundin Herminen's, aber er zeigte dem Mädchen, welches den Gesichtsausdruck eines schmollenden Kindes wies, eine strenge Miene.

„Die hochwürdige Domina hat beschlossen," sagte er rauh, „daß Du ausgestoßen werden sollst aus diesem heiligen Hause, weil Du Aergerniß und böses Beispiel gibst!"

„Ja, so ist es!" sagte die Oberin, ihre Verwunderung über die seltsame Kur des Beichtvaters niederkämpfend.

„Du mußt fort, in dem Sündenpfuhle der Welt ist Dein Platz!"

Arabella zeigte sich betroffen und antwortete: „Ich will nicht fortgehen; im Kloster hier gefällt es mir sehr gut, nur soll man mir nicht zumuthen, schlechte Chocolade zu trinken, oder zähe Cotteletes zu speisen."

„Du wirst hier gar nichts mehr speisen," sagte die Oberin, „speise von nun an außerhalb des Klosters."

„Bei wem denn? Mein Vormund gibt mir sicher kein Stückchen Brot."

„Bei dem darfst Du Dich nicht sehen lassen," sagte Pater Postel. „Du hast die Gnade Sr. Excellenz verwirkt, er haßt Dich ebensosehr, wie man Dich hier haßt. Denke nur, wie sehr Dich die hochwürdigen Frauen früher geliebt haben; sie berücksichtigten Dich in jeder Sache, Du warst bei ihnen ebenso gut gelitten, als wenn Du ihre Verwandte sein würdest. Sie gaben Dir schöne Bücher, und Du zerrißest die Blätter, um Deine Locken darauf zu wickeln, Du hast Dich sogar an Mater Scholastika vergriffen."

„Ich begreife nicht die Langmuth des Himmels! Warum verdorrte nicht sogleich die Hand, mit welcher Du nach der Novizenmeisterin schlugst! Doch wer kennt die unerforschlichen Rathschlüsse des ewigen Gottes, Deine Hand verdorrte Dir deshalb wahrscheinlich nicht, weil Du sie zur schweren Arbeit brauchen wirst, denn Du sollst es nun erfahren, wie sauer das Brot schmeckt, das man sich in seinem Schweiße verdienen muß! Hier im Kloster hattest Du es zu gut! Du konntest im süßen Nichtsthun Deine Zeit verbringen, jetzt aber mußt Du säen, grasen, Holz spalten und Lasten tragen, und Du wirst Dir nicht so viel verdienen, um Dich zu Bette zu legen!"

„Das ist ja entsetzlich," stammelte Arabella, „ich bitte Euch, laßt mich hier, ich will lieber beten, als arbeiten."

„Keine Gnade," entgegnete die Oberin, „ich befehle Dir augenblicklich Deinen Bündel aufzunehmen und zu gehen!"

Arabella seufzte aus schwerer Brust und nahm den Bündel auf den Arm."

„Ich bitte die hochwürdige Mutter," sagte sie, „um ein Reisegeld, denn da ich Niemanden in dieser Stadt kenne, so will zu den Deutschen nach Amerika zurückkehren."

„Von mir bekommst Du keinen Kreuzer!" fertigte sie die Aebtissin ab, „bettle Dich nach Amerika — fort mit Dir!"

„Ach Gott! unter fremde Leute soll ich gehen!" rief Arabella ängstlich; „sie werden mich umbringen, wenn ich mich unter sie mische; — o sind Sie doch gnädig und barmherzig! Ich bereue meine Schuld und will Niemanden hier mehr plagen: — wenn Ihr mich

fortschickt, so setze ich mich vor die Klosterpforte und weine dort so lange, bis Ihr mich wieder einlaßt! — Ihr könnt mich doch nicht zu Grunde gehen lassen. — Ich gehe nicht!"

„Du wirst gehen," sagte Postel, „und zwar sogleich! — Marsch von hier aus der Wohnstätte der Frommen!"

Arabella küßte der Oberin die Hand und entfernte sich weinend und schluchzend aus der Wohnung derselben.

„Sollen wir es noch weiter treiben?" fragte die Oberin den Beichtvater.

„Ja gewiß," entgegnete Jener; „sie muß zur Pforte hinaus, ich lasse sie bis in die nächste Gasse gehen und erst dann trete ich zu ihr und frage sie noch einmal: Willst Du Dich bessern?"

„Wenn sie aber davonläuft," entgegnete die Novizenmeisterin; „das wäre eine saubere Geschichte!"

„Das ist meine Sache," sagte Postel, „mein Wort zum Pfande, daß ich sie nicht aus den Augen lassen werde, nur auf diesem Wege erreiche ich schnell meine Absicht! Ich gehe ihr nach."

Postel traf Arabella in einen Winkel unfern der Klosterpforte, wo sie schluchzend und mit verhülltem Antlitze stand.

Er ergriff ihren Arm und herrschte ihr zu: „Du gehst!"

Die Pförtnerin, von der Komödie bereits unterrichtet, öffnete die Pforte, und ließ Arabella hinaus.

Postel ging mit ihr vor die Pforte und wies sie dann mit harten Worten hinweg.

„O weh! O weh!" jammerte Arabella, und schritt langsam von dem Kloster hinweg.

Postel blickte ihr nach und ebenso auch die Oberin, welche den Beiden gefolgt war, um den weiteren Verlauf der Sache mit anzusehen.

Als Arabella auf dreißig Schritte von dem Kloster entfernt war, sagte die Oberin zu Pater Postel:

„Hochwürden, weiter dürfen wir die Novize nicht gehen lassen — wer bürgt für mögliche Zufälle?"

„Ich folge ihr schon nach," entgegnete Jener lächelnd, — „je weiter sie von hier fortgeht, desto besser!"

Pater Karl nickte der Oberin freundlich zu, und beeilte sich, der Novize Arabella nachzufolgen.

Ohne sich umzublicken, ging diese die Straße langsam hinab, und bog dann in ein Seitengäßchen ein.

Dies that auch Postel.

Die Oberin stand an der Pforte und harrte ungeduldig auf die Rückkehr der Beiden. Eine Minute nach der anderen verstrich und weder Postel noch Arabella zeigten sich wieder! Da befiel sie eine so große Aengstlichkeit, daß sie zur Pförtnerin sprach: „Lauf den Pater Karl nach, er soll sie wieder bringen!"

Die Pförtnerin gehorchte, aber ihre Eile war vergebens — sie fand den Pater Karl und die Novize nicht mehr.

Stunden um Stunden schwanden dahin.

Die Aebtissin schickte in das Kreuzherrnstift, um von jenem Falle Meldung zu machen, und der Großmeister der Kreuzherrn kam selbst zur Oberin, um sich über den Fall genauer unterrichten zu lassen.

„Das ist eine Spitzbüberei sondergleichen," sagte er, nachdem er die Oberin gesprochen, „ich hab' es ja gleich gewußt, daß Postel etwas Arges im Schilde führt! Der ist mit der Novize durchgegangen, ich kann Ihnen

nicht helfen. Augenblicklich werde ich hievon die Anzeige machen, der Spaß soll ihm theuer zu stehen kommen, wenn er sich erwischen läßt!"

— — — — — — — — — — — —

In einer Regennacht wurde in dem Orte Poppitz bei Znaim an ein Fenster der Bürgermeisterwohnung geklopft, welches sich bald darauf öffnete, worauf in der Finsterniß die Worte aus demselben kamen: „Was gibts denn schon wieder?"

„Oeffnet, Vater, die Hausthüre," lautete die Entgegnung, „aber weckt Niemanden anderen, ich möchte Euch gerne allein sprechen."

Keine Antwort folgte hierauf.

Der Fensterflügel wurde geschlossen und im Zimmer Licht gemacht.

Wenige Augenblicke später befand sich Karl Postel bei seinem Vater in der Stube.

Der Kreuzherr hatte kein klerikales Aussehen mehr. Er trug einen grauen Lodenrock, grün egalisirt, einen grünen, runden Filzhut und ein buntes Halstuch. Seiner Oberlippe hatte er einen falschen Bart aufgelegt, dessen zusammengedrehte Spitzen sich aufwärts streckten.

„Wo kommst Du denn her?" sagte der alte Mann, während er seinen alten Pelzrock anzog.

„Von Prag," antwortete dieser, „ich bin mit Pferd und Wagen hier."

„Wirst wohl bei mir einstellen wollen?"

„Nein, Vater," antwortete Karl, „ich muß schnell wieder fort."

„Nun, gar so eilig wird's wohl nicht sein!" sagte der Alte, indem er sich auf einen Stuhl niederließ. „Setze Dich doch einen Augenblick, wer weiß wann wir uns

wieder sehen werden! Schaue Deinen Vater gut an, es ist wohl das letzte Mal, daß wir beisammen sind!"

Karl, von Rührung überwältigt, warf sich auf die Brust seines Vaters und sagte weinend: „Ich konnte nicht anders, Vater, ich bin flüchtig geworden und eile der Landesgrenze zu."

Der Alte wischte sich die Augen und sagte: „Setze Dich doch, oder fürchtest Du Dich, daß das Pferd Dir durchgeht?"

„Nein, Vater, ich habe Jemanden bei mir, der die Zügel hält."

„Was hast Du für ein Fuhrwerk?"

„Einen Kutschierwagen mit einem Halbdach."

„Hast Du Anzeichen von Deiner Verfolgung?"

„Nein, Vater, aber es sind bereits drei Tage, daß ich Prag verlassen habe — gewiß werde ich schon steckbrieflich verfolgt — und man wird vielleicht vermuthen, daß ich mich hieher gewendet habe!"

„Lieber Karl, dann kannst Du schon die Nacht bei mir zubringen; — bis ein Steckbrief in die Welt gesetzt und durch die Boten verbreitet wird, bist Du wahrscheinlich schon mit Gottes Hilfe über die Grenze! — Es regnet ja draußen, wie ich höre — Du hast eine schlechte Nacht zur Flucht."

„Ich muß es ertragen, Vater! Der Regen schlägt, vom Winde gepeitscht, kalt in den Wangen, und die Finsterniß ist so groß, daß ich fast den Weg nicht sehe; ich bin um meine Begleiterin besorgt, welche das Ungemach des Wetters schwer empfinden wird."

„Also ein Frauenzimmer," sagte der Vater, „siehst Du Karl, daß ich doch Recht erhalten habe."

Der Kreuzherr seufzte, ohne ein Wort zu entgegnen.

„Ja, das Postel'sche Blut und das Cölibat! Meiner Seel', Karl, es wird mir gerade leichter, das ich Dich endlich auf dem rechten Wege sehe — was nicht geht, das geht nicht! Und diejenigen, welche das Cölibat eingeführt haben, hätten es auch bei dem lieben Herrgott durchsetzen sollen, daß er für sie eigene Menschen schaffe, die dazu taugen! Uebrigens erwartete ich es schon längst, daß Dich die Geduld verlassen werde. Wie sie Dich aus Strafe nach Prag geschickt haben, da sagte ich, — jetzt wird ihm doch endlich der Knopf aufgehen. — Lasse doch Deine „Sie" hereinkommen — bis wir umspannen, kann sie doch wenigstens im Trockenen und Warmen sitzen; ein Glas warmen Wein kann sie auch haben — ich wecke Deine Schwester und die Sache ist in Ordnung."

„In Gottes Namen," entgegnete Jener — „ich werde sie bringen — doch noch Eins Vater — Ihr habt mir gesagt, daß Ihr für einen möglichen Fall sechshundert Gulden in Bereitschaft haltet — habt Ihr noch das Geld? — Ich komme ohne einen Heller zu Euch. Ich habe auch in Prag unter verschiedenen Vorwänden Schulden gemacht, um nur Pferd und Wagen ankaufen zu können."

„Wie viel denn?"

„An zweihundert Gulden."

„Das muß ein elendes Zeug sein, das Du beisammen hast! — Pferd und Geschirr kann ich Dir geben und den Wagen will ich ansehen, damit ich weiß, ob er Dir auf Deiner Reise auch aushält! Im schlimmsten Falle müßtest Du Dir meinen Steiererwagen nehmen und das Ende des Regenwetters abwarten."

„Dadurch könnte es aber verrathen werden, daß Ihr meine Flucht begünstigt habt."

„Daran liegt doch nichts."

„Ihr könntet deshalb Unannehmlichkeiten haben!"

„Mach' mich nicht giftig, Karl!" rief der Alte aufwallend: „so einen Lumpen, der den Vater zur Verantwortung ziehen würde, weil er sich seines leiblichen Sohnes angenommen hat, den müßte ich niederschlagen!"

Der Bürgermeister öffnete eine Schublade seines Kastens und nahm aus derselben ein Geldsäckchen.

„Da hast Du Deine sechshundert Gulden," sagte er, „gib wohl Acht auf das Geld, daß Du lange damit auskommst! Deine Schuld in Prag will ich auch zahlen, aber erwarte nichts mehr von mir, außer es geht Dir recht schlecht, und wäre dies der Fall, dann will ich ein Viertel Weingarten verkaufen und Dir den Erlös davon in Gottes Namen schicken, das andere aber mußt Du Deinen Geschwistern lassen. Du gehst in's Ausland und dort, wie es heißt, bringen sich die Leute leicht fort, die viel gelernt haben. Doch lege das Geld jetzt unter Deinen Hut und hole das Frauenzimmer. Bei uns in Oesterreich hat nur der Dumme sein Fortkommen, wofür ich tausend Beispiele Dir angeben könnte. Deine Schwester soll aufstehen, und ihr Mann, Dein Schwager, braucht auch nicht auf der faulen Haut zu liegen — er thut ohnehin den ganzen Tag nichts."

„Wenn wir nur nicht durch ihn verrathen werden," sagte Karl.

„Hanns Narr," entgegnete der Vater, „glaubst denn Du, ich sitze im Ausnahmsstübchen? Ich bin noch immer Herr im Hause, und man muß so tanzen, wie ich pfeife. Uebrigens ist Dein Schwager eine ehrliche Haut und hat Deine Schwester lieb."

„Wir müssen fort, Vater," sagte Postel, „denn mich erfaßt der Gedanke, daß die Verfolger uns auf der Ferse sind."

„Nun, so geh' in Gottesnamen," antwortete Jener, und legte seine Hände segnend auf Karl. „Der liebe Gott möge Euch beschützen. Kehre ja in keiner großen Ortschaft ein, in einer kleinen wirst Du dich, wenn Du um Deine Reisepapiere befragt werden solltest, schon durchschlagen. Und nun Gott befohlen."

Karl küßte seinen Vater, bat diesen seine Schwester zu grüßen, und begab sich zu Arabella nach dem Wagen.

Der Himmel hatte sich ausgeheitert und glänzte in seiner Sternenpracht.

Noch einmal umarmte Karl seinen Vater, der ihm das Geleite gab, und ergriff dann die Zügel seines Pferdes.

„Lebt wohl, lebt wohl," klang es von den Lippen der Scheidenden, und schon rollte der Wagen zum Hofthore hinaus.

Der Vater sah ihm nach und horchte auf den Gang des Pferdes.

„Er kutschirt gut," sagte er, „und ich hoffe, er wird auch mit seiner Partie nicht schlecht fahren! ich habe ihn wohl zum letzten Male gesehen!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In der Freiheit.

Sonnenglanz über Berg und Thal! Im saftigen, freundlichen Grün prangt die Landschaft, und allenthalben rauscht und murmelt, glänzt und flimmert Gewässer;

hier stürzt es als Wildbach über felsige Kataraкte, seitwärts der Bergstraße hinab, in den Wiesenflächen hat es sich zu einem kleinen See angesammelt, während gegen der anderen Seite hin ein Fluß angeschwollen sich in seinem Bette, dahinzieht. Vereinzelte Hütten stehen in der Ebene und auf der Hügelkette, welche den Vorwald eines bewaldeten Gebirges bilden, und nach der linken Seite hin steigen zwei mächtige Gletscher empor, flammend im Rosenlichte des Morgens, zwischen welchen die Sonne als großer Feuerball von blendendem Glanze emporsteigt; dort im Thale bei der Häusergruppe, mit den neuen Ziegeldächern, wo frische lachende Augen zurückblicken, zeigt sich ein Zollschranken und eine Grenzsäule in bunten Farben, und frohlockend mischt sich in den Gesang der hoch emporwirbelnden Lerchen, der Ruf eines Mannes: „Gottlob, wir haben die Grenze überschritten!"

Der Ex-Kreuzherr Postel und seine Begleiterin Arabella sind auf schweizerischem Gebiete.

Ueber Solothurn reisten sie nach Dünkirchen, und dort traf Postel zu seiner unaussprechlichen Freude mit Arabella zusammen.

Nessi, das ehemalige Stubenmädchen der Gräfin Finkenstein und die spätere „Teufelsmüllerin", befand sich bei ihr, nachdem sie von dem Tode ihres Mannes Nachricht erhalten hatte, der in der einsamen Waldmühle entseelt aufgefunden worden war.

In Dünkirchen schiffte sich die Gesellschaft ein und Arabella genas zugleich mit der Seekrankheit von ihrer geheimen Liebe zu ihrem Retter, den sie in den Armen seiner Erkorenen namenlos glücklich sah.

Nach einer langen Fahrt unter einem lachenden Himmel erschallte endlich das lustige Ahoi! eines Schiffs-

jungen in dem Mastkorbe — er hatte die Küste von Amerika erblickt und drei Tage später befanden sich die Liebenden mit ihren Freundinnen auf festem Lande.

Der Ex-Kreuzherr begrüßte Nordamerika, als seine neue Heimat.

* * *

In den letzten Tagen des Monates Mai 1864 erschütterte die Trauerkunde von dem Ableben eines der größten Dichter der englischen Nation die civilisirte Welt: Charles Sealsfield, der Autor der „Transatlantischen Reiseskizzen," der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären; der „Virey und die Aristokraten" und anderer trefflicher Werke — der Schöpfer einer neuen Romanliteratur, die sich auf der Grundlage des nationalen und socialen Lebens bewegt, hatte auf seinem Gute bei Solothurn das Zeitliche gesegnet, nachdem er seit dem Jahre 1830 abwechselnd in Nordamerika und der Schweiz gelebt.

Die gesammte Presse widmete ihm den ehrenvollsten Nachruf und in warmen Worten dankte das stolze Albion der deutschen Nation für das Geschenk jenes hervorragenden Geistes, den es unter seine Unsterblichen aufgenommen.

Es war öffentliches Geheimniß, daß Sealsfield erst in der Blüthe des Mannesalters sich zum Engländer naturalisirt, über sein Vorleben aber schwebte ein undurchdringlicher Schleier, der erst in den letzten Tagen des Dichters für einen engen Kreis seiner Freunde und Verwandten gelüftet wurde.

Der Grundbesitzer Ferdinand Postel aus Poppitz wurde von der mährischen Statthalterei verständigt, daß der sterbende Dichter Charles Sealsfield ihn zu sehen wünsche, und zugleich wurde dem Oekonomen

ein namhafter Geldbetrag zur Bestreitung der Reiseauslagen eingehändigt.

Der Mann trat die Reise an und traf eben zeitlich genug an seinem Bestimmungsorte ein, um die letzten Worte des Sterbenden zu vernehmen: „Leb' wohl, mein Bruder! Ach, wie gerne möchte ich das neue Oesterreich sehen, das neue, freie Oesterreich! — Hermine, ich folge Dir!"

Carl Postel, der ehemalige Kreuzherr von Pöltenberg, hatte aufgehört zu athmen.

In dem Gebirgsthale von Solothurn ruhen die irdischen Ueberreste jenes tapferen Kämpfers für seine Ueberzeugung, und das einfache Grabmonument, welches außer dem Namen des Dichters und den Bibelspruch in englischer Sprache: „Herr, gehe milde zu Gerichte mit Deinem Knechte!" aufweist, zeigt auch die Buchstaben C. und P. in einem Zuge verschmolzen, zum bleibenden Andenken für die deutsche Nation und zum nachahmungswürdigen Beispiele, die finsteren Bande unnatürlicher Doctrinen muthig zu zerreißen.

Friede seiner Asche!

Ende.

Verantwortlicher Redacteur: Theodor Scheibe.

18000